Amerika

3ff

Nicaragua.

Nach

eigener Anschauung im Jahre 1852

und

mit besonderer Beziehung auf die Auswanderung nach den heißen Zonen Amerika's

beschrieben

von

C. F. Reichardt.

Mit einer General- und einer Special-Karte in Stahlstich.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1854.

Bemerkungen

zu den beigefügten beiden Karten.

Bei dem in den nachfolgenden Blättern näher beschriebenen besonderen Theile von Mittel-Amerika sind in geographischer Beziehung hauptsächlich zwei interessante Gesichtspunkte hervorzuheben: einmal im Allgemeinen die Weltlage Nicaragua's und seine leichte Zugänglichkeit von beiden Weltmeeren aus betreffend, und dann im Besonderen die gänzliche Unkunde über die wirkliche Beschaffenheit des größten Theils des Landes, in welcher wir uns noch immer befinden.

Zur besseren Veranschaulichung der ausgezeichneten Weltlage, ist die Generalkarte von Nordamerika beigefügt, da, abgesehen von der für den Welthandel so wichtigen Uebersicht der verschiedenen, bereits in Vorschlag gebrachten Linien zur Verbindung der beiden Oceane über den central-amerikanischen Isthmus überhaupt, Nicaragua zunächst für die Zukunft eine größere Bedeutung erhalten wird, durch seine respective Lage zu den Vereinigten Staaten, zu Westindien und zur ganzen Westküste, namentlich aber zu Californien, nach welchem Goldlande noch fortwährend die Hälfte aller Reisenden vom Norden aus und der zahlreichen Einwanderer von den atlantischen Staaten der Union, die Transitroute über San-Juan del Norte einschlagen. — Der Staat Nicaragua, wie derselbe wahrscheinlich in nächster Zukunft schon, mit Einschluß des ganzen sogenannten Mosquitia's, oder seiner ihm bisher noch vorenthaltenen Küstenstrecken am atlantischen Ocean, unter der Aegide der Vereinigten Staaten, innerhalb sicherer und fester Grenzen, sich gestalten wird, ist auf dieser Karte durch besondere Farbengebung bezeichnet.

Die zweite Karte, in größerem Maßstabe, beabsichtigt, soweit es die Umstände und die gewonnene Autopsie und unternommene Recognoscirung des Terrains gestatteten, ein möglichst anschauliches Bild des großen Beckens von Nicaragua zu geben, wie dasselbe, ringsum von den verschiedenen

Bergzügen eingeschlossen, sich in seinen bewohnteren, mehr oder weniger angebauten und, so weit es sich ermitteln ließ, auch in seinen noch völlig wilden, fast unbekannten Theilen, gegenwärtig wirklich darstellt; wie dasselbe gegen die beiden nahen Weltmeere in seinen Küstenpunkten sich verhält; und namentlich wie dasselbe mit dem atlantischen Ocean durch das große Thal des San-Juan-Stromes in schiffbare Verbindung tritt. Die Gründe, welche uns bewogen, es vorzuziehen, von diesem für alle Communications-, Colonisations- und Civilisationszwecke wichtigsten, größten und fruchtbarstem Theile, dem Becken des Nicaragua-Sees, eine Karte in größerem Maßstabe entworfen mitzutheilen, anstatt eine doch immer nur ungenügende, weil nothwendig unrichtige allgemeine Karte des ganzen Landes, in kleinerem Maßstabe, ähnlich den gewöhnlich vorkommenden, die verschiedenen Reisewerke begleitenden Karten, zu liefern, veranlassen aber zu folgenden allgemeinen Bemerkungen über die wunderlichen, noch immer andauernden Zustände unserer geographischen Unkunde hinsichtlich des Inneren dieses, wie mancher ähnlich situirten Länder des früheren spanischen Amerika's.

Daß in früherer spanischer Colonialzeit, außer den allerdings vorhandenen und zum Theil für spätere Karten vielfach benutzten, aber unzuverlässigen Küstenaufnahmen und einzelnen Ortsbestimmungen für die Hauptstädte, jemals nur der Versuch gemacht worden, eine Karte vom weiten Inneren der damaligen Statthalterschaft Guatemala (die jetzigen fünf central-amerikanischen Republiken umfassend) zu entwerfen, welche nur den geringsten Ansprüchen an Verständniß der Configuration des Landes zu genügen im Stande gewesen wäre, darf mit Recht bezweifelt werden. In den colonialen Archiven, welche später während der ersten Jahre der Unabhängigkeits-Kämpfe gänzlich zerstört und vernichtet wurden, scheinen bestimmt zu keiner Zeit dergleichen vorhanden gewesen zu sein, wie sich solches unter Anderem schon durch das im Anfang dieses Jahrhunderts zusammengetragene, topographische Werk des Juarros aus inneren Wahrscheinlichkeitsgründen darthun ließe. Selbst auf den früheren großen Weltkarten von Arrowsmith, von anderen ähnlichen Karten ganz absehend, sind diese Länder augenscheinlich nur aufs Gerathewohl und durchaus falsch, selbst in den Küstenlinien, in letzteren wahrscheinlich nach den früheren spanischen Seekarten, verzeichnet. Während der letzten dreißig Jahre sind dann endlich erst von Seiten der englischen Marine die beiderseitigen Küsten des ganzen central-amerikanischen Isthmus, von Yucatan bis zum Golf von Darien, mit wenigen Ausnahmen, zum ersten Male genauer vermessen und aufgenommen worden, sich jedoch lediglich auf die Küstenlinie selbst, die vorliegenden Inseln und Untiefen, und die Angabe einiger Höhenpunkte der

sichtbarsten Landmarken beschränkend. An den atlantischen Küsten war es besonders Capitain Owen, an der des stillen Oceans Sir Edward Belcher, welche die früheren unrichtigen Seekarten durch ihre Aufnahmen corrigirten.

Nicaragua insbesondere betreffend, so wurde gelegentlich der Wiederaufnahme des interoceanischen Canal-Projects von Seiten der Asamblea-nacional, der erste Schritt zur nothwendigen genaueren Kunde des eigentlichen Verhaltens der bezüglichen Localitäten, als die früheren oberflächlichen Recognoscirungen von Isasi und Maestre aus spanischer Zeit nur darboten, dadurch gethan, daß 1837 der im Lande ansässige englische Ingenieur Baily von der Regierung den Auftrag erhielt, die beabsichtigte Canallinie zu vermessen.

Diese von Baily in den Jahren von 1837 bis 1840 verfolgten, durch die inneren Unruhen mehrfach unterbrochenen, und nur theilweise zuverlässigen Aufnahmen des Sees von Nicaragua, des besonderen Theils des schmalen Isthmus zwischen demselben und dem stillen Ocean, vom Rio Bajas nach San-Juan del Sur, und des Flußthals oder vielmehr des Stromlaufs des San-Juan-Flusses, blieben dann in ihren verschiedenen gelegentlichen Veröffentlichungen bis auf die allerneueste Zeit fortwährend die einzigen brauchbaren und vielfach benutzten Anhaltspunkte für die Topographie des Inneren von Nicaragua.

Nachdem sowohl durch die damaligen Canalprojecte, als auch durch verschiedene verunglückte Colonisationsversuche, die Aufmerksamkeit wieder mehr auf Central-Amerika hingeleitet worden, erschienen dann von Zeit zu Zeit nordamerikanische, englische, belgische, französische und deutsche, größere und kleinere Karten des ganzen Landes oder einzelner Staaten, welche sämmtlich so lächerlich falsch gezeichnet und willkürlich, je nachdem es gerade zu dem bevorworteten Projecte paßte, mit dem Inneren, den Bergen, Flüssen, Buchten und Seen umspringend, entworfen waren, daß es schon damals nur eines vergleichenden Blickes auf dieselben bedurfte, um sich sogleich von der gänzlichen Werthlosigkeit derselben zu überzeugen. Auch die früheren Phantasiegebilde des Herrn A. v. Bülow über Nicaragua und Costarica, wie solche in seinen sämmtlichen vor 1851 erschienenen Schriften über Colonisation und den denselben beigefügten Specialkarten enthalten sind, müssen unbedingt hierher gerechnet werden.

Im Jahre 1851 erschien dann in London, unter dem Namen des vorerwähnten Ingenieurs Baily, eine auf Richtigkeit und Zuverlässigkeit bedeutend größere Ansprüche machende, gerechte Erwartungen in dieser Beziehung erregende, große und saubere Karte von Central-Amerika, mit den Details der drei bekannten Uebergangsprojecte

von Panama, Nicaragua und Tehuantepec. — Da Mr. Baily nämlich damals bereits seit sechzehn Jahren ununterbrochen in Central-Amerika gelebt hatte, und für längere Zeit an verschiedenen Punkten des Landes ansässig gewesen war, sowohl in Guatemala, in Salvador als in Nicaragua, und mit Hülfe seiner Söhne dort das Feldmesser-Geschäft betrieb, so ließen sich allerdings gerade von ihm vorzugsweise richtige Angaben und Zeichnungen erwarten. Als wir, auf unserer Hinreise, jedoch im Herbst 1851 die Verleger der Karte, die Herrn Trelawney-Saunders in Charing-Croß in London aufsuchten, um einige nähere Aufschlüsse und anderweitiges, vielleicht in England vorhandenes Material für die Geographie des Landes von denselben zu erhalten, so wurden wir leider schon dort vorläufig über die Verläßlichkeit der gedachten Karte vollkommen enttäuscht, indem Mr. Saunders gar kein Hehl daraus machte, wie unvollständig und in jeder Hinsicht ungenügend die Behufs Anfertigung der Karte übersandten Skizzen des Mr. Baily gewesen, und wie die ganze Karte wesentlich erst in London entstanden und zusammengesetzt, die Berge hineingezeichnet und das ganze Innere ausgefüllt worden sei! — Im Lande selbst angelangt und vergleichend, fanden wir denn auch freilich fast bei jedem Schritte die Mangelhaftigkeit und Unrichtigkeit der Karte vollkommen bestätigt. Als die einzigen brauchbaren Theile der, selbst in den atlantischen Küsten, für welche doch die richtigen Seekarten vorlagen, durchaus falschen Karte, vom Inneren von Costarica und Nicaragua ganz zu geschweigen, möchten vielleicht Salvador und die nähere Umgebung von Guatemala zu bezeichnen sein.

In New-York, wo wir gleichfalls hoffen durften, uns schon damals weiteres Material für die Topographie des Landes, welches wir zu durchreisen beabsichtigten, verschaffen zu können, gelang es uns nur, von dem damals zwar schon fertig gedruckten, aber noch nicht ausgegebenen Werke des Mr. Squier über Nicaragua, der 1849 und 1850 dort war, uns durch die Gefälligkeit eines Freundes, Abdrücke der das Buch begleitenden vier oder fünf Karten zu verschaffen, welche dann gleichfalls später mit der Wirklichkeit verglichen werden konnten. Da Mr. Squier seine veröffentlichten genaueren Karten der bekannteren Localitäten nur von den, behufs Ausarbeitung eines Canalprojects für die Vanderbilt'sche Compagnie von 1850 bis 1851 in Nicaragua beschäftigten amerikanischen Ingenieuren erhalten haben konnte, so glaubten wir auch nun endlich einmal ganz zuverlässiges Material, wenigstens für diesen unteren Theil des Landes, in Händen zu haben; waren aber nicht wenig erstaunt, bei späterer Vergleichung und Prüfung an Ort und Stelle auch hier wiederum nur zu häufig auf falsche Angaben und größere oder kleinere Ungenauigkeiten jeder Art zu stoßen.

Da das 1852 in New-York und London erschienene, mit reichhaltigen Beilagen verschiedener Art versehene Werk des gedachten Mr. Squier neulich auch in Berlin in deutscher Uebersetzung erschienen ist, so möchten über den, uns hier allein interessirenden Punkt der Kartographie des Landes, zu welcher der Verfasser einige Beiträge geliefert, beiläufig folgende Bemerkungen einzuschalten sein. Was zunächst die generelle Karte von Nicaragua zu Eingang des Buches betrifft, so bietet dieselbe allerdings endlich einmal ein etwas richtigeres Bild des Landes dar als alle früher veröffentlichten ähnlichen Zeichnungen; die Gewässer, die Hauptrichtung der Gebirgszüge, die Küsten, und die Reihe der einzelnen Vulcane u. s. w. sind wenigstens im Allgemeinen richtig und ziemlich anschaulich dargestellt, wenn auch in den Einzelnheiten, z. B. der kleineren Flüsse, der Wege u. s. w., fast überall Correctionen nöthig wären, um die vielen Unrichtigkeiten zu verbessern. Nur in sofern giebt darum die Karte doch wiederum ein durchaus falsches Bild vom Lande bei näherem Eingehen in dieselbe, indem man nach den ziemlich willkürlich und, wie gesagt, zum Theil geradezu falsch hineingezeichneten Wegen, Flüssen, Ortschaften u. dergl. verleitet wird anzunehmen, daß das Innere des ganzen Landes auch ebenso gleichmäßig bekannt, ja bewohnt und bebaut wäre, um auf die vorliegende Weise richtig bezeichnet werden zu können. Letzteres ist jedoch so wenig in Wirklichkeit der Fall, daß selbst für die bekannteren Theile z. B. die nächsten Umgebungen des Sees, einzelne Küstenstriche u. s. w., welche Mr. Squier zum Theil selber, aber freilich, in seine diplomatischen Verhandlungen vertieft, sehr flüchtig und ohne besonderes Auge und Sinn für Topographie durcheilt hat, ganz falsche Namen und Bezeichnungen auch hier noch immer wieder vorkommen. Für die gänzlich unbekannten weiten östlichen Landstriche, wo Mr. Squier freilich einzelne beschränkte Localitäten als »unexplored« angiebt, wäre es gewiß zweckmäßiger gewesen, alle und jede, doch nur ganz willkürliche Bezeichnungen und Angaben wegzulassen. Letzteres gilt namentlich für die verschiedenen indianischen Stämme der Rama's, Cookra's, Woolwa's u. s. f., von denen kein Mensch im Lande etwas weiß, und welche zweifelsohne, wenn sie überhaupt je existirt haben, längst gar nicht mehr vorhanden sind. — Von den drei mitgetheilten Specialkarten sind die beiden kleineren, der Ebene von Leon und der Umgebung von Tipitapa und des Estero-Panaloya (letztere übrigens von Julius Fröbel herrührend) ganz schätzbare und, so weit wir sie vergleichen konnten, ziemlich zuverlässige Beiträge zur speciellen Topographie. Zu ersterer, der Karte der Ebene von Leon, wäre nur zu bemerken, daß hier wiederum, offenbar dem Canalprojecte zu Liebe, der Estero-Real als viel zu breit und zu tief in dieser Art ins Land eintretend verzeichnet ist. Dergleichen kleine Schwachheiten, um irgend eine Lieblings-

idee plausibler zu machen, kommen leider nur zu häufig in den amerikanischen Reisewerken und Karten noch immer vor. — Die größere Specialkarte des Laufes des San-Juan-Stromes ist dagegen keineswegs zuverlässig, offenbar flüchtig copirt, in den Details ungenau und an einzelnen Stellen, wie z. B. für die nähere Umgebung von San-Juan del Norte und die Lagunen, geradezu falsche Angaben enthaltend. Die Hafenbucht von San-Juan ist gleichfalls nach schlechteren alten Karten copirt, und liegen für diese Küste und deren Buchten doch die vollkommen richtigen Admiralitry-Charts vor.

Da nun auch die neuesten, genaueren Vermessungen und Aufnahmen des Terrains von Seiten der Vanderbilt'schen Canal- oder Transit-Compagnie, sich nur auf den Lauf des San-Juan Stromes selbst und seiner unmittelbaren Ufer (ohne Einschluß des weiteren Thals und der Berge zu beiden Seiten des Flusses) und auf zwei oder drei verschiedene Linien zur Verbindung des Sees mit dem stillen Ocean (ohne den See selbst und dessen übrige Umgebung in die Aufnahmen einzuschließen) beschränkt haben, — frühere Aufnahmen oder nur zuverlässige Recognoscirungen der übrigen verschiedenen, ausgedehnten Landestheile aus keiner Zeit irgend vorhanden sind, — so kann selbstverständlich von einer nur annähernd richtigen Karte von Nicaragua noch eben so wenig die Rede sein, wie von irgend einem anderen größeren Theile dieses, fast überall mit tropischem Urwalde bedeckten, wilden und theilweise noch völlig unzugänglichen Gebirgslandes von ganz Central-Amerika.

Es dürfte daher jedenfalls zweckentsprechender erscheinen, in der mitgetheilten Specialkarte des großen Beckens des Nicaragua-Sees dem Leser nur ein etwas anschaulicheres Bild der allgemeinen Configuration dieses Theiles des Landes zu geben, als solches durch wörtliche Beschreibung zu erreichen ist; und zugleich nur diejenigen Localitäten, Ortschaften, Berge, Wege und Wasserläufe etwas genauer zu bezeichnen, von deren Vorhandensein und ungefährer Situation wir uns auf den verschiedenen Kreuz- und Querzügen durch das Land selbst überzeugen konnten. Zu gleicher Zeit bezeichnen die aufgeführten Oertlichkeiten gegenwärtig auch diejenigen einzelnen Theile des ganzen Landstriches, welche von der spärlichen Bevölkerung überhaupt nur bewohnt, und somit als angebaute zu betrachten sind.

Vorwort.

Mit dem vermehrten Handelsverkehr und der leichteren, rascheren Verbindung Europa's mit der neuen überseeischen Welt traten in letzter Zeit auch die bisher noch unbekannteren und weniger beachteten Länder Amerika's, namentlich die der heißen Zone angehörigen, immer mehr aus dem früheren Dunkel hervor. Die in steigender Progression und Bedeutung zunehmende deutsche Auswanderung bildet aber unstreitig gegenwärtig das wichtigste Moment in den verschiedenen stattfindenden Beziehungen zwischen der alten und neuen Welt, und dem großen, bei dieser Auswanderungsfrage direct wie indirect betheiligten, deutschen Publicum wird hoffentlich der in nachfolgenden Blättern enthaltene Beitrag zur besseren Kunde über eines jener weniger bekannten, schönen Tropenländer nicht unwillkommen sein.

Die mit Verfolgung eines bestimmten Zweckes unternommene Reise und der längere Aufenthalt im Inneren des Landes haben dem Verfasser eine erwünschte, gewöhnlichen Reisenden und Touristen selten gebotene Gelegenheit verschafft, sich möglichst vollständig und genau über die natürliche Beschaffenheit und die eigenthümlichen gegenwärtigen Zustände des fraglichen Landes zu unterrichten. Nach erfolgter Rückkehr nach Europa hielt derselbe sich gewissermaßen für verpflichtet, durch öffentliche Mittheilung seiner Beobachtungen wenigstens das Seinige beizutragen zur wünschenswerthen Aufklärung und Verständigung über manche bisher noch immer

gehegte irrige Ansichten und vorgefaßte Meinungen, welche im Allgemeinen gerade über jene Länder noch vielfach verbreitet sind.

Im Besonderen ist es, in Beziehung auf die Tropenländer Amerika's, jedoch wiederum die Auswanderungs- und Colonisations-Frage, welche in letzter Zeit nicht nur die Blicke auch des größeren Publicums auf diese Länder gelenkt hat, sondern zugleich leider in einheimischer wie ausländischer Literatur die einander widersprechendsten Berichte, die verworrensten Ansichten und die schiefsten Urtheile über diese ganze Angelegenheit zu Tage gefördert hat, der absichtlichen Täuschungen und falschen Vorspiegelungen ganz zu geschweigen. Die nachfolgenden, von durchaus unbefangenem, unparteiischem oder besser uninteressirtem Standpunkte aus sich ergebenden Schilderungen und Beurtheilungen der wirklichen Zustände des bestimmten Landes möchten Einiges dazu beitragen, um sowohl einerseits unhaltbare Vorurtheile gegen das Leben in den Ländern der heißen Zonen zu beseitigen, als auch andererseits leichtsinnige Uebertreibungen der Enthusiasten und zu sanguinische Hoffnungen der Speculanten auf ihr richtiges Maß zurückzuführen.

Ein aufmerksam beobachtendes Verfolgen der großartigen Entwickelung und der riesigen Fortschritte der nordamerikanischen Union während der letzten zwanzig Jahre, ein sechsjähriger früherer Aufenthalt in verschiedenen der Vereinigten Staaten und spätere wiederholte Reisen durch Amerika berechtigen den Verfasser vorliegender Blätter wohl zu einigem selbständigen Urtheile über das Leben und Treiben des Welttheils der Zukunft, und haben die im letzten Abschnitte enthaltenen Andeutungen über europäische Auswanderung nach jenen Ländern der heißen Zone und über deutsche Ansiedelungen in Nicaragua als zeitgemäß erscheinen lassen. — Ueber die eigentliche Veranlassung zu der unternommenen Reise wird es erforderlich sein, hier bevorwortend noch das Nähere in aller Kürze beizubringen, auch zur richtigeren Beurtheilung des Gesichtspunktes, aus welchem die Untersuchung des in Rede stehenden Landstriches von Central-Amerika nur statttfand, und der bestimmten Zwecke die durch dieselbe erreicht werden sollten.

Bei der in letzter Zeit, von Jahr zu Jahr zunehmenden, massenhaften deutschen Auswanderung nach den transatlantischen Ländern und der immer größeren Wichtigkeit, welche diese Erscheinung für die deutsche Rhederei überhaupt gewann, konnte es nicht fehlen, daß neben Nordamerika, wohin sich früher fast ausschließlich der Zug unserer Emigranten gewandt hatte, auch andere Länder jenes Welttheils, sowohl diesseits als jenseits des Aequators, aus sehr verschiedenen Gründen, als Auswanderungsziel zur Sprache gebracht wurden. — Veranlaßt sowohl durch das Vorbild des so raschen materiellen Aufblühens der Vereinigten Staaten, als auch schon durch die auf der Hand liegenden, unläugbaren Vortheile, welche durch Einwanderung einer arbeitsamen, freien Bevölkerung jedem ähnlich situirten Lande erwachsen mußten, haben auch in neuester Zeit fast alle Regierungen jener Staaten durch verschiedene Mittel versucht, einen Theil der großen europäischen Emigration auch nach ihren Küsten und uncultivirten Ländereien hinzuziehen. Diese sehr erlaubten und, wenn nur in offener redlicher Weise durchgeführt, für beide Theile auch wirklich vortheilhaften Mittel bestehen aber bekanntlich in liberalen Colonisations-Gesetzen, in billiger oder unentgeltlicher Ueberlassung der Staatsländereien an einzelne unbemittelte Einwanderer, oder endlich, um ganze Gegenden rascher zu bevölkern, in Schenkungen oder Concessionen großer Landstriche, sowohl an einzelne sogenannte Empressarios, oder an Vereine und Compagnien, unter der Bedingung, diese Landstriche in einer bestimmten Zeit mit ackerbautreibenden oder industriellen Immigranten zu bevölkern, mit anderen Worten, Colonien auf denselben anzulegen.

Die früheren Versuche letzterer Art, die meist in die dreißiger Jahre fallen, mißglückten nun aber, und zwar aus sehr nahe liegenden Gründen, fast sämmtlich, sowohl in Brasilien und Venezuela, als in Mexico und an den atlantischen Küsten Central-Amerika's. Ganz abgesehen von den offenkundigen Betrügereien, dem gewissenlosen Schwindel und allen übrigen an ältere holländische und englische Colonial-Seelenverkäuferei erinnernden Nichtswürdigkeiten, die bei

den meisten, wo nicht bei allen, jener früheren Colonie-Speculationen stattfanden — welche von der eigentlichen, wichtigeren Frage der Zweckmäßigkeit und des möglichen Gedeihens derartiger Colonisirungen ganz zu trennen sind und auch heut zu Tage kaum mehr vorkommen dürften —, stellte sich allein durch das Factum des wiederholten Mißlingens derartiger Unternehmungen, namentlich in den zwischen den Wendekreisen gelegenen Ländern Amerika's, bald ein allgemeines und ungerechtes Vorurtheil fest: als seien alle diese, dem Aequator näher gelegenen, schönen und fruchtbarsten heißen Länder der Erde für Ansiedelungen von Europäern oder Weißen durchaus untauglich. Die Unhaltbarkeit dieser, so oft gehörten, allgemeinen Behauptung und die meist in gänzlicher Unkenntniß der Wirklichkeit und der tropischen Natur beruhenden Gründe für dieselbe, haben wir uns bemüht, in einigen Beziehungen und wenigstens für das eine bestimmte, etwas näher beschriebene, heiße Land möglichst darzuthun, bei Gelegenheit der Bemerkungen über die Auswanderung nach Nicaragua im letzten Abschnitt. Vollständig entschieden kann die Frage für jedes einzelne Land selbstverständlich nur durch die längere Erfahrung werden; nur dürfen vereinzelte, unverständig angestellte und verunglückte kurze Experimente nicht als schon entscheidend gelten. — Auch in Central-Amerika waren schon seit 1835, sowohl von England als von Frankreich und Belgien aus, verschiedene Colonisations- und Ansiedelungs-Versuche gemacht, aber, sämmtlich nur an den atlantischen Küsten, an ungeeigneten Localitäten unternommen, bald wieder aufgegeben worden.

Verband sich früher mit dem ausgedehnten Isthmus von ganz Central-Amerika schon die interessante Frage wegen der hier an verschiedenen Stellen ausführbaren und projectirten Verbindungen der beiden Oceane, so trat seit 1848 dieser Theil von Amerika noch in ganz neue Beziehungen, sowohl zunächst zu den Vereinigten Staaten, als auch zu der gesammten übrigen Handelswelt, durch die Entdeckung der Goldlager Californiens, das hierdurch an der ganzen Westküste hervorgerufene neue Leben und Treiben, und durch den von nun an täglich zunehmenden Reiseverkehr über den Isthmus.

Es bedarf wohl nur eines Blickes auf die Weltkarte, um die unläugbare Wichtigkeit Central-Amerika's für die ganze künftige Entwickelung des Welthandels im Großen und die Culturgeschichte der Menschheit, sogleich in's Auge springen zu lassen.

Schon 1849 bildete sich in Berlin ein Colonisations-Verein für Central-Amerika, zunächst wohl veranlaßt durch die Schriften eines Herrn A. v. Bülow über die großen Vortheile, welche dem deutschen Handel erwachsen würden, von dort zu etablirenden Ackerbau-Colonien deutscher Auswanderer, dem bedeutenden pecuniären Gewinn, welcher den Actionären eines solchen Unternehmens zufallen würde u. dgl. m. Das großartige Unternehmen, Central-Amerika von Berlin aus zu colonisiren, welches Herr v. Bülow als sehr leicht ausführbar darstellte, mit den sanguinischsten Hoffnungen und Uebertreibungen nach allen Seiten hin, bei offenbarer Unkunde über das Innere des Landes, die wahre Beschaffenheit und die gegenwärtigen politischen und socialen Zustände desselben begonnen, blieb, jedoch nach zweijährigen Bemühungen von Seiten der Direction, trotz aller Anpreisungen, öffentlichen Aufforderungen, Prospecten und Einladungen zur Betheiligung fortwährend im vergeblichen Werbungs-Proceß begriffen. Von dem nothwendigen Actiencapital zur Erlanguag der Corporationsrechte, von 100,000 Rthlrn., konnten im ganzen Inlande kaum die Hälfte zusammengebracht werden, obgleich die Seehandlung und mehrere fürstliche Personen sich dabei betheiligten; und endlich, im Jahr 1851, wandte sich der Vorstand des Berliner Vereins auch nach Hamburg, um zu versuchen an der hiesigen Börse das noch fehlende Actiencapital zu erhalten. — Die angeblich nur noch fehlende Hälfte der Actienzeichnungen war hier von einigen der ersten, sich für derartige neue Unternehmungen stets interessirenden Handlungshäuser bald beschafft, und somit endlich die erste Bedingung erfüllt, zur Ermöglichung der wirklichen Ausführung der seit 1849 in Berlin gehegten, problematischen Colonisations-Projecte.

Es dürfte übrigens einigermaßen befremdlich erscheinen, daß man sich damals in Hamburg an einem, so im ganzen Zuschnitt

schon verdorbenen, sich schon mehrere Jahre hinschleppenden Projecte überall zu betheiligen bewogen fand, da man hier zu überseeischen Unternehmungen wahrlich weder die nur vorhandenen spärlichen Mittel, noch auch die Intelligenz eines Berliner Colonisations-Vereins bedarf. So erklärlich aber die anfänglichen Zweifel und Bedenken gegen das pomphaft angekündigte, als patriotisch und philanthropisch angepriesene Project auch sein mochten — welche sich denn auch später als vollkommen gerechte erwiesen haben, — so ließ sich auf der anderen Seite doch nicht läugnen, daß die Grundidee des Unternehmens — basirt auf die deutschen, einmal vorhandenen Auswanderungs-Zustände und die angeblichen Zusicherungen der transatlantischen Regierungen — eine durchaus richtige sei, und daß ferner in Voraussetzung der Wahrheit aller Angaben von Seiten des Berliner Auswanderungs-Vereins, und der Zuverlässigkeit der gemachten Zusagen hinsichtlich sofortiger Ertheilung der Corporationsrechte, diplomatische Vertretung (!) — preußische Kriegsschiffe u. s. w., — selbst aus dem damals vorliegenden Colonisations-Unternehmen, trotz aller früheren Mißgriffe und begangenen Fehler in der Organisation, sich doch noch etwas hätte machen lassen, sobald nur die nöthigen Mittel sofort herbeigeschafft und die Ausführung des Ganzen auf verständigere, energischere Weise vor sich gehen würde.

Bald nach erfolgter Constituirung des combinirten Actien-Unternehmens traten jedoch wesentliche Meinungs-Verschiedenheiten zwischen den Hamburger und Berliner Actionären, oder vielmehr zwischen den beiderseitigen Comités ein, und da es sich bald herausstellte, daß man in Berlin auch nunmehr noch nicht gesonnen schien, endlich einmal zur raschen, durch die Umstände gebotenen Ausführung zu schreiten, das ewige Zaudern und die überklugen Bedenklichkeiten aber wenig dem praktischen Sinne zusagten, mit dem man gewohnt ist in Hamburg dergleichen Unternehmungen anzufassen, — so erfolgte, schon im Herbst 1851, wiederum eine völlige Trennung der beiden Actiengesellschaften und Aufhebung des bislang bestandenen Verhältnisses, wie es durch das Statut vom April d. J. festgestellt war.

Auf die weiteren Details und Auseinandersetzung über diese, sobald nach der Einigung schon wieder erfolgte Trennung können wir uns hier natürlich nicht einlassen, sondern müssen uns eine schärfere Beleuchtung dieser ganzen Verhandlungen und des wunderlichen Benehmens und Treibens der nicht füglich zu trennenden Berliner Colonisations- und Central-Auswanderungs-Vereine, schon wegen der zur Aufklärung und Constatirung der Thatsachen nöthigen beizubringenden, reichhaltigen Documente und Actenstücke, für passendere Gelegenheit und spätere Zeit vorbehalten. Hier ist es uns nur um den geschichtlichen Verlauf der ganzen, auf Central-Amerika bezüglichen Colonisations-Angelegenheit zu thun, insofern dieselbe von Berlin oder Hamburg ausgegangen und verfolgt worden ist.

Nach erfolgter Auflösung des früher vereinbarten Verhältnisses beschlossen die in Hamburg für die allgemeine Idee des Unternehmens sich auch ferner noch interessirenden Actionäre, nun sofort auf eigene Hand diejenigen nothwendigen ersten Schritte zur Entscheidung der Vorfragen zu thun, welche die Berliner Colonisations-Freunde während der vergangenen zwei Jahre nicht hatten zur Ausführung bringen wollen oder können. Diese konnten aber selbstverständlich nur darin bestehen, endlich einmal an Ort und Stelle zuverlässige Auskunft zu erlangen über das Land, das man colonisiren wollte, und die dort wirklich vorhandenen Zustände und Verhältnisse, um dann erst, anstatt wie bisher auf unbestimmte unklare Vorstellungen und Illusionen hin, auf einer sicheren Basis fußen zu können, und demnächst, falls das Unternehmen sich dann noch als ein zweckmäßiges, ausführbares und Vortheile versprechendes ausweise, dasselbe auch energisch durchzuführen. — Verfasser dieses wurde mit dem Auftrage beehrt, eine vorläufige Untersuchung des Landes, in Beziehung auf die speciellen Zwecke der Colonisirung vorzunehmen, sowie zugleich Unterhandlungen anzuknüpfen mit der zeitweiligen Regierung von Nicaragua, wegen Ueberlassung etwa sich vorfindender für die Zwecke der Gesellschaft geeigneter Ländereien, und begab sich demnach im Spätherbst 1851 über London

und Liverpool nach New-York, und nach einigem Aufenthalt an letzterem Orte nach Central-Amerika.

Beiläufig mag hier schon, zur Vermeidung von Mißverständniß, bemerkt werden, daß der wiederum auf seinen früheren Zuschnitt beschränkte Berliner Colonisations-Verein etwas später dann auch Herrn v. Bülow endlich nach Central-Amerika absandte, und zwar zunächst mit der Absicht, faute de mieux, in Verbindung mit einem gewissen Don Crisanto Medina aus Costarica, dessen in den Bergen von Guanacaste an der Westküste einsam gelegene, bescheidene Hacienda von Miravalles zu colonisiren. — Als auch hier die Verhandlungen an Ort und Stelle sich wiederum zerschlugen, begab Herr v. Bülow sich nach San-José in Costarica, und hat auf seine Veranlassung der gedachte Berliner Verein hier, in Verbindung mit einer schon bestehenden costaricanischen Wegebau-Gesellschaft, gegen Abtretung von zu colonisirenden Staatsländereien, die Erbauung einer neuen Straße von Cartago über das Gebirge nach der atlantischen Küste nunmehr unternommen.

Die noch immer offene, gewöhnlich von allen Seiten falsch oder einseitig aufgefaßte Frage: hinsichtlich der in jenen transatlantischen Ländern mit Vortheil oder Nutzen und Aussicht auf Gelingen und auf die deutsche Auswanderung berechneten Ackerbau- und Handels-Colonien — wie solche gegenwärtig von Hamburg aus bereits in verschiedenen Provinzen Brasiliens, in Chile (Valdivia), in Venezuela und anderen Orten unternommen worden, und in mehr oder weniger gutem Fortgange begriffen sind — umfaßt, auch abgesehen von der bestimmten Form des Unternehmens, der Speculation und der Auswanderungsinteressen, selbst verschiedene andere Fragen und Beziehungen von allgemeinem Interesse und ganz besonderer Wichtigkeit für die Gestaltung der Zukunft jener Länder selber. Wenn es der bisherigen Erfahrung nach als ziemlich entschieden anzunehmen ist — und Wenige, die mit unbefangenem Blick und Urtheil sich eigene nähere Anschauung an Ort

und Stelle verschafft haben, werden sich dieser Ueberzeugung haben entziehen können —, daß weder die eingeborene, oder früher das Land bewohnende, kupferfarbene Race, die verschiedenen indianischen Völkerstämme Amerika's, noch auch viel weniger die durch den 300jährigen Sklavenhandel von Afrika hingebrachten Millionen der schwarzen oder Neger-Race, mit allen ihren farbigen Abstufungen, je im Stande sein können, für sich allein eine viel höhere Bildungsstufe zu erreichen, als diejenige ist, auf welcher sie sich noch immer nur befinden, so beruht die einzige Hoffnung, die schönsten und fruchtbarsten, aber heißen Landstriche der neuen Welt, mit in den Bereich der höheren Civilisation und vollkommenen Cultur hineinzuziehen, allein auf der Möglichkeit, auch die höher stehende weiße Menschenrace hier mit Erfolg zu acclimatisiren.

Wie wenige vereinzelte, nur einigermaßen gewissenhaft und anders als leichtsinnig und vorübergehend, und unter den ungünstigsten Bedingungen unternommene frühere Versuche in letzter Beziehung nur vorliegen, wird Jedem, der etwas näher in die fragliche Angelegenheit eingeht, sich sogleich herausstellen. Durch neuere Forschungen und die glänzenden Resultate der fortgeschrittenen Wissenschaft und Erfindungen derselben, sind in neuester Zeit manche der früher für unüberwindlich gehaltenen Schwierigkeiten und Gefahren des Klimas und ähnliche Hindernisse, beinahe schon überwunden und beseitigt, und vor Allem sind jene Länder nunmehr in nähere Berührung mit einander und mit der europäischen Civilisation gebracht worden. Die gegenwärtig vor sich gehenden Versuche, die gewaltige Productionskraft jener Länder der heißeren Zonen auf rationellere und umfassendere Art und Weise als früherhin auszubeuten, und der zu diesem Endzweck erforderliche Kampf gegen die dem Menschenleben feindlichen Naturkräfte, können heut zu Tage schon unter weit günstigeren Bedingungen und mit größerer Aussicht auf lohnenden Erfolg unternommen werden, als dies selbst vor einigen Decennien nur noch möglich war. — Besonders ist jedoch eine möglichst in's Einzelne eingehende bessere Kenntniß der tropischen Natur in ihren klimatischen und sonstigen Einflüssen auf

den Menschen, — der von der gewohnten so ganz verschiedenen Vegetation, den Producten und den Nahrungsmitteln, — und des nothwendig zu beobachtenden Lebens-Verhaltens in heißen Klimaten, — unerläßlich, um für den neuen Ansiedler oder Einwanderer aus Ländern nördlicher Breite manche der nur eingebildeten Gefahren verschwinden und andere wirklich vorhandene leichter vermeiden zu lassen. — Eine ruhige Vergleichung und sichere Abwägung der jedesmaligen Nachtheile gegen die wirklich vorhandenen Vorzüge eines jeden Landes und Klimas, werden endlich nicht nur am sichersten zu einem richtigen Urtheile verhelfen, sondern auch allein im Stande sein, enthusiastische Illusionen zu zerstören und ungerechte Vorurtheile zu besiegen.

Von diesem vorstehend ungefähr angedeuteten Gesichtspunkte ausgehend, sind die in nachfolgenden Blättern enthaltenen Reisebemerkungen und Beschreibungen des Landes niedergeschrieben, und geht die Absicht des Verfassers lediglich dahin, einen Beitrag zu liefern zur besseren Aufklärung des, sich für diese wichtige Angelegenheit interessirenden, sowie des auswanderungslustigen Publicums, über das in vieler Beziehung merkwürdige und wohl zu berücksichtigende große Becken von Nicaragua, in seiner jetzigen Wildheit, Naturschönheit und großen Fruchtbarkeit.

Hamburg, im Juni 1853.

Inhalt.

I.

Von New-York über San-Juan de Nicaragua nach Granada.

Am Sonntag den 7. December gingen wir an Bord des Vanderbilt'schen Dampfboots »Prometheus«, dessen Abfahrt für San-Juan auf diesen Tag um 3 Uhr Nachmittags angesetzt war. Der Winter war in Nordamerika dieses Jahr ungewöhnlich frühzeitig und strenge eingetreten und ein schneidend kalter Nordwestwind durchwehte die sonntagsstillen Straßen. Der Contrast der heutigen, durch das kalte Wetter vermehrten Leere mit der gewöhnlichen werktäglichen Belebtheit und dem lärmenden Geschäftstreiben in dem ganzen unteren Theile der Stadt mußte uns aber heute um so auffallender erscheinen, da wir noch gestern dieselben Straßen, von Castlegarden bis weit über den Park hinauf, mit wenigstens der halben Bevölkerung der Metropole in festlichem Jubel durchwogt hatten. Ganz New-York schien sich noch auszuruhen von der gestrigen, bis spät in die Nacht hinein im Schwunge gebliebenen, großartigen Aufregung, die der enthusiastische Empfang Kossuth's bei seinem Betreten des amerikanischen Festlandes bei der leicht erregbaren Bevölkerung hervorgerufen. Selbst am Northriver, wo sonst jeder Abgang und jede Ankunft einer der großen Ocean-Steamers Tausende von Neugierigen und Speculanten jeder Art rasch zusammenbringt — durch welche der Reisende nur mit Mühe sich und sein Gepäck unangefochten hindurchrettet —, waren heute kaum einige Hundert

müßige Zuschauer auf dem Pierhead zu sehen. Dafür ging denn aber auch heute einmal ausnahmsweise die Einschiffung der etwa 300 Passagiere nebst Massen von Bagage, sowie das letzte Einnehmen des frischen Proviants, des Eises u. s. w. in größter Ordnung und Pünktlichkeit von Statten, und mit dem Schlage drei Uhr wurden die Schiffstaue von dem Pfahlwerk des Piers abgeworfen, die beiden gebräuchlichen Böllerschüsse gelöst, und der Steamer eilte mit raschem Lauf durch die schöne Bai dem großen Ocean zu.

Die frische Seebrise, obgleich nicht so schneidend wie der eisige Landwind von New=York, war doch unangenehm genug, um ein längeres Verweilen auf Deck unräthlich zu machen, und während der beiden ersten Tage waren alle etwa vorhandenen wärmeren Kleidungsstücke, Plaids, Ponchos und wollene Decken noch in starkem Begehr. Der erfreuliche Gedanke jedoch, mit jeder Umdrehung der mächtigen Schaufelräder dem warmen Klima näher zu kommen, half die Unannehmlichkeiten des in allen Einrichtungen mehr auf ein heißes als ein nordisches Klima berechneten Dampfschiffes während der kurzen Zeit der Dauer leichter ertragen. Als am zweiten Tage die Höhe des fast immer stürmischen Cap Hatteras nur erst passirt war und dann auch heiterer Himmel und ruhige See die Fahrt begünstigten, da fühlte man sich plötzlich von dem nördlichen rauhen, in das linde, herrliche tropische Klima versetzt. Mehr noch als die Tage, an denen, immer südlicher eilend, die Sonnenhitze selbst auf See bald drückend zu werden anfängt, bezaubern jeden von Norden Kommenden die warmen sternenhellen Nächte der Tropen, und wenn gar der Mond sein volles Licht leuchten läßt, so kann man sich Abends schwer von dem Verdeck und der hellen bezaubernden Nacht im Freien trennen, um verständigerweise sein, wenn auch unangenehmes, doch vor dem starken Thau und den schädlichen Einflüssen der Nacht geschütztes Lager in der heißen Cajüte einzunehmen.

Der »Prometheus«, eines der größeren Schiffe dieser Linie, machte damals erst seine dritte Reise zwischen New=York und San=Juan, und zwar nur mit etwa 300 Passagieren (von denen ungefähr 100 in der ersten und zweiten Cabin und 200 in der Steerage waren), war demnach in allen Stücken noch ziemlich neu, reinlich und wohl=

erhalten und nicht mit Passagieren überfüllt. Bei seiner letzten Rückkunft vom Süden hatte er 700 (!) Passagiere gebracht; und es sollte leider auch mein Schicksal sein, mit demselben Dampfboot später unter ähnlichen Umständen eine in jeder Hinsicht unangenehmere Reise machen zu müssen, als diese Winterfahrt es war.

Obgleich noch verwöhnt durch die kurz vorher gemachte Ueberfahrt von Liverpool nach New-York in einem der besten überhaupt den Ocean befahrenden Dampfböte, der »Baltic« in der Collins-Linie, erschienen uns doch sowohl die Küche als auch die übrigen Einrichtungen am Bord des »Prometheus« ziemlich befriedigend und hielten in mancher Beziehung sogar einen Vergleich mit jenem vortrefflichen Fahrzeuge aus. Dagegen bot freilich die Gesellschaft hier, sowohl Passagiere als Mannschaft und der herrschende Ton unter denselben, einen um so stärkeren Contrast dar. Während auf der »Baltic« die Gesellschaft fast nur aus gebildeten amerikanischen Familien der verschiedenen Staaten bestand, die sämmtlich von ihren Sommertouren in Europa und zuletzt von der eben geschlossenen Weltausstellung von London zurückkehrten, und die Officiere wie die Besatzung des U. St. Mail-steamers sich im Aeußeren und dem Benehmen schon dem auf englischen Kriegsschiffen herrschenden Tone und Etikette annäherten, waren auf dem »Prometheus« sowohl Cajüt- als Deck-Passagiere, mit wenigen Ausnahmen, Californier — d. h. zum Theil schon dort Gewesene, theils zuerst dorthin Auswandernde, aus allen Schichten der amerikanischen Bevölkerung bunt durcheinandergeworfen, und nur in dem gewissen Etwas der äußeren Erscheinung und des durchaus ungenirten Benehmens, das eben selbst in Amerika mit der Bezeichnung »Californier« allgemein verbunden wird, wieder übereinstimmend. Nur der Commandeur des Schiffes, Capitän Churchill, ein ältlicher, erfahrener Seemann von wenig Worten und ächter Yankee in der äußeren Erscheinung, wußte überall unbedingte Autorität auszuüben. Der kleine Purser des Schiffs dagegen, dem es eigentlich obliegt, die Schiffsordnung in geselliger Beziehung und je nach den Vorrechten der verschiedenen Classen von Passagieren aufrecht zu halten, quälte sich vergeblich ab, hierin irgend etwas zu leisten. Am öftersten wurde derselbe von der eigenen Schiffsmannschaft verhöhnt, wenn er das Recht des Quarter-

decks für die Cajütspassagiere gegen die vollkommen ungenirt sich hier hinstreckenden, ungewaschenen und verschiedene Sinne gleichzeitig beleidigenden Burschen der Steerage, des Forecastle oder gar der Engine-Rooms geltend machen wollte. Da übrigens während der ganzen Dauer das schönste Wetter bei vollkommen stiller See die Fahrt begünstigte und das Dampfboot auf seinen geräumigen oberen und unteren Promenade-Decks für die zufällige Anzahl sämmtlicher Passagiere hinreichenden Raum darbot, so ließen sich diese Unvermeidlichkeiten des amerikanischen Zusammenlebens selbst für die zahlreich anwesenden Damen leichter ertragen.

Nachdem wir am fünften Tage zuerst wieder einige der flachen Sandinseln der Bahama-Gruppe in Sicht bekommen und während der Nacht bei Mariguana und Inagua passirt waren, befanden wir uns den Morgen darauf innerhalb der weiten Bucht, welche die beiden westlichen Vorgebirge Hayti's zwischen sich bilden. Je mehr man sich dem Cap Tiburon nähert, desto großartiger wird die Ansicht auf die hohen inneren Gebirgszüge der Insel, zu denen die gleichfalls ansehnlichen Berge der vorspringenden breiten Landzunge den imposanten Vordergrund bilden. Der Capitän hatte die Artigkeit für die neugierigen Damen der Gesellschaft, vom Cap Dame Marie an bis zum Cap Tiburon möglichst hart an der Küste hinsteuern zu lassen, um denselben schon hier einen flüchtigen Blick in die ihnen neue tropische Natur zu gestatten. Die vielen Einschnitte der Küsten, mit den aus der Ferne romantisch genug erscheinenden Hütten und weißen Häusern unter schattigen Palmen und von Bananen-Pflanzungen dicht umgeben, mit der durchaus schwarzen Bevölkerung am Strand und in den verschiedenen Fischerböten, wie dies Alles bei dem raschen Vorbeifahren des Dampfbootes, wechselnd und gegen den schroff ins Meer abfallenden bergigen, dicht bewaldeten Hintergrund fortwährend sich verschiebend, dem Auge vorbeieilte, gewährte allerdings, nach der tagelangen Monotonie des Meeres, eine liebliche nur zu rasch wieder verschwindende Erscheinung.

Dienstag den 17. December, den neunten Tag nach der Abfahrt von New-York, Nachmittags 2 Uhr, lief endlich der »Prometheus« in die Hafenbucht von San-Juan ein. Wir hatten somit, wenn auch eine angenehme, ruhige, doch keineswegs rasche Reise gemacht,

da die Entfernung nur etwas über 2000 Meilen ist. Die hieraus sich ergebende durchschnittliche Schnelligkeit des Dampfbootes von 10 bis 11 Meilen per Stunde hätte sich denn auch allerdings bedeutend vermehren lassen, wenn es nicht eine durch Nothwendigkeit gebotene Vorsicht wäre, bei der Hinausfahrt die Maschinen möglichst zu schonen und mit der größten Behutsamkeit zu verfahren, indem bei dem Zustande der Dinge in San-Juan sowohl, wie in allen benachbarten Häfen, an eine etwa nothwendig gewordene Reparatur der Maschinerie jetzt noch gar nicht zu denken ist. Späterhin, wenn dieselbe Vorsicht nicht mehr durch die Umstände so gebieterisch erscheinen muß, wird man die Fahrt von den nördlichen Häfen der Vereinigten Staaten nach San-Juan ohne Zweifel in 5 bis 6 Tagen machen können.

Fast gerade von Osten her die flache Küste anlaufend, macht dieselbe sich durch keine Landmarken irgend welcher Art von Weitem sichtbar und erscheint von See aus höchst einförmig. Erst wenn man nahe genug ist, um mit unbewaffnetem Auge einzelne höhere Bäume des bis dicht an das Meer hinantretenden Waldes und die Gebäude des Hafenorts zu unterscheiden, treten dann auch die einzelnen Buchten und vorspringenden Landzungen gesondert hervor; und nachdem man die Punta-Arenas oder die von Süden her vorspringende, den Halbkreis des Hafens bildende Sandspitze umschifft hat, bekommt man einen genügenden Ueberblick der ganzen Situation des Platzes. Auf einem schmalen, etwa eine Meile*) langen, dem ringsumschließenden, sumpfigen Walde abgewonnenen Küstenstrich liegen an der westlichen Seite der Hafenbucht die verschiedenen Reihen der damals noch sämmtlich niedrigen, einstöckigen Wohn- und Waaren-Häuser der bunt gemischten Bevölkerung. Der Hafen selbst bot bei unserer Ankunft einen stattlichen Anblick dar, indem neben einer englischen hier stationirten Kriegsbrigg schon drei große Seedampfer und acht andere square-rigged Segelschiffe, außer einer Anzahl kleinerer Küstenfahrer und Barken, in demselben vor Anker lagen. Auch außerhalb des Hafens saß noch ein Dreimaster auf einer Sandbank fest, und eines der hier auf Passagiere nach New-

*) Unter Meilen sind fortwährend nur englische Meilen zu verstehen.

Orleans wartenden Dampfschiffe, der »Falcon«, heizte eben seine Kessel, um das Schiff wieder abzubringen.

Der »Prometheus« war an der dem Hafenorte gegenüberliegenden Seite der Bai, wo auch die Station der kleinen Flußdampfer und eine amerikanische Brigg mit Kohlenlöschen beschäftigt war, vor Anker gegangen, um von hier aus die California-Passagiere gleich an die Flußdampfschiffe, die stündlich von oben herab erwartet wurden, zur Weiterbeförderung abzugeben. Um uns fünf oder sechs Passagiere, deren Bestimmung zunächst nur San-Juan war, bekümmerte sich Niemand weiter, und wir mochten sehen, wie wir über die $1^1/_2$ Meilen breite Bai nach dem Festlande kommen sollten. Nach einiger Zeit fanden sich dann freilich mehrere, wunderlich genug aussehende Böte und Canoes, mit allerlei Farbigen bemannt, an der Schiffstreppe ein, mit dem Anerbieten, Passagiere ans Land zu bringen. Da die Sonne aber noch hoch stand und bei unbewölktem Himmel mit besonderer Gluth auf die spiegelglatte Wasserfläche der Bai herabbrannte, so wurde für räthlicher gehalten, nun auch unsererseits noch etwas zu zögern, wobei noch der Nebenzweck erreicht wurde, den braunen Gesellen in den Piroguen Zeit zu lassen, in ihren unverschämten ersten Preisforderungen für Ueberfahrt sich etwas herabzustimmen. Während in den unteren Räumen und Verdecken des Schiffes die Hunderte von California-Passagieren ihre Einrichtungen zur ungewissen Weiterfahrt machten, ihr verschiedenes Reisegepäck und den nun nöthig werdenden Proviant für einige Tage zusammensuchten und auf den Gangway's, wo Koffer und Kisten und anderes Gepäck aller Art zum Ueberladen auf die kleineren Steamers bunt übereinander gehäuft wurde, ein fortwährendes Durcheinanderlaufen und Drängen stattfand, zogen wir uns nochmals auf das obere Promenade-Deck zurück, um hier in ruhiger Betrachtung der für unsere künftigen Zwecke so wichtigen Hafenbucht und deren näherer Umgebung, unter dem Schatten gewährenden Zeltdache, noch etwas zu verweilen.

Der Hafen von San-Juan läßt als solcher wenig zu wünschen übrig. Die von Süden nach Norden vorgeschobene Landzunge, welche die halbkreisförmige 2 Meilen lange und $1^1/_2$ Meilen breite eigentliche Hafenbucht, gegen Osten, bis auf die $^1/_2$ Meile breite

Einfahrt vollständig schließt, gewährt den Schiffen vollkommenen Schutz und sicheren, für die größten Kriegsschiffe hinreichend tiefen Ankergrund. Die gewöhnliche Fluth beträgt hier nur 12 bis 18 Zoll, und diesem Umstande, in Verbindung mit der starken Strömung des im hinteren südwestlichen Theile der Bucht ausmündenden San-Juan-Flusses, ist es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß eine eigentliche Hafenbarre nicht vorhanden ist. Gefährlich für die Schifffahrt beim Ein- und Auslaufen sind jetzt noch nur die an der äußersten Spitze der Landzunge befindlichen veränderlichen Sandbänke, welche bei einiger Kunde des Fahrwassers jedoch leicht zu vermeiden sind. Während sowohl an der äußeren, dem Ocean zugekehrten Seite der Landzunge, als auch am Festlande selbst, eben außerhalb der Einfahrt an der nördlich sich hinziehenden Küste, selbst bei ruhigem Wetter die mächtige Brandung der Caribischen See sich mit lautem Getöse bricht, ist die weite Bai selbst doch spiegelglatt und hat nur bei stärkerem nordöstlichen Winde einen für kleine Böte bedenklichen Wellenschlag. Der hintere Theil der Bucht und namentlich der Strand unmittelbar vor der jetzigen Stadt wird sehr flach, und größere Schiffe müssen deshalb hier ungefähr ½ Meile vom Ufer abbleiben; doch wäre auch hier zweifelsohne bald ein anderer Zustand herbeizuführen, sobald nur dem Strome nicht mehr gestattet würde, sich vor seinem Ausfluß in die Bucht in ausgedehnte Lagunen zu verbreiten, um somit seine natürliche austiefende Kraft zu verlieren. Der ganze Hafen befindet sich überhaupt gegenwärtig noch immer im vollkommensten Naturzustande, indem weder für die einfachsten Landungsbrücken, noch für Vorsetzenbauten, noch auch für Peilung oder Anlage von Boyen und Baaken (von Leuchtfeuern ganz zu geschweigen) das Geringste geschehen ist. Die Böte und Barken jeder Art und Größe laufen auf dem flachen sandigen Strande auf, und können sie nicht nahe genug an das trockene Ufer kommen, so werden Passagiere und Güter von den doch stets ziemlich im Naturzustande arbeitenden Farbigen bereitwillig durch die flache Brandung getragen. Von Errichtung einer Baake oder eines kleinen Leuchtthurmes, ohne welchen bei Nacht die Einfahrt nicht thunlich, ist wohl schon einmal früher die Rede gewesen, aber bis jetzt ist, bei bewandten politischen Zuständen, noch wenig Aussicht dazu vor-

handen. Wenn ein englisches Kriegsschiff im Hafen, welches seine Stellung immer in der Nähe der Einfahrt nimmt, pflegt dieses wohl während der Nacht eine Laterne am Hauptmast zu führen.

Gegen den Hafen selbst ließe sich, wie gesagt, schon jetzt wenig einwenden und derselbe sich auch mit leichter Mühe und unerheblichen Kosten, allen weitergehenden Anforderungen der Schifffahrt entsprechend, in vieler Hinsicht verbessern; desto mehr dagegen läßt die unmittelbare Landumgebung desselben zu wünschen übrig. Wohin das Auge sich wendet, ist Alles flach, entweder Sand oder sumpfiger Wald, und zwar nur so wenig über dem Meeresniveau erhaben, daß man meint, jede höhere Sturmwelle müsse ungehindert darüber wegrollen können. So weit das Auge reicht, zieht sich nördlich, westlich und südlich dasselbe flache Waldufer hin, und nur bei ganz klarem Wetter sieht man nordwestlich in weiter Ferne die höheren Berge des inneren Mosquitia's, deren nächster aber wenigstens 50 Meilen von der Küste entfernt liegt. Ob in geringerer Entfernung von der Hafenbucht, vielleicht einige Meilen landeinwärts, nach Westen hin, sich nicht doch noch, wenn auch nur geringere, Erhebungen des Bodens vorfinden, welcher Umstand für die Zukunft dieses wichtigen Hafenplatzes von großer Bedeutung sein könnte, muß dahin gestellt bleiben, da selbst die näheren Umgebungen, der Schwierigkeit des Eindringens in diesen sumpfigen Urwald halber, noch vollkommen unerforscht sind.

Mittlerweile war denn auch J. mit den beiden Hombres eines der größeren wartenden Ruderböte handelseinig geworden, unsere aus sechs Personen bestehende Gesellschaft, die wir von allen Passagieren allein nach San-Juan wollten, nebst unseren Effecten über die Bai zu rudern, wofür sie sich bis auf $1/2$ Dollar à Person hatten herabdingen lassen, demnach in einer halben Stunde noch immer 3 Dollar verdienten. Nachdem wir den damals noch aus einer einzigen breiten Straße längs des Strandes bestehenden Ort durchwandert waren und die Mehrzahl der soi-disant Hotels, d. h. der mehr oder weniger großen Bretterhäuser, die sich damals bereits zur ergiebigen Ausbeute der Californier hier aufgethan hatten, in etwas näheren Augenschein genommen und alle ziemlich gleich schmutzig, unbequem und theuer gefunden, entschlossen wir uns, das, wenn

auch kleinere, doch wenigstens am freiesten und gesundesten gelegene und augenblicklich leerste Union-Hotel am unteren Ende der Stadt, zu unserem wahrscheinlich mehrtägigen Aufenthalt zu wählen. Daß dieses, sowie die Mehrzahl der Wirthshäuser von speculativen Yankees etablirt waren und gehalten wurden, besagten schon die Namen, wie United-States-, Franklin-, St. Charles-Hotel u. s. f.; doch waren damals auch noch einige von Spaniern und Italienern gehaltene Gasthäuser im oberen, älteren Theil des Orts vorhanden, die aber in den alten indianischen Cabanen mit Palmdächern und in landesüblichen, langjährigen Schmutz versunken, für den noch nicht in spanische Lebensart eingeweihten Fremden zu abstoßend erschienen, um selbst bei der Aussicht, hier bessere Küche zu finden als bei den Yankees, nicht doch letztere vorzuziehen. Der hier nur in der einen Beziehung der häuslichen Einrichtung und Lebensart angedeutete Contrast zwischen der alten und neuen oder, wie man sie hier bezeichnete, der spanischen und amerikanischen Stadt machte sich der Zeit, im Winter 1851, überhaupt noch mehr bemerkbar, als dies jetzt noch der Fall ist, nachdem beide Nationalitäten der Süd- und Nordamerikaner, nebst den übrigen hinzugekommenen Fremden, sich sowohl örtlich als sittlich schon mehr amalgamirt haben.

Ein solches »californisches Hotel«, wie sie damals zu Dutzenden wie die Pilze aufschossen, an jeder Oertlichkeit des Isthmus, in früheren spanischen Ortschaften, im Walde oder an der Meeresküste, überall, wo man glaubte auf größeren und bleibenderen Zuspruch von Reisenden rechnen zu dürfen, von Nordamerikanern errichtet und hauptsächlich auf die eigenen Landsleute und deren Gewohnheiten berechnet, besteht aber in folgender, wie man wird zugeben müssen, für den zu erreichenden Zweck sehr einfach und praktisch berechneter Einrichtung. Das in allen seinen Theilen in den Vereinigten Staaten, gewöhnlich in New-York oder Boston, gezimmerte und hergerichtete Fachwerkshaus — wieder auseinander genommen und nebst den nöthigen Thüren, Fensterladen, Treppen und Brettern zur Dielung und Dachbedeckung per Segelschiff nach dem südlichen Bestimmungsort gelangt — besteht in der Regel nur aus einem Erdgeschoß und dem etwas überhöhten geräumigen Dachgeschoß. In ersterem befindet sich nach vorn der unerläßliche Bar-

room (zu gleicher Zeit Schenkstube, Wohnzimmer der Gäste, Geschäftszimmer des Wirths und Schlafraum für den Barkeeper, die wichtigste Person des ganzen Etablissements) und nach hinten der Speisesaal mit später daran gebautem Schuppen, der als Küche dient. Das Dachgeschoß dient ausschließlich zum Schlafen und zwar für so viele Personen, als nur immer sogenannte Cots oder einfache Bettgestelle darinnen Platz finden, nebst dem unerläßlichen Raum, um zu jedem Lager wenigstens von einer Seite her gelangen zu können. Einige Dutzend lackirte Stühle, Armsessel und vielleicht einige Rockingchairs für die Ladys — für welche letztere ein Theil des Dachraums auch wohl besonders abgeschoren ist, — nebst einigen Tischen für die Schenkstube machen das ganze nöthige mitzubringende Mobiliar aus. Die langen Tafeln und Bänke im Eßzimmer werden an Ort und Stelle roh aus den mitgebrachten Brettern leicht zusammengeschlagen. Als unentbehrlichstes Requisit für die Küche ist jedoch noch ein nie fehlender, gleichsam zum importirten Hause gehöriger und in den Städten der Union in großer Verschiedenheit und Vollkommenheit verfertigter, gußeiserner Koch-, Brat- und Backofen, nebst den dazu gehörigen kolossalen Blechgefäßen behufs Thee- und Kaffee-Bereitung, zu nennen. Rechnet man ferner noch hinzu das unerläßliche gewöhnliche Tafelgeschirr an Schüsseln, Tellern, Theetassen u. s. w., um 50 bis 100 Personen auf einmal abzufüttern, sowie eine Anzahl baumwollener Tisch- und Handtücher (von Bettwäsche ist natürlich nur in Ausnahmsfällen die Rede), so hat man das ganze Inventarium eines dieser Hotels zusammen. Der einzige Gegenstand, auf welchen, selbst in den schlechtesten Häusern der Art, einiger Luxus verwandt wird, ist die wichtige Bar oder der Schenktisch, das Buffet. Dieses muß auf seinen gemalten oder polirten Börtern nicht nur eine möglichst große Auswahl von spirituosen Getränken, etikettirten Wein- und Bierflaschen, sondern erstere auch wo möglich in geschliffenen Gläsern enthalten. Cigarrenkisten, Orangen und andere Landesfrüchte, nebst den verschiedenen eingemachten Sachen und was sonst bekanntlich hierher gehört, muß möglichst geschmackvoll aufgestellt und arrangirt sein. Eine vollständig eingerichtete, gutgehaltene Bar ist allein schon eine Goldgrube in diesem Lande und ein gewandter Barkeeper

die erste Bedingung für das Gedeihen des Hauses. Mancher Auswanderer oder Flüchtling aus den besseren, gebildeteren Ständen Europa's hat leider sein Ende als amerikanischer Barkeeper gefunden, verlockt durch das anscheinend leichte Geschäft und die gute Bezahlung.

Nachdem nun aber ein solches Etablissement oder Hotel, vielleicht in Allem mit einigen Tausend Dollars Unkosten, in wenigen Tagen an Ort und Stelle auf- und eingerichtet worden, so sind die pecuniären oder Gewinnresultate, die sich den vorhandenen Umständen nach daraus ergeben, noch bei Weitem überraschender und finden ihre Erklärung mehr noch in dem ganzen System des amerikanischen Boardinghouse-Lebens, als in den freilich auch hohen Preisen, die hier allgemein gefordert und ohne Widerspruch bezahlt werden. Es sind einzelne Fälle vorgekommen, in denen das ganze Auslagecapital in Zeit von einigen Wochen wieder verdient worden, als z. B. Tausende von rückkehrenden Californiern wegen Mangels an Dampfschiffen hier längere Zeit liegen bleiben mußten, denen jede Gelegenheit recht war, einiges von dem rasch erworbenen Golde wieder durchzubringen. Doch auch bei nur gewöhnlichem Zuspruch und Geschäften an der Bar, an welchen letzteren es bei den stets durstigen Gästen nie fehlt, werfen diese Hotels einen ansehnlichen Gewinn ab. Für Schlafstätte und dreimalige Abfütterung muß man in den besseren Häusern 2 Piaster (7 Mark), in den schlechteren selbst $1^1/_2$ Piaster täglich bezahlen und erhält dafür, mit Ausnahme des schlechten frischen Ochsenfleisches und der nicht einmal immer zu habenden guten frischen Fische, eigentlich nichts Anderes als gewöhnliche Schiffskost, oder ungefähr dasselbe, was man in den Dorfwirthshäusern des fernen Westens in den Vereinigten Staaten als gewöhnliche Beköstigung findet. Selbst Milch ist bei der gänzlichen Vernachlässigung der Viehzucht noch ein Luxusartikel in San-Juan, und von Gemüse- oder Gartenbau ist so wenig die Rede, daß selbst Bananen eine seltene Erscheinung sind und die Bewohner nur auf die von den Vereinigten Staaten importirten Kartoffeln und Kohlköpfe als Zuspeise angewiesen sind.

Der etwas kühlere, weil nach allen Seiten dem Luftzuge geöffnete Schlafsaal des Union-Hotels ließ wenigstens auf eine ange-

nehmere Nachtruhe hoffen, als die heißen Staterooms des »Prometheus« uns während der letzten Tage nur gewähren konnten; doch fanden leider mit der Nachtkühle auch die leidigen Moskitos, diese allgemeine Plage aller tropischen Küsten, nur zu leichten Zugang zu unseren Lagerstätten. Um diesen Peinigern desto eher zu entgehen, führten wir daher unseren schon am vorigen Abend gefaßten Vorsatz, uns durch ein Seebad zu erquicken, noch vor Aufgang der Sonne aus, und befanden uns schon in der hier mäßigen Brandung am nahen Seestrande, als das Tagesgestirn aus den Fluthen des Meerbusens emporstieg. Wirklich erfrischend ist in diesen Breiten das Seebad auch nur zu dieser Zeit, entweder kurz vorher oder doch während des Sonnenaufgangs, indem nur zu dieser Tageszeit die Sonne noch nicht Macht genug hat, sogleich die Wirkungen des kühlenden Bades wieder aufzuheben.

Das kalte Bad im Meer-, See- oder Flußwasser spielt eine so wichtige Rolle im äußeren Leben der heißen Länder und ist ein so wichtiger Moment bei der Acclimatisirungsfrage für alle Nordländer in den Tropen, daß nicht oft genug darauf hingewiesen werden kann, diese erste Bedingung zum richtigen Lebensverhalten und zur Reinlichkeit nicht zu leicht zu nehmen. Veranlaßt wurden wir aber zu dieser Betrachtung schon damals, am Seestrande von San-Juan, wie späterhin an manchen anderen Orten, durch die Bemerkung, wie wenige der mit uns unter ähnlichen Umständen zeitweilig im Lande sich Aufhaltenden nur einmal daran dachten, sich dieses einfachen, überall so leicht erreichbaren und erfreulichen Mittels zur Stärkung des angegriffenen Hautsystems und zur Erhaltung der Gesundheit zu bedienen. Da sich gegen die Zweckmäßigkeit des häufigen, ja täglichen Badens, schon aus Gründen der Reinlichkeit, hier nicht füglich irgend gegründete Einwendungen machen lassen, so müssen gewöhnlich die gefährlichen Haifische und Alligatoren zum Entschuldigungsgrund für die specielle Unterlassung des Seebades, selbst wenn man dasselbe dicht vor der Thür haben kann, herhalten, und fehlt es auch für die Aengstlichen nicht an anzuführenden stattgefundenen Belegen für die Gefahren, denen man sich beim Baden in diesen Gewässern angeblich jedesmal aussetzen müsse. So wurde auch uns zur Warnung ein hier ansässiger Franzose, Jean

Mesnier, vorgeführt, dem vor einigen Monaten, beim Baden in der Bai, dicht vor seinem Magazin, von einem Alligator die Flechsen des eines Beins durchbissen wurden; so war ferner vor noch kürzerer Zeit ein Mulattenbursche unseres Consuls, beim Hinüberschwimmen über einen schmalen Flußarm nach einer Insel, von welcher er ein weggelaufenes Pferd holen sollte, angeblich von Haifischen verschlungen, gar nicht wieder zum Vorschein gekommen. Ohne es übrigens in Abrede stellen zu wollen, daß im Allgemeinen einige Gefahr mit dem Baden in allen diesen Gewässern verbunden ist, wird dieselbe doch aus Unkunde und Indolenz bei Weitem übertrieben dargestellt und läßt sich mit einiger Vorsicht, besonders bei Auswahl der jedesmaligen Badestelle, leicht vermeiden. Selbst der gewöhnliche kleinere Haifisch wagt sich selten dicht an die flachen sandigen Küsten heran, da er nur in wenigstens 6 bis 10 Fuß tiefem Wasser sich noch frei bewegen, umdrehen und, wie er es immer thut, von unten nach oben zubeißen kann. Die Alligatoren aber lieben besonders das stille Wasser und gehen, wenn nicht verfolgt, nie in eine selbst nur schwache Brandung; an der Ausmündung von Flüssen ins Meer wird man dieselben daher fast nur oberhalb der Brandung im süßen Wasser finden, und obgleich der Strom und die Lagunen von San-Juan von Alligatoren oder Kaimans der größten und schlimmsten Art wimmeln, so sind wir, sowohl damals als bei späterem längeren Aufenthalt und täglichem Baden in dem unteren offenen Theil der Bai doch nie weder von Alligator, noch Haifisch beunruhigt worden, obgleich die schwarzen Rückenfinnen der letzteren im tieferen äußeren Wasser der Bucht oft genug vor unseren Blicken auftauchten. Wir hatten später Gelegenheit, an manchen anderen Orten und wie im atlantischen, so im stillen Ocean, an den Küsten und Flüssen dieselben Beobachtungen zu wiederholen, und dürfen daher unsere eigenen, sowohl in Central-Amerika als früher in anderen Orten südlicher Breiten gemachten Erfahrungen wohl anführen zum Beweise der gänzlichen Gefahrlosigkeit des Badens an allen sandigen Flachküsten im Bereich der Brandung; an steil abfallenden oder sumpfigen Küsten, oder gar in offener See ist dagegen das Baden in allen zwischen den Wendekreisen liegenden Meeren mit wirklicher Gefahr verbunden.

Doch um wieder auf San-Juan zurückzukommen, so wurden die nächsten Tage dazu benutzt, zunächst die Bekanntschaft unseres neuen Consuls und einiger anderer Persönlichkeiten zu machen und uns mit deren Hülfe vollkommen au fait zu setzen: über die Oertlichkeit, sowie über die Zustände und die Verhältnisse der wunderlich gemischten Bevölkerung, des in so mancher Beziehung interessanten, gerade damals eigenthümlich commerciell und politisch situirten Platzes.

San-Juan de Nicaragua oder del Norte, zur Unterscheidung von dem gleichnamigen Hafenort des Staates Nicaragua am stillen Ocean so benannt (in den letzten Jahren auch wohl Greytown von den dasselbe occupirenden Engländern genannt), liegt am südwestlichen Ufer der halbkreisförmigen Hafenbucht, auf einer Art Landzunge von durchschnittlich nur $^1/_4$ Meile Breite, indem hinterwärts sich eine oder vielmehr mehrere zusammenhängende, vom Flusse gebildete Süßwasserlagunen über eine Meile parallel mit dem Seeufer hinziehen. Selbst diese schmale Landzunge war damals, im Winter $18^{51}/_{52}$, noch zum größten Theil mit dichter Waldung bewachsen, und nur die der See zugekehrte Hälfte wird von den Häusern des Hafenorts eingenommen. Der Ort mochte damals aus 200 bis 300 Häusern und Hütten der verschiedensten Art bestehen und einschließlich der sich hier in Geschäften aufhaltenden Fremden 2000 bis 3000 Einwohner zählen. Nimmt man jedoch das Haus des englischen Consuls, 10 oder 12 Häuser und Waarenschuppen der älteren, wohlhabenderen Kaufleute und eben so viele in neuester Zeit hier errichtete nordamerikanische Holzhäuser aus, so bestand der Rest der Stadt nur aus luftigen, halboffenen indianischen Cabanen und mit Palmdächern gedeckten Hütten. Längs des Strandes und so dicht ans Wasser gebaut, daß jede etwas höhere Sturmfluth sie überschwemmt, liegen die meisten der Kaufmannshäuser und Waarenschuppen; den östlichen, sogenannten spanischen, älteren Stadttheil bilden die nach Landesart gebauten halboffenen Häuser mit Palmen- oder Schilfdächern, in denen meistens die Landeseingebornen und die von den westindischen Inseln eingewanderten Farbigen hausen; und im nordwestlichen Theil, der von der englischen Mosquito-Regierung in regelmäßige Straßen und Plätze, bis in den Wald hin-

ein, bereits ausgesteckt ist, befinden sich die meisten der neuen Holzhäuser der Nordamerikaner. Den Mittelpunkt des Ortes bildet an einem großen freien Platze das englische Consulatsgebäude (das einzige mit Glasfenstern versehene Haus) und davor am Strande die Hauptwache mit zwei daneben aufgefahrenen Kanonen, einigen zerlumpten Negersoldaten und dem mosquito-englischen Flaggenmast.

Die Lage der Stadt ist, hinsichtlich der klimatischen und örtlichen Witterungseinflüsse, so schlecht als möglich. Außer dem Nordostwinde bringen die Winde von allen Seiten die Miasmata der umliegenden Sümpfe nach dem Orte, und die Erhöhung über das Meeresniveau ist so gering, ungefähr 5 Fuß, daß der Platz allen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Bei anhaltendem Regen steht das Wasser, bevor es ablaufen kann, oft fußhoch in den sandigen breiten Straßen, und bei jeder höheren, freilich seltenen Sturmfluth werden die Fußböden der dicht am Ufer gelegenen Waarenschuppen und selbst einiger Wohnhäuser zum Theil unter Wasser gesetzt. An letzterem Uebelstande ist freilich die schlechte Bauart der leichten Häuser, die früher ohne Fundament auf den Sand hingesetzt wurden, hauptsächlich Schuld. Doch möchte es schwieriger sein, eine bessere Lage im ganzen, durchaus flachen, die Bucht in weiterem Umkreise umgebenden Terrain ausfindig zu machen, als die jetzige Lage künstlich zu verbessern, so sehr sich auch Letzteres nur nach und nach und bei vorauszusetzender starker Zunahme der Bevölkerung, wird bewerkstelligen lassen. Weiteres Lichten des engumschließenden Waldes, wie man solches in letzter Zeit nach S.-O. hin, längs des Strandes, bereits angefangen, würde den Gesundheitszustand unfehlbar verbessern, sowie bessere Bauart der Häuser, Aufhöhung und Reinhaltung der Straßen und Anlage von Vorsetzen und Landungs-Quais, den vorhandenen Uebelständen in dieser Beziehung sogleich abhelfen würden. Außer den Häusern von San-Juan selbst sind an der ganzen Bucht und den angränzenden Küsten und Flußufern keine weiteren Ansiedelungen vorhanden, mit Ausnahme jedoch der Lootsen-Wohnung auf der Sandspitze, und ebendaselbst, auf der dem Hafen zugekehrten Seite, einige temporäre Constructionen der amerikanischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft, behufs Lagerung ihrer

Kohlenvorräthe und der kleineren Reparaturen an ihren Böten. — Auch errichten sich die von Bluefield und anderen Punkten der Mosquito-Küste häufig nach San-Juan kommenden Indianer, um hier als Tagelöhner bei den Schiffen etwas zu verdienen, auf den Inseln der Hafenbucht dann und wann temporäre Hütten, in denen sie in vollkommen primitiven Zuständen oft Monate lang von dem leben, was das Meer und die sumpfigen Lagunenufer ihnen durch Jagd und Fischfang gewähren.

Zunächst drängt sich wohl Jedem hierbei die Frage auf: weshalb man gerade vorzugsweise diesen, für Ansiedelung klimatisch so ungünstigen und in seiner näheren und weiteren Umgebung für Anbau und Bodencultur beinahe unfähigen Punkt zur Anlage einer Hafenstadt gewählt habe, da die Landkarten doch auf dieser über 400 Meilen von Süden nach Norden sich hinziehenden atlantischen Küstenstrecke von Central-Amerika so manche andere scheinbar besser gelegene Buchten und Häfen aufweisen? — Die Antwort liegt aber eben in der Thatsache, daß wirklich an dieser ganzen Küste San-Juan der einzige brauchbare, weil geschützte und hinreichend tiefe Hafen für größere Schiffe ist, so daß man, selbst abgesehen von dem anderen großen Vortheil, welcher durch die schiffbare Verbindung dieses Hafens mit dem Inneren des Landes durch den San-Juan-Strom gerade für diesen Punkt sich ergiebt, doch jedenfalls längs dieser ganzen Küste auf diese eine Hafenbucht angewiesen bleibt. Die nur etwas nördlicher gelegene weite und vollkommen geschützte Lagune von Bluefield hat z. B. ein bei Weitem gesunder, weil höher gelegenes Terrain in nächster Umgebung und ein ausgedehntes theilweise culturfähiges Hinterland, ist aber als Hafen nur für ganz flach gehende Küstenfahrzeuge ihrer Barre und Untiefen wegen benutzbar. Der entscheidende Umstand für die bleibende Wichtigkeit San-Juans ist aber immer der die schiffbare Verbindung mit dem Nicaragua-See und somit den Handelsverkehr mit dem reichen, fruchtbaren Inneren des ganzen Landes vermittelnde schöne Strom, an dessen, leider bisher auf das Schmählichste vernachlässigten Ausmündung, der sichere Hafenplatz für die größten Seeschiffe sich befindet. Die Aufgabe künftiger, hoffentlich besserer Zeit für Central-Amerika wird daher nur darin bestehen können, durch

Kunst auch für die Umgebungen des Hafens dasjenige zu schaffen oder zu verbessern, was im Naturzustande einmal mangelhaft vorhanden ist. In wie weit überhaupt und mit welchen Mitteln dies zu erreichen sein dürfte, bleibt hier besser noch dahingestellt.

Die politischen Zustände dieses ganz auf sich selbst angewiesenen, seiner Lage nach von dem Inneren des Landes gänzlich isolirten und auf seine oben angedeutete prekäre Oertlichkeit beschränkten Hafenplatzes waren aber gerade damals durchaus eigenthümlicher Art und offenbar in einem neuen Gestaltungsproceß begriffen. Während der letzten beiden Jahrhunderte gänzlich vernachlässigt, da aller frühere Handel an diesen Küsten nach und nach aufgehört, war San-Juan auch nach der Befreiung dieses Landes vom spanischen Joche vom neuen Staate Nicaragua, zu welchem es seit 1823 unstreitig und unbestritten gehörte, ziemlich unbeachtet gelassen worden. Der Erklärungsgrund für diese fast unglaubliche lange Vernachlässigung, seitdem auch hier freiere Bewegung durch die erlangte Unabhängigkeit gestattet war, ist einfach in dem Umstande zu suchen, daß schon seit dem 16. Jahrhundert sowohl die Bevölkerung als auch Bodencultur und Handel (soweit von beiden die Rede sein konnte) aller central-amerikanischen Länder sich fast ausschließlich an der Westküste concentrirt hatten. Für den geringen Handel mit Häuten, Farbehölzern und Indigo und für die Einfuhr derjenigen europäischen Artikel, welche durch einige italienische und französische Schiffe, sowie von den benachbarten westindischen Inseln gebracht wurden, welcher Handel im Ganzen aber bis auf die neueste Zeit höchst unbedeutend blieb, hatte der Staat Nicaragua eine Douane hier errichtet, und bestand der Ort selbst früherhin nur aus den wenigen Cabanen für die geringe spanisch-indianische Bevölkerung und einigen Waarenschuppen zur Lagerung der Güter, bis sich Gelegenheit fand, dieselben einerseits in die den Fluß hinaufgehenden Ruderbarken, andererseits in die dann und wann den Hafen berührenden Seeschiffe zu verladen. — Unter den verschiedenen Abenteurern aller Nationen, die sich während der ersten Decennien nach erfolgter Befreiung der früheren spanischen Colonien im amerikanischen Mittelmeer und an den Küsten umhertrieben, verdienen in Beziehung auf San-Juan zwei Engländer, Namens Sheppard, besonderer Erwähnung. Die beiden Brüder, Besitzer

eines Schooners, in welchem sie zwischen den westindischen Inseln, den atlantischen Küsten Central-Amerika's und den Vereinigten Staaten Handel trieben, waren die ersten Europäer, die sich in San-Juan bleibend niederließen, sich zuerst hier ein den Namen verdienendes besseres Haus erbauten und späterhin den Anknüpfungspunkt geben mußten zu den englisch-mosquitischen Intriguen und Anmaßungen. Den älteren Bruder, den eigentlichen an den Küsten und unter den Indianern überall bekannten Capitän S., fanden wir bei unserem Besuche noch in seinem alten Hause, ziemlich verlassen und traurig in seinem Hamak sich schaukelnd. Leider fast ganz erblindet, konnte er an dem neuerwachten regen Treiben wenig Theil nehmen und unterhielt sich auch am liebsten von früheren Zeiten und seinem Verkehr mit den wilden Stämmen an den ihm vielleicht allein bekannten ausgedehnten Küsten des caribischen Meeres. Nächst diesem Engländer waren es der Franzose Vicomte de Baruel und der Deutsche Beschor, welche zuerst, die Wichtigkeit des Platzes für den Zwischenhandel mit dem Inneren erkennend, sich hier etablirten und einiges Leben in die spanisch-indianische Bevölkerung hineinbrachten. Neben dem Verdienst, hier zuerst wieder einige Handelsthätigkeit hervorgerufen und die Barkenschifffahrt auf dem San-Juan-Strome und somit die Verbindung mit dem Inneren wieder in regelmäßigen Gang gebracht zu haben, trifft die Genannten aber zugleich der Tadel, sich an den bekannten Intriguen gegen den Staat Nicaragua in der Mosquitofrage auf ungehörige und, wie sich jetzt, trotz der Versprechungen Lord Palmerston's, herausgestellt hat, auf unpolitische Weise für die eigenen Interessen betheiligt zu haben.

Im Jahre 1847 nahmen bekanntlich die Engländer von Balize aus den Hafen von San-Juan förmlich in Besitz, unter dem Vorwande, daß derselbe dem fabelhaften Könige von Mosquitia gehöre, verdrängten die Behörden des Staates Nicaragua bis nach dem Castillo-Viejo hinauf und verlegten den Consulatssitz für das seit 1841 unter englisches Protectorat genommene Mosquitia von Bluefield nach San-Juan. Die schwache, von Parteikämpfen zerrissene Republik Nicaragua konnte gegen diesen Gewaltstreich nichts ausrichten und mußte sich mit dem eingelegten Proteste damals begenügen. Für die localen und Handelsinteressen des Hafens war

es augenblicklich allerdings vortheilhafter, unter starker englischer Protection zu stehen, als dem fast in Auflösung begriffenen schwachen, zu allem Schutz und besserer Wahrnehmung der Interessen der Bewohner unfähigen kleinen Staate anzugehören; nur ließ sich leicht vorhersehen, daß ein solcher, auf die offenbarste Ungerechtigkeit und Unhaltbarkeit des Vorwandes begründeter Zustand der Dinge nicht füglich bleibend sein konnte. Durch den Bulwer-Clayton-schen Nicaragua-Tractat (1850) hörte die bisherige Protection Englands über die ganze Mosquito-Küste de jure auch eigentlich schon wieder auf, wurde aber, gegen den ausdrücklichen Buchstaben des Vertrages, noch einige Zeit aufrecht zu erhalten versucht. Als jedoch die nordamerikanische Dampfschifffahrts-Compagnie erst einmal festen Fuß gefaßt hatte und die Zahl der fremden Einwanderer von den Vereinigten Staaten, sowie die Durchzüge der Californier über den Isthmus immer mehr zunahmen, wurde es auch von Tage zu Tage schwieriger für den damaligen englischen Consul, Mr. Green, selbst mit Hülfe des im Hafen stationirten englischen Kriegsschiffes den bisherigen politischen Zustand noch de facto aufrecht halten zu können. Die ganze diplomatische Farce mit dem improvisirten Mosquito-Königthum näherte sich damals schon ihrer Auflösung mit starken Schritten, und mit jeder neuen Importation von Nordamerika; obgleich wir erst sechs Monate später, bei abermaligem Besuche in San-Juan, das gänzliche Aufgeben des Spiels von englischer Seite und die Neugestaltung der Dinge noch mit zu erleben die Genugthuung hatten.

Im December 1851 hatte man sich zwar schon veranlaßt gesehen, auf erfolgte Reclamation von Washington aus die Zölle auf Waaren, die man versucht hatte im Namen der Mosquito-Regierung dem Handel aufzulegen, wieder aufzuheben, verlangte aber noch gewisse Hafengelder von den ein- und ausgehenden Dampfschiffen. Der Consul Green war damals aus Gesundheitsrücksichten nach Carthagena gegangen und hatte seine Machtvollkommenheit dem von ihm eingesetzten Hafencapitän übertragen. Dieser bewog nun den Befehlshaber der englischen Kriegsbrigg, um noch einen Versuch zu machen, die täglich schwindende Autorität aufrecht zu erhalten, das Dampfboot »Prometheus«, dessen Capitän sich wei-

gerte, die willkürlichen Hafenabgaben zu entrichten, bei dessen Ausfahrt durch scharfe Schüsse zu zwingen, in den Hafen zurückzukehren. Diese Gewaltthätigkeit rief aber nicht nur eine nachhaltende Aufregung an Ort und Stelle hervor, sondern hatte für das Mosquito-Königreich noch ernstere Folgen und wurde, wie später erwähnt werden soll, der Schlußact der bisherigen Usurpation Englands an dieser Küste.

Ungeachtet der Ungewißheit der politischen Zukunft dieses Platzes und des gänzlichen Mangels anerkannter oder mit hinreichender Machtvollkommenheit versehener Regierungsbehörden fand doch ein eben so reges, als im Ganzen ruhiges, kaufmännisches und speculatives Geschäftsleben hier statt. Die Zahl der Einwohner nahm täglich zu; sowohl kleinere Segelschiffe, als Oppositions-Dampfböte gegen die großen, besseren aber theuren Böte der Nicaragua- und der Chagres-Panama-Linie, brachten sowohl Californier als Einwanderer nach Central-Amerika fortwährend nach San-Juan. Das englische Consulat hatte sich, bei freilich sehr fraglichem Rechte, doch das Verdienst um den weiteren Ausbau des Ortes verschafft, den nordwestlichen, früher unbebauten Strand bis in den Wald hinein in regelmäßige Straßen und Plätze abzustecken, und demnächst für geringe Preise die Bauplätze an einzelne Speculanten überlassen. Wenn nun auch diese Besitztitel möglicherweise später vielfach angefochten werden konnten, so kehrte sich doch Niemand augenblicklich daran, sondern überall fing man damals an, neue Anlagen zu machen, temporäre Hütten und Zelte aufzuschlagen, oder schon den Grund zu etwas solideren Constructionen zu legen.

Für die Kaufleute des Orts, sowie für alle mit Europa in Beziehung Stehenden war damals, bei der Unsicherheit der Briefbeförderung über Nordamerika, von besonderem, zweimal im Monat wiederkehrendem Interesse die Ankunft des englischen Mail-Steamers direct von Southampton. Der »Clyde« mit dem englischen Briefbeutel vom 15. November, der spätestens am 17. December hätte hier sein sollen, traf widriger Winde halber erst am 20. ein. Obgleich wir mit diesem Dampfschiffe gerade keine Briefe zu erwarten hatten, so machte uns doch ein anderer Umstand auf die Ankunft und den fraglichen Inhalt dieses Westindia-Steamers ziemlich

gespannt. — Wir haben im Vorworte bereits eines Senor Medina aus Costarica Erwähnung gethan, mit welchem die Berliner Colonisations-Gesellschaft wegen Ueberlassung von Ländereien in Unterhandlung getreten war. Wir hatten diesen Herrn während unseres Aufenthalts in New-York näher kennen gelernt, durch denselben schon dort die Bekanntschaft mehrerer seiner Landsleute, namentlich des Senor Marcoleta, des Chargé d'Affaires von Nicaragua in Washington, gemacht und uns wiederholentlich amüsirt gefunden durch die Schilderung seiner Erlebnisse in Berlin, der Persönlichkeiten, mit denen er dort in Berührung gekommen, und den richtigen Scharfblick, mit dem er sogleich das ganze unpraktische Treiben der Berliner Colonisations-Freunde durchschaut hatte. Auch in San-Juan fanden wir denselben wiederum anwesend, und zwar in der Erwartung des Herrn v. Bülow in einem der nächsten Southampton-Steamer. Da wir schon früher Hamburg verlassen, so waren wir noch völlig ununterrichtet darüber, zu welchen Schritten sich die Berliner Colonisations-Gesellschaft, nach erfolgter Trennung von den Hamburger Actionären, wirklich einmal entschlossen haben mochte, und waren deshalb auch gespannt darauf, noch vor unserer Weiterreise in's Innere zu erfahren, ob der stündlich nunmehr erwartete Steamer wirklich eine Berliner Commission mitbringen werde.

Da wir die heißesten Nachmittagsstunden gewöhnlich in dem hart am Seestrande gelegenen und die Seebrise aus erster Hand empfangenden Magazine der Madame Beschor bei unserem Consul (deren Neffen) plaudernd zuzubringen pflegten, um bei einer gastfreundlich gereichten vortrefflichen Tasse Kaffee — einer in ganz Amerika seltenen Erscheinung — zugleich die Neuigkeiten des Tages und die chronique scandaleuse des Orts zu erfahren, so saßen wir auch am 20. in Erwartung der eintretenden Seebrise und des aufkommenden Dampfbootes an gedachtem Orte, als endlich fern im Südosten, über dem niedrigen Gebüsch der Sandspitze ein leichter weißer Rauchstreifen auftauchte. Alle von Süden oder von Chagres kommenden Dampfböte müssen, längs des äußeren Strandes, erst in weitem Bogen die Bucht von San-Juan umfahren, um dann von Norden her in die schmale Einfahrt einzubiegen; und es

war bald entschieden, daß das aufkommende Schiff kein amerikanisches, sondern der wohlbekannte englische Mail-Steamer »Clyde« sei. Nachdem derselbe die Kriegsbrigg seiner Nationalflagge salutirt und unweit derselben vor Anker gegangen, wurde sogleich ein Boot in's Wasser gelassen und bemannt, und einige andere Personen sah man die Schiffstreppe hinabsteigen. Bald konnte auch Medina zu seiner Freude sich mit unbewaffnetem Auge davon überzeugen, daß die Jolle wirklich die Berliner Commissäre, nebst einer ansehnlichen Ladung von Reisegepäck verschiedenster Art, an's Land führte. Letzteres schien ihm nicht so angenehm, als die Ankunft der Herren selber, da er es übernommen hatte, dieselben nebst Effecten nicht nur den Sarapiquifluß hinauf, sondern auch per Maulthier über die Berge nach Miravalles hin zu befördern. Außer den gedachten Berliner Herren brachte das Dampfboot noch die erste spanische Gesandtschaft für einige der central-amerikanischen Republiken, zu welcher das frühere Mutterland sich endlich im eigenen Handelsinteresse entschlossen hatte, nach San-Juan; und zwar in der Person des zum Chargé d'Affaires und General-Consul für Nicaragua und Costarica ernannten Don Diego Ramon de la Cuadra.

Da Senor Medina auf das eventuelle Eintreffen seiner Berliner Freunde hin für die Weiterreise, zunächst den San-Juan- und Sarapiqui-Strom hinauf, bereits die nöthigen Vorkehrungen getroffen, so hielten sich diese Herren nur einen Tag im Hafenort auf und setzten dann in zwei Ruderböten ihre Reise in's Innere von Costarica fort.

Während unter dem wohlhabenderen Kaufmannsstande des Platzes neben den wenigen älteren spanischen und französischen Häusern und den neueren, hier etablirten nordamerikanischen und englischen Kaufleuten die deutsche Nationalität durch das seit mehreren Jahren schon hier bestehende Haus Beschor und Comp., sowie durch das im vorigen Jahre erst begründete Geschäft der Gebrüder Waßmann aus Bremen auf sehr respectable Weise vertreten wurde, ließ sich im Hinblick auf die übrigen sich hier aufhaltenden und umhertreibenden Deutschen leider nicht dasselbe sagen. Unter dem großen Haufen der in den letzten Jahren hier eingewanderten oder zufällig her verschlagenen Abenteurer, Speculanten und Arbeitern der

verschiedensten Nationen schien es sämmtlichen Deutschen am wenigsten gelungen zu sein, sowohl sich in die Zustände, wie sie einmal waren, zu finden, als auch sich eine erträgliche und eine Zukunft versprechende Existenz zu gründen. Die meisten der sich hier zwecklos, unbeschäftigt und rathlos umhertreibenden Deutschen waren aber Ueberbleibsel jener beiden im Vorworte erwähnten, verunglückten, von Berlin und Schlesien aus angeregten, über Bremen unternommenen Expeditionen. Schon vor der Ankunft des Herrn v. Bülow wurden wir von einem jungen Deutschen, der sich gleichfalls schon seit Jahr und Tag hier und im Inneren des Landes zwecklos herumgetrieben hatte, gebeten, den Herrn Streber (der den Berliner Berichten zufolge in Granada einen Gasthof halten sollte) zu besuchen, der nebst seinem kleinen Sohne fieberkrank und hülflos in einem schlechten deutschen Wirthshause darniederliege. In der schmutzigen Dachkammer angelangt, fanden wir denn auch diesen ersten Emissär des Berliner Colonisations-Vereins nebst seinem Kinde, Beide im stärksten Fieber, in wahrhaft bejammerungswürdigem Zustande, und mußten zu unserem Erstaunen hören, wie derselbe nach den ersten Begrüßungen sogleich in die heftigsten Vorwürfe gegen jenen Berliner Verein ausbrach, den er beschuldigte, an seinem Unglücke Schuld zu sein, indem man ihn jahrelang mit leeren Versprechungen hingehalten habe. Auf unsere Frage, was ihn denn aber bewogen, das gesunde Granada zu verlassen und nach San-Juan zu kommen, hörten wir, daß auch er nur auf die Ankunft des Herrn v. Bülow und dessen Hülfe warte. So trat uns hier gleich ein Beispiel der manchen traurigen Folgen der unüberlegt begonnenen und unschlüssig während zweier Jahre verfolgten Berliner Colonisations-Projecte entgegen; und obgleich wir später in Erfahrung brachten, daß Herr Streber an seinem schlechten Fortkommen im Lande wohl größtentheils selbst die Schuld zu tragen habe, so waren seine Vorwürfe gegen das bisherige Verfahren des Berliner Vereins doch nur zu wohl begründet.

Als eine ähnliche Jammergestalt wankte hier im grauen Mantel und schmutzigen Palmhut, fast fortwährend vom Fieber geschüttelt, ein anderer Deutscher herum, der seit 1848 an dieser Küste nicht ohne Mittel und mit ganz verständigen Plänen für seine Zu-

kunft angekommen war. Aber von schuftigen Landsleuten und Reisegefährten um den größten Theil seiner Baarschaft betrogen und vom damaligen englischen Consul verleitet, eine mitgebrachte Sägemühle in Bluefield! (unter den Mosquito-Negern, die kaum eine Hütte, viel weniger denn Bretter zu Häusern gebrauchen) aufzusetzen, hatte er bald Alles zugesetzt und trieb sich nun seit einem Jahre zwischen Bluefield und San-Juan, hauptsächlich jedoch an letzterem Orte umher, fortwährend speculirend, wie er die nöthigen Mittel erlangen sollte, um seine Sägemühle von Bluefield fort nach einem anderen Platze im Inneren hinzubringen. Vergebliches Hoffen, Fieber und jahrelanges unthätiges Umhertreiben hatten den sonst nicht ungeschickten, nur indolenten Menschen aber zuletzt gänzlich demoralisirt und zu jeder wirklichen Anstrengung unfähig gemacht. — Am häufigsten greifen die armen enttäuschten Deutschen, nachdem die amerikanische Wirklichkeit sie aus ihren europäischen Träumen und Illusionen aufgeschüttelt hat, zu der Beschäftigung des Barkeeper oder Kellner, wenn man dies überhaupt eine Beschäftigung nennen kann. Aber leider machen sie es dann nicht wie die Engländer und Amerikaner, die des hohen Lohnes wegen in einzelnen Fällen sich auch wohl zu diesem Geschäft entschließen, nämlich um sich nur rasch eine kleine Summe zu erwerben und dann mit Hülfe derselben wieder etwas Anderes anzufangen, sondern in den meisten Fällen ist der Deutsche für immer für alle andere bessere Thätigkeit verdorben, nachdem er sich einmal hinter den Schenktisch gestellt hat. In heißen Klimaten kommt die große Verführung, sich dem hier doppelt verderblichen Trunke zu ergeben, noch als Hauptgefahr hinzu, welcher wenige Deutsche entgehen. Der Erzählung etwas vorgreifend, möge hier zum Belege des Gesagten schon erwähnt werden, daß wir bei unserem späteren Aufenthalte in San-Juan zufällig vier dergleichen deutsche Barkeeper kennen lernten, sämmtlich altadligen deutschen Familien angehörend, von denen drei Officiere in süddeutschen Heeren und einer Gutsbesitzer in Norddeutschland gewesen waren, die sämmtlich sich unrettbar dem Trunke ergeben hatten, und von denen zwei, nach neuerlich erhaltenen Nachrichten, auch bereits gestorben sind.

Bisher hatten wir es in San-Juan mit dem Wetter beson-

ders günstig getroffen, die Tage waren entweder ganz heiter gewesen, oder doch nur Abends oder Morgens einige Schauer vorgekommen. Nun hatten wir aber einige Tage ziemlich anhaltenden Regen zu ertragen und wurden hierdurch doppelt ungeduldig auf die noch immer nicht erfolgte Zurückkunft der kleinen Flußdampfer, die nunmehr schon seit fünf Tagen mit unseren Reisegefährten des »Prometheus« den Fluß hinaufgegangen waren und sonst gewöhnlich in drei Tagen vom Castillo-Viego wieder zurück sind. Wären Bongos oder Ruderbarken damals zu haben gewesen, so hätten wir diese langsamere Beförderung vielleicht gewählt; aber abgesehen davon, daß man uns allgemein widerrieth, bei dem hohen Wasserstande und der starken Gegenströmung, die gerade stattfand, mit einem Ruderboot vielleicht vierzehn Tage auf dem Flusse liegen zu müssen, anstatt in zwei Tagen mit den Dampfböten hinaufzugehen, waren auch augenblicklich keine Bongos zu haben; wofür am besten die Thatsache sprach, daß mehrere hundert Centner Waaren, für Granada bestimmt, in San-Juan lagen, ohne Beförderung finden zu können.

Die auffallendste Eigenthümlichkeit dieses, nur zwölf Grad vom Aequator entfernten Küstenplatzes besteht übrigens in dem noch stattfindenden gänzlichen Mangel an allen der Natur und dem Klima nach hierher gehörenden tropischen Bodenerzeugnissen. Obgleich Orangen, Cocosnüsse, Bananen, Mangos, Melonen und eine lange Reihe anderer Früchte überall an diesen Küsten vortrefflich gedeihen und ohne Zuthun menschlicher Nachhülfe sich von selber fortpflanzen und verbreiten, so sieht sich der nach diesen Genüssen begierige Nordländer doch vergebens danach um, und findet vielleicht nur dann einmal einige Orangen in irgend einem Laden zu hohen Preisen zu Kauf ausgeboten, wenn gerade San-Juan besuchende Indianer, entweder von Bluefield, den benachbarten Inseln, oder vom Inneren den Fluß herab, daran gedacht haben, diese oder andere Früchte mit zu Markte zu bringen. Die früher im Orte selbst in großer Anzahl vorhandenen Orangenbäume, Niemandem gehörend und Jeden, der sich die Mühe geben wollte, sie herunterzuschlagen, fast während des ganzen Jahres mit reifen Früchten erfrischend, hatte aber Mr. Green, der Consul (der nebenbei auch Arzt ist), voriges Jahr sämmtlich umhauen lassen; da er es nicht

verhindern konnte, daß die damals zuerst in größerer Zahl nach San-Juan kommenden Einwanderer, und namentlich die Deutschen, nicht regelmäßig durch übermäßigen Genuß der Orangen sich Dissenterien zuzogen. Im ringsumschließenden Walde, namentlich jenseits der Lagunen, ragen überall die hohen Cocospalmen über die anderen Bäume des Dickichts hervor und tragen weithin ihre Früchte zur Schau; aber Niemandem würde es einfallen, sich hier der Mühe des Einsammelns zu unterziehen, welche auch in der That nicht zu gering angeschlagen werden darf bei der Beschaffenheit des Waldes und des gefährlichen Unterholzes, wie wir zum eigenen Schaden an Kleidern und Fußzeug bei einem vergeblichen Versuche, etwas weiter in das verlockende Innere dieses tropischen Waldes eindringen zu wollen, bald in Erfahrung brachten. Daß die Bananen und ähnliche hier leicht überall zu cultivirenden Gewächse nicht gedeihen sollten, wie man vielfach behaupten hört, müssen wir entschieden bezweifeln, da man sowohl die Platane, wie eine Menge anderer Frucht- und Zierbäume in dem bis jetzt einzig vorhandenen, aber freilich auch mit hoher Planke geschützten Garten des Herrn Baruel in schönstem Gedeihen sehen kann. Der wirklich unglaublichen Indolenz der Bewohner ist wohl allein, und nicht den schädlichen Insecten, die Schuld beizumessen, daß der fruchtbare Boden so gut wie Nichts an Früchten und Gemüsen hervorbringt.

Bei einem fortwährenden Thermometerstande von 20° R. Nachts und 25 bis 28° Tags, — von reicher tropischer Vegetation rings eingeschlossen, die aber der Unzugänglichkeit halber nur als Decoration betrachtet werden kann, — anstatt in Früchten und kühlenden Getränken zu schwelgen, auf gewöhnliche Schiffskost, Spirituosa und schlechte Weine und lauwarmes Sumpfwasser angewiesen zu sein, — darin bestehen gegenwärtig noch die unerträglichen Uebelstände San-Juans; von Moskitos, Niguas und den bösartigen schwarzen Wespen, sowie den Ameisen und zahllosen Ratten und Mäusen in den Häusern für jetzt noch zu geschweigen.

Am 23sten kam dann endlich eines der drei kleinen Flußdampfböte, welche damals gemeinschaftlich den Transport der California-Passagiere auf dem unteren Theile des Stromes zwischen San-Juan und dem Castillo-Viejo besorgten, von der gegenüberliegenden

Seite der Bai, wo es seit gestern gelegen hatte, nach der Stadtseite herüber, in der Absicht, eine Ladung Bretter für die Arbeiten der Compagnie nach dem Castillo einzunehmen und nebenbei auch etwaige Passagiere den Fluß hinauf zu befördern. Die geringe Sorge und gänzliche Gleichgültigkeit, welche alle bei der Dampfschifffahrts-Gesellschaft Angestellte offen an den Tag legten hinsichtlich der Beförderung der sogenannten Zwischenpassagiere auf dem Strome, im Gegensatz zu den regelmäßigen Durchzugs-Passagieren nach Californien, fiel uns schon damals befremdlich auf; doch sollten wir erst etwas später, am Castillo selbst, zu unserem Nachtheile die völlige Unordnung und Rücksichtslosigkeit dieser Transit-Compagnie durch eigene Erfahrung kennen lernen. Nachdem das Flußboot dann noch den ganzen Nachmittag des Tages und die folgende Nacht unnütz am Strande gelegen, weil Capitän und Lootse sich noch etwas in San-Juan amüsiren wollten, fuhren wir endlich in Gesellschaft von einigen dreißig Passagieren, die sich nach und nach, mit verschiedenen Gelegenheiten meist in Segelschiffen angekommen, hier zusammengefunden hatten, am Morgen des 24sten stromaufwärts ab. Wir hatten unsere Passage nur bis zum Fort San-Carlos an der oberen Ausmündung des Flusses genommen, da wir von dort aus quer über den See nach Granada wollten, und mußten für diese 70 Meilen, ohne Beköstigung, 30 Piaster à Person bezahlen. Da wir aber höchstens zwei Tage lang unterwegs zubringen zu müssen hofften, so hatten wir es nicht für nöthig gehalten, uns mit etwas Weiterem zu verproviantiren, als einige Flaschen Wein, Schiffszwieback und Käse mitzunehmen, im Uebrigen auf zufällige Erträgnisse der Jagd und des Fischfangs rechnend. Unter gleichen Umständen und mit demselben Reiseziel fanden wir an Bord als Reisegefährten den spanischen Chargé d'Affaires nebst Begleitern und drei Officieren der englischen Kriegsbrigg, die sich das Innere des Landes, in dessen Hafen sie schon seit geraumer Zeit stationirt waren, einmal etwas näher ansehen wollten. Sämmtliche übrigen Passagiere wollten dagegen direct über den Isthmus nach San-Juan del Sur, um sich dort nach Californien einzuschiffen.

Bei vollkommen heiterem Himmel und an einem so herrlichen

Morgen, wie ihn nur die Tropen aufzuweisen haben, fuhren wir denn mit frohem Muthe und der gespanntesten Erwartung, ob die Wirklichkeit mit dem vorher aus der Beschreibung erlangten Bilde übereinstimmen würde, den San-Juan-Strom hinein. Der die Hafenbucht bildende Arm dieses Flusses theilt sich aber wiederum in mehrere Zweige vor seinem Ausfluß in die Bai, und die Dampfböte nehmen zu ihrer Ein- und Ausfahrt nicht den der Stadt zunächst gelegenen Hauptarm, welchen die Bongos befahren, sondern den am weitesten nach Osten gelegenen schmaleren, bei einem kleinen Umwege ein etwas tieferes Fahrwasser darbietend. Erst nach halbstündiger Fahrt zwischen den verschiedenen größeren und kleineren Inseln der lagunenartig sich ausbreitenden und sumpfig sich verflachenden Ausmündung dieses Theils des Stromes gelangt man in den eigentlichen, zu einer Wassermasse sich vereinigenden Hauptarm des San-Juan, im Bereiche seines ausgedehnten Ueberschwemmungs-Deltas. Während der nächsten 15 Meilen bleibt man fortwährend innerhalb dieses niedrigen, allen Ueberschwemmungen ausgesetzten Terrains, und die Uferumgebungen würden noch monotoner erscheinen, wenn nicht überall die Vegetation, selbst der Gräser und Schilfe, so üppig und hochaufschießend wäre, daß man selbst hier, wo höhere Bäume noch ganz fehlen, vom Flusse aus keine weiterreichende Aussicht gewinnen kann, sondern der Blick zu beiden Seiten von den immer grünenden wechselnden Ufern gefangen gehalten wird. Außer den Schilfen und der hohen Grasart (Grammaloti), mit denen alle Inseln und Sandbänke des Flusses nach erfolgter Bildung rasch und luxuriös bekleidet sind, ist es besonders eine niedrige schilfartige Palme, mit welcher die Ufer durchweg so dicht hier bewachsen sind, daß man anfänglich über die Beschaffenheit dieser Ufer sich täuscht und ein festes Erdreich oder betretbare Ufer vermuthet, wo man bei näherer Untersuchung doch nur den tiefen Sumpf mit den abgefallenen Zweigen und Blättern der Palmen und Schilfe leicht überdeckt findet. Bei hohem Wasserstande des Flusses ist an ein Landen an den Ufern so wenig zu denken, als an den meisten grasbewachsenen größeren Inseln, und nur bei niedrigerem Stande treten an den Spitzen der Flußbiegungen und an den einzelnen Inselspitzen die von letzter Stromanschwellung

hier abgelagerten Sandbänke zu Tage. Lautlose Stille und Ruhe, nur hin und wieder durch das Geschrei eines einzelnen Wasservogels unterbrochen, herrscht über dieser weiten Sumpfgegend und dem mit sehr verminderter Geschwindigkeit sich durch dieselbe durchschlängelnden Flusse; dessen Breite hier, der unzähligen, sich immer von Neuem bildenden Inseln und unbestimmten Ufern halber, kaum mit einiger Sicherheit anzugeben ist. Der Alligator oder Lagarto (wie er hier heißt), ist im alleinigen unbestrittenen Besitze der schlüpfrigen Ufer und sonnt sich auf allen alten hergeschwemmten Baumstämmen und höheren trockenen Stellen in großer Anzahl und in allen verschiedenen Altern und Größen. So sicher fühlen sich diese, bisher noch wenig in ihrer urwäldlichen Ruhe gestörten und vom Menschen incommodirten Bestien in ihrem Schlamme, daß sie nicht nur das Dampfboot dicht heran ließen, sondern sich, obgleich nur wenige Schritte von dem vorbeiklappernden Schaufelrade entfernt, nicht eher entschlossen, in's tiefere Wasser unterzutauchen, bevor nicht Lieutenant Hanbury gewöhnlich einige Pistolenkugeln auf ihren Schuppen hatte abprallen lassen. Außer diesen selbst für junge Alligatoren unschädlichen, von den alten grauen Häuptern vollkommen unbeachtet gelassenen Pistolenkugeln des jungen englischen Officiers, der während unserer Fahrt eine unglaubliche Menge Pulver und Blei auf diese Weise verbrauchte, amüsirten sich jedoch auch einige andere Passagiere mit gezogenen Büchsen, auf diese trägen Bestien ernstliche Jagd zu machen; aber nur in einzelnen Fällen, wenn die Kugel gerade in's Auge traf, gelang es, einige umzubringen. Neben der Befriedigung, sie zu vertilgen, bieten die Alligatoren dem Jäger nur eine Art Moschus, den sie im Kopfe haben, zur Erlangung welches Artikels einige Deutsche sich in San-Juan mit dieser Jagd auch wohl abgaben, und zwar in der originellen Art und Weise, daß sie den am Ufer schlafenden Alligator erst mit dem Lasso fingen und festhielten, bis sie ihn aus kurzer Distanz mit Büchsenschüssen tödten konnten.

Wären die Ufer oder Inseln nur zum Betreten oder festen Fußfassen geeignet gewesen, so hätte sich das Jagdvergnügen hier beliebig weiter ausdehnen lassen, indem wir nur sehr langsam vorwärts kamen und zu wiederholten Malen sogar festfuhren, das eine

Mal über eine Stunde auf der Sandspitze einer Insel festsaßen, und nur mit Hülfe der Schiebekräfte sämmtlicher Passagiere das flache, kaum zwei Fuß ziehende kleine Dampfboot wieder abbrachten. Bei dem hohen Wasserstande erschien dies freilich befremdlich und klärte sich auch bald dahin auf, daß allein die Unfähigkeit oder Fahrlässigkeit des Herrn Lootsen, eines betrunkenen, nichtsnutzigen Mulatten, an dem Festfahren Schuld sei. Derselbe behauptete nun zwar, den Fluß so gut zu kennen wie nur irgend Einer, und schob Alles auf den Umstand, daß das Fahrwasser sich so häufig nach jeder Anschwellung des Flusses ändere. So sehr nun auch durch letzteren, allerdings häufig vorkommenden Umstand die Schwierigkeit, auf dem gänzlich verwilderten und sich selbst überlassenen Strome jedes Mal das richtige Fahrwasser zu finden, noch vermehrt werden mußte, so war es doch nicht zu entschuldigen, daß bisher noch nicht das Geringste von Seiten der Dampfschifffahrts-Compagnie oder der Capitäne der verschiedenen Böte geschehen war, um eine etwas bessere Kenntniß vom Fahrwasser zu erlangen, oder auch dasselbe, soweit solches thunlich, auf einfache Weise zu bezeichnen. Als Lootsen fanden sich unter der gemischten farbigen Bevölkerung immer einige Faullenzer oder Trunkenbolde, die früher als Bootsleute den Fluß befahren und sich eine oberflächliche Kunde hierdurch verschafft hatten; und die Capitäne der Dampfschiffe bekümmerten sich lieber darum, wie sie die Californier am besten prellen und übervortheilen konnten, als um die Führung der Böte und die genauere Erforschung und Untersuchung des Stromes.

Nachdem wir am Mittage endlich den Colorado, den der Wassermasse nach bedeutenderen, direct in's Meer sich ergießenden anderen Flußarm, und etwas weiter hin, die unbedeutendere linke Abzweigung, den Juanillo, erreicht hatten, so waren wir aus dem niederen Flußterrain oder dem eigentlichen Ueberschwemmungs-Delta des Flusses heraus, und bald darauf nahmen auch sowohl Ufer als umgebende Vegetation einen anderen Charakter an. Doch zuvörderst noch einige Bemerkungen über dieses, in seinem Inneren noch gänzlich unbekannte Flußdelta und die verschiedenen Abzweigungen und Ausmündungen des Stromes. — Obgleich das ganze Fluß-

gebiet des San-Juan von dem Punkte an, wo sich zuerst am linken Ufer der Juanillo abzweigt und durch eine Reihefolge von größeren und kleineren Lagunen sein Wasser dicht vor der Ausmündung wieder dem Hauptarme zuführt, und auf der rechten Seite der Colorado den größeren Theil der ganzen Wassermasse direct in's Meer abführt, sowie an der Küste von der Punta-Arenas der Hafenbucht bis zu dem Ausflusse des Colorado in's Meer, — obgleich dieses ausgedehnte Terrain unstreitig und der Natur der Sache nach aus Sumpf oder angeschwemmtem Erdreich besteht, so kommt innerhalb dieses Delta's doch sonderbarerweise eine höhere, hügelartige Erhebung des Erdreichs vor, und zwar die sogenannten Rosilia-Hügel, die nicht nur auf den Karten verzeichnet, sondern auch von mehreren Punkten des Flusses aus deutlich zu sehen sind. Ob dieselben wirklich 500 oder 800 Fuß hoch sind, wie verschiedentlich angegeben, muß dahin gestellt bleiben, sowie ihre noch nie untersuchte Structur und Beschaffenheit. Der höchste Punkt stellt sich, vom Flusse aus gesehen, als eine kugelförmige, oben sanft abgerundete, bewaldete Kuppe dar. Diesem Hügel gegenüber ist auch die einzige Stelle in dieser ganzen Flußstrecke, an welcher die Ufer des Flusses schon etwas höheren und festeren Boden zeigen. — Der erste Blick von oberhalb auf die beiden sich trennenden Flußarme gewährt schon die Ueberzeugung, daß der Colorado die bei Weitem größere Wassermenge direct dem Meere zuführe; Baily will nach ungefähren Messungen gefunden haben, daß nur ein Drittheil der ganzen Wassermasse des Flusses seinen Lauf nach der Bai von San-Juan hin nehme.

Oberhalb des Juanillo, welcher offenbar das früheste, später verlassene Flußbett andeutet, wo man dann zuerst den noch vereinigten Strom in seiner ganzen Mächtigkeit trifft, ist die durchschnittliche Breite 1/4 Meile, bei einer Tiefe von 10 bis 15 Fuß und der doppelten Geschwindigkeit des unteren Theiles, d. h. 2 bis 3 Knoten. Hier erscheinen wiederum an der linken oder nördlichen Seite und vielleicht nur einige Meilen vom Ufer entfernt, ähnliche vereinzelte Hügelkuppen wie die vorerwähnten, aber schon von beträchtlicherer Höhe (circa 1200 Fuß); hinter denselben wird jedoch zu beiden Seiten das Ufer wieder flacher. Doch verliert sich hier schon

gänzlich die untere sumpfige Beschaffenheit, das unmittelbare Ufer wird fester und höher, zeigt hin und wieder schon regelmäßig geschichtete Lehmformationen und heruntergeschwemmte Felsblöcke, und sowohl auf den Inseln wie dem Festlande kommen schon höhere Bäume vor.

Erst bei der Einmündung des Sarapiqui, der hier, auf der rechten Seite des Stromes demselben von Süden her die Gewässer der Costarica-Gebirge zuführt, erheben sich nicht nur die Ufer allmälig immer mehr, sondern es treten von hier an auch zu beiden Seiten des Stromes höhere Bergzüge dichter heran. Zu beiden Seiten der Einmündung des Sarapiqui waren damals auch die ersten festeren Ansiedelungen am unteren Theil des Flusses vor Kurzem begonnen worden, und zwar am linken Ufer von einer irländischen Familie, am rechten von einem unternehmenden Yankee, der, mit uns von San-Juan kommend, uns seine Pläne und Ideen, hier nach und nach auf den weiter zurückgelegenen höheren Plateaus Maisbau im Großen zu treiben, mit vieler Zuversicht auseinandersetzte. Die beiden Ruderbarken mit Senor Medina und seinen Berliner Freunden sahen wir, beim Anhalten des Bootes vor der Mündung des Flusses, in einiger Entfernung sich mühsam den gerade stark angeschwollenen Sarapiqui hinauf arbeiten, und hatten dieselben demnach volle zwei Tage gebraucht, um die 25 bis 30 Meilen von San-Juan bis hierher in ihren Ruderböten gegen den Strom zurückzulegen. — Wir fuhren aber mit unserem kleinen Dampfer während des Nachmittags noch ungefähr 15 Meilen weiter und gingen gleich nach Sonnenuntergang, da ein starker Nebel die Nachtfahrt bedenklich machte, dicht unterhalb der Einmündung des San-Carlos-Flusses in der Mitte des Stromes vor Anker.

Die hohen, dicht an den Fluß herantretenden Berge, durch welche der Ausfluß des San-Carlos markirt wird, hatten wir während der gestrigen Fahrt schon von Zeit zu Zeit zu Gesicht bekommen und uns an ihren imposanten und gefälligen Formen erfreut; beim Vorbeifahren in der Frühe des heutigen Morgens wurden wir in der Erwartung, aus der Nähe eine noch vortheilhaftere Ansicht zu erhalten, getäuscht, indem hier die niederen, hart an den Fluß herantretenden, vielleicht 300 bis 400 Fuß hohen, bis an die Gipfel

dicht bewaldeten Vorberge den doch einige Meilen vom Flußufer entfernten, über 2000 Fuß hohen eigentlichen Bergrücken am San-Carlos wieder verdecken. Erst weiter oben bei den Stromschnellen erhält man wieder einen allgemeinen Ueberblick dieses Bergrückens und sieht hier deutlich, daß derselbe sich auch auf dem nördlichen Ufer, aber bedeutend weiter landeinwärts fortsetzt.

Vom San-Carlos an werden die Ufer höher, abwechselnder, von 10 bis 50 Fuß hoch, und hier beginnt denn auch die Pracht der tropischen Wälder in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit sich zu entwickeln. Während weiter unten im Flachlande nur einzelne höhere Bäume aus dem niederen Walde hervorragen, sind hier die Berge bis zu ihren Spitzen mit Bäumen von 80 bis 100 Fuß Höhe bestanden. Außer den nie fehlenden Palmen verschiedener Art und den schlanken Cedern breiten mächtige Ceiba's*) und Mahagoni-Stämme ihre weiten Aeste aus; wilde Platanen bilden nebst einer Menge anderer fast unbekannter Sträucher und Schlinggewächse das dichte Unterholz, aus welchem zwischen Blüthen aller Farben die goldgelben Orangen besonders hervorleuchten. Auch ist von hier an der Wald von Thieren belebt, Affen schaukeln sich auf den Zweigen und die blaurothen wie die seltneren grünen Arras nebst Schwärmen der kleineren Arten Papageien fliegen schreiend von einem Ufer zum anderen. Der Fluß scheint hier gleichfalls fischreicher zu sein als weiter unten, wie sich aus dem häufigen Aufspringen ziemlich großer Fische schließen läßt, und statt der seltener sichtbaren Alligatoren sonnen sich die wunderlichen Iguanas und eine Unzahl anderer kleinerer Eidechsen auf jedem Baumstamme und horizontalen Zweige. — Je näher wir dem untersten der Raudales oder Fälle (wohl am richtigsten bei hohem Wasser als Stromschnellen zu bezeichnen) kamen, desto schöner wurden die hier wirklich malerischen, in steten Krümmungen des Flusses abwechselnden Waldufer mit der Aussicht darüber hin auf die nunmehr den Strom von beiden Seiten einschließenden und einengenden höheren Berge. So Weniges sich auch jetzt noch mit einiger Bestimmtheit über das Verhalten und die Formation der sichtlich von

*) Eriodendrum anfractuosum.

beiden Seiten hier an das Strombett herantretenden Ausläufer der großen Cordilleren (südlich in Costarica und nördlich in Nicaragua) nur sagen läßt, da weder zu irgend welcher Zeit eine ausgedehntere Untersuchung der Berge vorgenommen, noch überhaupt irgend Jemand den Versuch gemacht hat, nur einige Meilen weit in diese waldige Gebirgsgegend, seitwärts des Flusses an irgend einem Punkte vorzudringen, so läßt sich doch schon vom Flusse aus und nach allgemeiner Betrachtung der Umgebung, der Ufer und des Flußbettes mit einiger Gewißheit annehmen, daß in der ganzen Ausdehnung der vier Stromschnellen, deren eine übrigens doch einen wirklichen Wasserfall repräsentirt, neben einer ausgedehntn allgemeinen Senkung der Cordilleren, wie solche außerdem in ganz Central-Amerika nur noch bei Panama und bei Tehuantepec vorkommt, hier auch ein wirklicher Durchbruch durch die im großen Becken von Nicaragua angesammelten Gewässer einmal stattgefunden hat. Von späteren Vulcanen ist auch in dieser ganzen weiten atlantischen Abflachung der Cordilleren nirgends eine Spur, und nur die von den entfernten Vulcanen Costarica's herabkommenden Flüsse, wie der Sarapiqui und San-Carlos, führen dem unteren Flußbette des San-Juan Laven und Aschen zu.

Daß diese Stromschnellen, welche sich, zusammengerechnet und im vielfach gekrümmten und von einer Seite des Flusses zur anderen fortwährend wechselndem Fahrwasser gemessen, auf 15 bis 20 Meilen erstrecken, von den wenigen Reisenden, welche innerhalb der letzten Jahre ihre Bemerkungen über dieselben mitgetheilt haben, so verschieden beschrieben worden sind, bald als sehr gefährlich geschildert, bald als ganz unbedeutend dargestellt, rührt lediglich davon her, daß es ganz auf den fortwährend wechselnden Wasserstand des Flusses ankommt, um diese Raudales oder Rapids, wie sie spanisch und englisch bezeichnet werden, mit sehr verschiedenen Gefühlen befahren zu können. Wir haben aber zufällig während unseres Aufenthalts in Nicaragua Gelegenheit gehabt, dieselben unter allen verschiedenen Wasserständen beobachten zu können. Als wir diesesmal, im December 1851, mit dem kleinen Flußdampfer »John M. Clayton« den Fluß hinauffuhren, war gerade ein ungewöhnlich hoher Wasserstand und wir befanden uns

mitten in den Raudales del Machuca, den längsten und untersten, ohne es einmal zu wissen, und wurden nur durch das angestrengtere Arbeiten der Maschine auf die starke Strömung aufmerksam gemacht. Der Fluß war so hoch, daß das Boot nicht einmal nöthig hatte, das hier in der Mitte befindliche gewöhnliche Fahrwasser zu halten, sondern am südlichen Ufer hingehen konnte. Bei einer plötzlichen Biegung des Stromes kamen dann allerdings weiter oben doch mehrere Felsblöcke zum Vorschein, die selbst bei diesem hohen Wasserstande noch über die schäumende Fluth emporragten, und auf dem größten derselben saß noch immer der zerfallende Rumpf des hier schon 1850 verunglückten größeren Dampfboots »Orus« fest; in seinem weißangestrichenen Holzwerk und dem noch stehenden Schornstein eine wunderliche Staffage der wilden Flußlandschaft darbietend. Die Länge dieser Stromschnelle beträgt über eine Meile, und die durchschnittliche Breite des Stromes ist hier ungefähr 800 bis 1000 Fuß. — Nachdem man diese Stelle passirt ist, kommt man nach einer Biegung des Stromes, eine Meile weiter, an die Raudales de los Valos und, unmittelbar an diese sich anschließend, an die Raudales del Mico, welche, zusammen etwa $^3/_4$ Meilen lang, als eine Stromschnelle betrachtet werden können und von allen vorhandenen der Schifffahrt am wenigsten Hindernisse entgegenstellen, indem stets an einer oder der anderen Seite des Stromes ein hinreichend tiefes Fahrwasser vorhanden und es nur darauf ankommt, die flachen Stellen zu vermeiden. Bei hohem Wasser ist die Geschwindigkeit der Strömung hier ungefähr 5 Knoten, während sie beim Raudale del Machuca 7 bis 8 beträgt. — Nach den kleinen Stromschnellen del Mico folgen dann wieder 3 bis 4 Meilen ebenes Flußbett, mit einer Geschwindigkeit der Strömung von 1 bis 2 Knoten; es breitet sich auf dieser Distanz der Fluß wieder mehr aus, empfängt von beiden Seiten mehrere nicht unbedeutende Zuflüsse und zeigen sich wieder einige größere Inseln. — Dann folgen, gerade an der Stelle, wo der Strom eine scharfe Biegung im rechten Winkel von Norden nach Osten macht, die dem Gefälle nach bedeutendsten Raudales del Castillo-Viejo, die zwar kaum eine Viertelmeile lang sind, dafür aber (mit Ausnahme eines ganz schmalen Fahrwassers stromabwärts für kleine Böte) in Form eines von Felsblöcken gebildeten Wasser-

falls quer durch den ganzen Strom setzen. Das Gefälle beträgt auf dieser ganzen Strecke etwa 1 in 5. — Größere Böte können nur bei ganz hohem Wasserstande hart am südlichen Ufer hin, welches hier gangbar ist, mühsam über die Fälle gebracht werden, und auch die kleinsten Canoes müssen stets vom Lande aus hinübergezogen werden.

Schon eine Meile unterhalb der Fälle sieht man bei der letzten Biegung den hart an den Fluß herantretenden schroffen Hügel mit den Ruinen des 1727 zuletzt wieder erbauten Castells gerade vor sich liegen, den Strom weithin beherrschend. Nachmittags um 3 Uhr, am zweiten Tage nach unserer Abfahrt von San-Juan, legte das Dampfboot dicht unterhalb der Fälle und des gedachteu Hügels am südlichen Ufer an, und da hier das Boot gewechselt werden und die Bagage einige Hundert Schritt weit bis zu dem oberhalb der Fälle liegenden Boote zu Lande transportirt werden muß, so fanden wir hier zuerst die Anfänge zu einigen Anlagen und Wegearbeiten von Seiten der Compagnie des Herrn Vanderbild. Was wir aber leider nicht vorfanden, war das andere Dampfboot, das uns von oberhalb der Fälle nach dem Nicaragua-See bringen sollte; doch wurde es jedenfalls am anderen Tage erwartet, und da dieser Punkt in mancher Beziehung auch für unsere künftigen Projecte, wie für die Flußbeförderung überhaupt, als Stationspunkt von Interesse war, so erschien uns diese kleine Verzögerung anfangs nur angenehm und wurde sogleich beschlossen, das alte Fort und die nächste Umgebung, so weit thunlich, zu recognosciren und daneben unser Jagdglück zu versuchen.

Dieser Punkt des Flußufers hat neben den natürlichen Reizen der schönen Lage und des gesunderen Klimas, das sich schon hier bemerkbar zu machen beginnt, sowie der eventuellen strategischen Wichtigkeit, auch noch ein historisches Interesse, durch den Versuch, welchen die Engländer von Jamaica aus zu Ende des vorigen Jahrhunderts machten, sich des Landes zu bemächtigen, bei welchem Versuche sie hier den einzigen ernsthaften Widerstand fanden. Noch vermehrt wird aber das Interesse dadurch, daß bei dieser Gelegenheit der damals jugendliche Nelson, unter dem Colonel Polson, der die Expedition leitete, thätig war und beinahe den schlimmen

Einflüssen des Klimas erlegen wäre. Die spanische Garnison des damals noch in vollkommen gutem Vertheidigungsstande befindlichen Forts mußte nach längerem hartnäckigen Widerstande sich vor der Uebermacht der Engländer den Fluß hinauf zurückziehen, und die letzteren gaben die ganze Eroberungs-Expedition auch bald darauf wieder auf, nachdem sie den größten Theil der Mannschaft durch Krankheiten und die ungewohnten Einflüsse des heißen Klimas dabei eingebüßt hatten. Seit jener Zeit liegt das Fort in Trümmern, und wenn später zu Zeiten eine schwache Besatzung der Nicaraguenser sich hier aufhielt, so beschränkte man sich darauf, am Fuße des Hügels einige Hütten zu errichten und die, eine Art Leinpfad bildende, kurze Uferstrecke längs der Fälle zu ebnen. Die Absicht der Ingenieure der Damfschifffahrts-Compagnie, von denen sich zwei nebst einem Dutzend Arbeitern hier befanden, war, diese Anlagen dahin zu verbessern, daß ein Schienenweg vom unteren nach dem oberen Landungsplatze angelegt und die erforderliche Räumlichkeit zur Erbauung der nöthigen Wohnungen und Schuppen für gelegentlichen Aufenthalt der Passagiere und Güter gewonnen werden könne.

Seit 1780 dem weiteren Verfall und der sehr bald Alles überwuchernden üppigen Vegetation überlassen, waren denn auch die sehr massiv und solide aus Steinen erbauten, ziemlich ansehnlichen und hohen Mauern des alten Castells so von außen und innen nicht nur von Gesträuch und Schlingpflanzen, sondern auch von höheren Bäumen überwachsen, daß man damals weder vom Flusse aus etwas von den Befestigungen sehen, noch auch, oben angelangt, sich eine hinreichende Aussicht auf die ganze Umgebung verschaffen konnte. Auch war das Hinaufkommen auf den freilich nicht hohen, aber sehr steilen Hügel in seinem damaligen wild bewachsenen Zustande nicht so leicht, als es von unten aussah, besonders da es die Tage vorher hier stark geregnet hatte. Zwar gelang es uns, auf einem Drittheil der Höhe über das schlüpfrige Erdreich und durch die Büsche und Dornen hindurch angelangt, endlich den alten Weg oder vielmehr die Ueberreste der alten hinnaufführenden Treppenstufen wieder aufzufinden; aber selbst hier war nur mit Hülfe der Machete oder des Waldmessers durchzudringen. Oben angelangt,

waren wir in der That erstaunt über die Ausdehnung und solide Construction der noch immer hohen, zum Theil wohlerhaltenen Festungsmauern, Gräben und inneren Gemächer, von denen man von unten aus keine Ahnung hatte. Der kurze Nachmittag verging schnell bei der Untersuchung der verschiedenen Theile dieses wunderlichen Baues und die rasch dem Horizonte zusinkende Sonne erinnerte uns daran, wo möglich noch bei Tageslicht unseren Weg wieder hinunter zu suchen. Von unserem erwarteten Dampfboote war leider noch nichts zu sehen, und durchnäßt und hungrig, wie wir uns sämmtlich fanden, war uns eine Einladung der beiden amerikanischen Ingenieure, den heutigen Abend ihre Gäste zu sein, um so erwünschter, da wir am Eingange der offenen Hütte, in welcher sie ihr Quartier aufgeschlagen, einen der Arbeiter schon mit Braten und Kochen vortrefflicher eben im Strome gefangener Fische beschäftigt sahen. Da es an guten Getränken verschiedener Art, auch an wirklich gutem Claret, Porter und Ale, nirgends fehlte, wo Nordamerikaner stationirt waren und namentlich die Beamten der Compagnie, durch die jetzt regelmäßig gehenden Seedampfböte von New-York direct versorgt, es sich an Nichts abgehen ließen, so blieben wir in dieser guten Gesellschaft bis spät in die Nacht des zufälligen Weihnachtsfestes zusammen, ehe wir unser Lager der vorigen Nacht, auf den harten Bänken des Dampfbootes, auf dem wir gekommen und das uns faute de mieux noch vorläufig als Wohnung dienen mußte, wieder aufsuchten. In gedachter Gesellschaft hatten wir übrigens Gelegenheit gehabt, genauere Erkundigungen über die wahren Verhältnisse und den Zustand des ganzen Dampfschifffahrts-Unternehmens des Herrn Vanderbilt einzuziehen, und dadurch Aufschlüsse erhalten über manches uns bisher räthselhaft Scheinende, waren zugleich aber auch sehr herabgestimmt worden in unserer bis dahin gehegten Hoffnung, an einem der nächsten Tage jedenfalls weiter befördert zu werden. Die Sache hing nämlich folgendermaßen zusammen und verdient eine etwas ausführlichere Erwähnung hauptsächlich deshalb, weil sie nicht nur einen so schreienden Contrast mit den stets wiederholten früheren schönen Versprechungen und falschen Vorspiegelungen der Compagnie in den Zeitungen (durch welche auch wir uns hatten täuschen lassen) darbietet, sondern

dieselben oder ähnliche Täuschungen auch jetzt noch fortwährend stattfinden.

Zur Vermeidung von Mißverständniß muß jedoch vorerst beiläufig bemerkt werden, daß bekanntlich im Sommer 1851 die »American Atlantic and Pacific Ship-Canal-Company« — welche unter der Bedingung der Erbauung des gedachten Schiffscanals von einem Meer ins andere (innerhalb der nächsten 12 Jahre zu vollenden und innerhalb der nächsten 12 Monate zu beginnen) von Seiten des Staates Nicaragua das Privilegium erhalten hatte, während 85 Jahre allein sämmtliche Gewässer des Landes mit Dampfschiffen befahren zu dürfen — durch mancherlei hier nicht näher zu berührende Intriguen und Bestechungen den damaligen schwachen Präsidenten der Republik wie auch die Asamblea-Nacional zu bewegen gewußt hatte, derselben Compagnie, aber unter der neuen Benennung der »Transit-Company«, fast dieselben Rechte und Privilegien zu ertheilen als der früheren Canal-Compagnie und zwar ohne die Verpflichtung, den gedachten Schiffscanal bauen zu müssen. An der Spitze sowohl der ursprünglichen Canal-Compagnie, wie besonders der Transit-Compagnie steht aber der bekannte unternehmende Mr. C. Vanderbilt in New-York, und unter den verschiedenen Benennungen und Gesellschaften hat man deshalb stets nur einen und denselben Concern, die Herren Vanderbilt u. Co. zu verstehen. — Kaum waren die californischen Goldlager entdeckt und ließen sich die unausbleiblichen Folgen für den zunehmenden Verkehr mit jenem Theil der Westküste mit einiger Sicherheit vorhersehen, als auch sogleich die nie rastende Speculation in den Seestädten der Vereinigten Staaten sich der Ausbeutung des täglich steigenden Reiseverkehrs zu bemächtigen suchte. Die Linie über den Isthmus von Panama wurde sogleich von der Compagnie Howland und Aspinvall in Beschlag genommen und durch begonnenen Bau der Eisenbahn monopolisirt. Als Oppositionslinie gegen dieses von den ersten und angesehensten Häusern New-Yorks gehaltene großartige Unternehmen, welches in kurzer Zeit über ein Dutzend großer Dampfböte auf beiden Meeren in Fahrt setzte, bemächtigten sich Vanderbilt und Consorten des zweiten practicablen Uebergangs über den Isthmus, und den Schiffscanal nur als Vorwand benutzend,

etablirten sie die Passagier-Beförderungslinie zwischen New-York und San-Francisco über Nicaragua.

Hinsichtlich der besonderen geltend zu machenden Vorzüge oder Nachtheile standen sich die beiden Linien so ziemlich gleich; wenn die Chagres-Panama-Route den kürzeren Weg über den Isthmus, von überhaupt nur 46 Meilen, gegen den längeren Weg durch Nicaragua von 150 Meilen scheinbar geltend machen konnte, so kam letzterer Strecke doch auf der anderen Seite die bequeme Wasserstraße, welche den eigentlichen Landübergang vom Nicaragua-See bis zum Pacific wieder auf 13 Meilen reducirte, erleichternd zu Statten. Daneben war der Seeweg über Nicaragua kürzer als der über Panama und die Häfen unstreitig bei ersterer Linie besser als bei der anderen. Bevor nicht die Eisenbahn von einem Meer zum anderen vollendet, worüber noch mehrere Jahre vergehen konnten, brauchte die Nicaragua-Route die Concurrenz der Panama-Linie um so weniger zu befürchten, als stets mehr California-Passagiere auf beiden Meeren vorhanden waren, als die Dampfböte dieser Linie überhaupt nur befördern konnten. Der Umstand, daß die Transitroute durch Nicaragua aber ganz neu geschaffen werden mußte, indem hier von früherher nicht nur keine schon gebräuchliche Straße vorhanden war, sondern der ganze Weg, mit Ausnahme des atlantischen Hafenplatzes, von einem Meer zum anderen durch ein völlig unbewohntes wildes Wald- und Gebirgs-Land hinführte, erschwerte aber wiederum anfangs das Unternehmen in mancher Beziehung, und verdient die Energie und Ausdauer, mit welcher das Werk begonnen und ins Leben gerufen wurde, alle Anerkennung. Mr. Vanderbilt, selbst im unternehmenden Yankee-Lande schon früher mit Auszeichnung genannt, wegen seiner verschiedenen glücklichen Unternehmungen ähnlicher Art, namentlich der Verbesserung und Vermehrung der New-York mit Brooklyn und Staaten-Island so zweckmäßig verbindenden, raschen Ferryboats, hatte keine Mühe und persönliche Anstrengung gescheuet, um die neue Route nach Californien zu Stande zu bringen, deren größte Schwierigkeit darin bestand, einen regelmäßigen Dampfschifftransport auf dem Flusse zu organisiren. Kurz vor unserer Ankunft in San-Juan war er selber dort gewesen, um das letzte und größte der fünf Flußdampfschiffe,

die »Central-Amerika«, welches den regelmäßigen Dienst auf einem Theil des Stromes und dem See von Nicaragua versehen sollte, selber über die Fälle hinauf zu bringen. Dieses war ihm auch gelungen, aber da er gleich darauf wieder nach New-York zurückging, so verloren wir dadurch, daß wir uns auf dem Ocean kreuzten, leider die Gelegenheit, die persönliche Bekanntschaft dieses Herrn zu machen. Mit der Infahrtsetzung der »Central-Amerika« war aber die unerläßlich nöthige Zahl der kleineren Flußdampfer, um einige Regelmäßigkeit in den Hin- und Hertransport zu bringen, erst vervollständigt und sollte derselbe folgendermaßen stattfinden.

Die Fahrten der großen Seedampfschiffe der Linie auf beiden Oceanen sind so regulirt, daß sowohl die Böte von New-York nach San-Juan del Norte im Atlantic, als auch die Schiffe von San-Francisco nach San-Juan del Sur im Pacific, ziemlich zu gleicher Zeit, Anfangs und Mitte jedes Monats, also 14tägig, in den beiden genannten Endpunkten der Linie eintreffen. Um zuerst die Hinreise nach Californien weiter zu verfolgen, so haben die drei kleinsten ganz flach gehenden Flußdampfer dann ihre Station in San-Juan del Norte, und nehmen die 500 bis 700 Passagiere, die gewöhnlich mit jedem der Seeböte ankommen, sogleich von diesen an Bord, um sie nach dem Castillo-Viejo zu bringen, wo Böte und Passagiere warten, bis die oberhalb fahrenden Dampfschiffe die mittlerweile von San-Francisco in San-Juan del Sur gelandeten und über den Isthmus gekommenen California-Passagiere den Fluß herab bringen. Beim Castillo-Viejo treffen sich demnach die beiden Passagierzüge und wechseln hier nur die Dampfböte, um einerseits weiter, den Fluß hinauf, über den See und von Virginbay zu Lande nach San-Juan del Sur und an Bord des San-Francisco-Steamers, andererseits den Fluß hinunter an Bord des in San-Juan del Norte zur Rückfahrt bereiten New-York-Steamers gebracht zu werden. Die Passagiere werden nur an Bord der See-Dampfschiffe von der Compagnie beköstigt, müssen dagegen während der Reise von einem Hafen zum anderen, also während der Fluß- und Landfahrt, sich selbst beköstigen. Da die Reise durch Nicaragua angeblich stromabwärts in 24, stromaufwärts in 48 Stunden gemacht werden soll, so hat scheinbar letztere Bestimmung nicht viel

auf sich, und doch drehen sich um diese leidige, vielleicht nicht wohl zu vermeidende Einrichtung fast alle sogleich zu erwähnenden Uebelstände.

So verständig und richtig dieser Beförderungsplan auch von Seiten der Direction oder des Herrn Vanderbilt, der in dieser Beziehung die Seele der Unternehmung ist, anfangs entworfen und berechnet war, so hat leider die spätere Durchführung desselben fast Alles zu wünschen übrig gelassen. Zunächst hatte man sich zu wenig um die wechselnden Zustände des Stromes bekümmert, und die hieraus entspringenden Schwierigkeiten nicht gehörig zu würdigen und möglichst zu beseitigen gewußt; zweitens hat es aber auch von Anfang an an jeder Controle über die verschiedenen Beamten und Angestellten der Compagnie gefehlt, und da man noch dazu bei dem beschwerlichen Dienst und ungewohnten gefährlichen Klima den Agenten und Schiffsführern nicht die entsprechenden Besoldungen zugestehen wollte, so reizte man diese Beamten noch mehr dazu auf, sich wenig um die erhaltenen Vorschriften zu kümmern, sondern vielmehr nur auf den eigenen Vortheil bedacht zu sein, welcher sich in pecuniärer Hinsicht etwa nebenbei aus ihren Stellungen, dem reisenden Publicum gegenüber, ziehen ließe. Da entweder durch niedrigeren Wasserstand im Flusse oder durch Nachlässigkeit und Schadhaftwerdung bei der Maschinerie der Dampfböte, oder endlich durch zufälliges, nicht gleichzeitiges Eintreffen der großen Dampfschiffe an den Endpunkten der Ueberlandlinie selbst unvermeidliche Verzögerungen der versprochenen raschen Beförderung oft genug eintreten mußten, man aber doch, bei der thatsächlichen Sorglosigkeit des amerikanischen reisenden Publicums und der Unmöglichkeit, sich im unbewohnten Inneren des Landes die nothwendigsten Lebensmittel verschaffen zu können, in dergleichen Verzögerungsfällen die Passagiere nicht verhungern lassen konnte, so mußte auch für diesen Fall von Seiten der Compagnie einige Fürsorge getroffen werden. Anstatt dieses Geschäft aber dritten Personen zu überlassen, die sich bald hierzu angefunden haben würden, beging man den Fehler, den Beamten der Compagnie zu gestatten, sich sämmtlich an den nothwendig gewordenen Wirthshäusern und Schenken, auf den Dampfböten sowohl als an den verschiedenen Stationspunkten, zu betheiligen.

Bei den lächerlich hohen Preisen für die geringsten Erfrischungen und der Bereitwilligkeit, besonders der rückkehrenden Californier, auch hier noch sich die Preise des Goldlandes abnehmen zu lassen, warf dieses Nebengeschäft der Capitäne und Agenten in Speisen, Getränken u. s. w. aber einen so ansehnlichen Gewinn ab, daß denselben jede zufällige Verzögerung und längerer Aufenthalt der Hunderte von Passagieren, die nur in seltenen Fällen daran gedacht hatten, sich eigenen Proviant mitzubringen, nur höchst willkommen sein konnte. Daß auch wir unglücklichen Way-Passengers (im Gegensatz der California-through Passengers in derselben Falle gefangen waren, wurde uns sehr bald außer allen Zweifel gestellt.

Die Ausbeutung der Castillo-Viejo-Station hatte sich Capitän Banker, dem die Aufsicht über die sämmtlichen Flußböte und das Depot in San-Juan übertragen war, nämlich selber vorbehalten, und da er meistentheils unten im Hafen sein mußte und seiner Stellung nach sich auch wohl scheute, selber den Schenkwirth zu machen, einen Deutschen aus den Vereinigten Staaten engagirt, unter seinem Namen das Geschäft zu führen. Dieser, ein Herr Wiener (aus Hamburg gebürtig), war gerade damals mit einigen Zimmerleuten und mitgebrachten deutschen Arbeitern beschäftigt, ein größeres sogenanntes Hotel am Castillo einzurichten, und behalf sich bis zur Bewohnbarkeit des größeren Fachwerkhauses mit seinen Arbeitern in einigen Zelten und Bretterhütten. An diesem einen Punkte des hundert Meilen langen Flußgebietes, am Fuße des alten Castells, war demnach der erste rohe Anfang zu einer bleibenderen Niederlassung gemacht worden, und mußten wir, unter eigenthümlichen Verhältnissen, für längere Zeit Zeugen dieser wunderlichen Ansiedelung von Nordamerikanern und Deutschen in der unbewohnten Wildniß des spanischen Amerika sein. Von Seiten der verschiedenen Staaten, welche Eigenthumsrechte an diesen Ländereien geltend machen konnten, kümmerte man sich nicht im geringsten um das Treiben und Wirthschaften der hierin ganz unabhängigen Dampfschifffahrts-Gesellschaft und anderer zufälliger Ansiedler. Leider war nur diese Wirthschaft, wie schon bemerkt, eine sehr planlose, weniger auf permanente Verbesserungen und dauerhafte Anlagen, als vielmehr nur auf augenblickliche Ausbeutung der

Reisenden berechnete, und konnte in dieser Weise von keinem Vortheil für das Land die Rede sein.

Die unmittelbaren Flußufer, ober= wie unterhalb der Fälle, waren zwar auch wieder sumpfig, indem hier in den Strom fallende kleine Nebenflüsse die niedrigen Ufer überschwemmten, und dicht am Flußufer beschränkte sich die ganze damalige Anlage auf die schmale, sich 1/4 Meile zwischen den Fällen und dem steilen Hügel des Castillo hinziehende Terrasse. Landeinwärts schließen sich aber hinter dem gedachten, wegen seines steilen Abfalls nicht wohl zu benutzenden Berges andere Hügelreihen an, die, nur mit dichtem Unterholz und einzelnen höheren Bäumen bewachsen, vollkommen culturfähig sind. In ihrem gegenwärtigen urwaldlichen Zustande sind freilich auch diese höheren Uferstriche und Waldberge so beschaffen, daß für den Einzelnen ein Eindringen in dieselben ohne vorherige Lichtung oder wenigstens gewaltsame Oeffnung eines Pfades völlig unthunlich ist. Die erste, freilich in diesem Klima doppelt schwere Arbeit des Lichtens und Verbrennens des Unterholzes einmal vollbracht, ließen sich einzelne Abhänge oder kleinere Plateaus hingegen sogleich durch Anpflanzungen von Bananen, durch Maisbau oder selbst durch Gemüsezucht bestens verwerthen.

Das Klima dieses ganzen oberen Flußgebietes scheint übrigens ein eigenthümliches, weder mit dem der atlantischen Küsten und des unteren Theils des Stromes, noch auch mit dem des Inlandes und der Westküste übereinstimmend, sondern vielmehr die Vermittelung zwischen beiden herstellend. Obgleich für das Inland oder den Westabhang der Cordilleren schon seit mehreren Wochen die entschieden trockene Jahreszeit eingetreten war, so regnete es während unseres damaligen 14tägigen Aufenthalts am Castillo doch fast täglich, jedoch nie in der anhaltenden langweiligen Art wie in San-Juan, sondern nur in Strichregen oder einzelnen Schauern, die zwar heftig genug waren, aber nie lange anhielten und Tags wie Nachts sogleich wieder dem sonnen= oder sternenhellen Himmel Platz machten. Der fast stets vorhandene stärkere Luftzug des in seiner weiteren Ausdehnung landeinwärts, sicher zwischen höheren Bergen eingeschlossenen Flußthals macht auch die Tageshitze hier erträglicher und das Klima gesunder, als in dem übrigen Bereich des San=

Juan=Stromes. Die eigene Erfahrung schien dies auch an unserer, aus den verschiedensten Ständen zusammengesetzten, damaligen Reisegesellschaft zu beweisen, die wir sämmtlich hier eine ziemlich starke klimatische Probe zu bestehen hatten.

Wir hatten nunmehr, trotz der bestimmten Zusagen und Betheuerungen des Agenten in San=Juan, daß wir ohne Aufenthalt den Fluß hinauf befördert werden sollten, schon über 8 Tage hier am Castillo liegen müssen und noch immer war keine Aussicht vorhanden, fortzukommen, da selbst, wenn wir unser einmal bezahltes Passagegeld hätten verlieren wollen, weder Böte noch Ruderer vorhanden waren, uns weiterzuschaffen. Der spanische Gesandte drohte mit der Regierung von Nicaragua, durch die er sich Genugthuung von der Transit=Compagnie verschaffen wollte, wurde aber von den independenten Yankees ausgelacht; die englischen Offiziere waren wüthend auf Capitän Banker, der sie wissentlich angeführt habe, und die ärmeren California=Passagiere, für deren beschränkte Mittel der kostspielige Aufenthalt am traurigsten war, berathschlagten, ob man nicht mit bewaffneter Hand den Capitän des Dampfboots, der uns heraufgebracht, zwingen könne, mit seinem Boot über die Fälle zu gehen und uns weiter zu befördern. Dieses Dampfboot war nämlich hier liegen geblieben und hatte uns wenigstens den Vortheil gewährt, auf dem oberen, freilich nur mit sehr durchlöchertem Zeltdach versehenen, luftigen und trockenen Deck einen reinlicheren Aufenthalt bei Tage und ein gesunderes Lager bei Nacht zu gewähren, als wenn wir genöthigt gewesen wären, am Lande zu campiren. Während die Californier nebst der Schiffsmannschaft die unteren, zwar gegen den Regen völlig geschützten, aber schmutzigen und heißen, engen Räume des kleinen Dampfschiffes einnahmen, suchten wir uns, so gut es eben ging, mit Hülfe unserer zum Glück schon in New=York angeschafften unentbehrlichen Blankets und des übrigen Reisegepäcks, auf den schmalen Holzbänken des oberen, ganz offenen Decks einzurichten. Bei den warmen Nächten, der frischeren Waldluft und dem Rauschen des Wasserfalles, an dessen Fuße das Dampfboot lag, hätte dieses harte Nachtlager auch wenig zu wünschen übrig gelassen, wenn nicht regelmäßig jede Nacht zwei oder drei kurze, aber heftige Regenschauer auszuhalten gewesen

wären, die so rasch, bei vorher ganz heiterem Himmel, heraufzogen und sich entluden, daß man gewöhnlich schon ziemlich durchnäßt war, ehe man sich schlaftrunken darauf besann, die der Wärme wegen lästige wollene Decke über den Kopf zu ziehen. Dafür hatten wir noch den Vortheil, auf unserem luftigen Lager beinahe gar nicht von Moskitos geplagt zu werden, von denen alle am Lande Schlafenden viel zu leiden hatten, und beim Aufgang der Sonne verwischte das erquickende Bad im schäumenden Strome sehr bald alle unangenehmen Empfindungen und kleinen Leiden der letzten Nacht.

Am zehnten Tage unseres unfreiwilligen Aufenthalts am Castillo-Viejo erhielten wir denn zuerst sichere Auskunft über das ausgebliebene Dampfboot. Der Capitän desselben war, nach Aussage der Indianer, die in einem Bongo den Fluß herab kamen, von seiner Station fort nach San-Carlos gegangen, um das Weihnachtsfest am Lande zuzubringen, und wollte nun nicht eher wieder den Fluß hinunter gehen, bis die regelmäßigen California-Passagiere von der Westküste angelangt wären. Daß dieses gegen seine Instructionen, aber im Einverständniß mit seinen anderen Collegen war, verstand sich von selbst, nur ließ sich eben nichts dagegen machen, als nun noch geduldig einige Tage zu warten, bis zur Ankunft des San-Francisco-Steamers. Nachdem letzterer denn auch ziemlich rechtzeitig an der Westküste angekommen, sahen wir endlich den so lange ersehnten alten »Director« (das schlechteste der damaligen Flußböte), mit 500 Passagieren vollgepackt, oberhalb der Fälle anlegen und hatten kaum Zeit, uns und unser Gepäck von Bord zu bringen, mit solcher Hast wurde unseres kleineres Boot, das kaum die Hälfte der Angekommenen fassen konnte, von den Californiern eingenommen. Das atlantische Dampfboot war aber leider nicht so pünktlich diesesmal eingetroffen und wir mußten doch noch zwei Tage (nunmehr oberhalb der Fälle, am Bord des »Director«) wieder liegen bleiben, bis die Passagiere von unten ankamen und wir in Gesellschaft derselben nun endlich von Castillo weg und den Fluß bis nach San-Carlos hinauf gehen konnten.

Die 10 Meilen lange Flußstrecke vom Castillo-Viejo bis zu den Stromschnellen del Toro, mit 20 bis 30 Fuß Tiefe im Fahr-

wasser und wenigen Inseln, zeigt in den beiden Ufern dieselbe Beschaffenheit, wie unterhalb des Castillo; nur scheinen die Berge hier schon weiter zurückzutreten, die Ufer sind, wenn auch nicht flach zu nennen, doch auch nicht mehr so hügelig, aber durchweg noch mit dem schönsten Walde und Bäumen von 80 bis 150 Fuß Höhe bestanden. Nur bei den Toro-Raudales treten noch einmal höhere abgesonderte Hügel, von denen der eine auch in früheren Zeiten einmal befestigt gewesen sein soll, dicht an das linke oder nördliche Stromufer heran. Die Stromschnellen des Toro, die letzten nach oben zu, sind übrigens nur unbedeutend, bei hohem Wasserstande ganz ungefährlich, selbst für Dampfböte, und nur bei niedrigem Stande, einiger seichten Stellen halber, mit Vorsicht zu befahren. — Seitdem das neue und geräumige Dampfboot »Central-Amerika« auf dem See in Fahrt gesetzt war, hatte das alte, schmutzige und langsame Boot »Director« die Passagiere nur vom Castillo bis oberhalb des Toro-Raudales zu bringen, von wo die »Central-Amerika«, die allenfalls 800 bis 1000 Passagiere führen konnte, dieselben die letzte Flußstrecke hinauf und über den See nach Virginbay brachte; zugleich aber auch, wenigstens damals noch, Passagiere in San-Carlos landete.

Schon einige Meilen oberhalb des Toro flachen sich die Ufer zu beiden Seiten wieder ganz ab, am nördlichen erscheinen allein noch einmal einige niedrige Hügel, der höhere Wald verschwindet, die federartige Sumpfpalme erscheint wieder vorherrschend, und lange bevor man den oberen Ausfluß des San-Juan aus dem Nicaragua-See erreicht, haben nicht nur die näheren Flußufer, sondern hat auch die ganze Umgebung, in noch völlig unbekannter Ausdehnung, sowohl nach Süden als nach Norden, wiederum ganz den sumpfigen Charakter des unteren Ausfluß-Delta des Stromes ins atlantische Meer angenommen. Die Strömung ist auf dieser ganzen Strecke sehr schwach, kaum 1 Knoten, und die Tiefe variirt zwischen 12 und 24 Fuß.

Die »Central-America« legte die doppelt so große Entfernung vom Toro bis zum Ausfluß als vom Castillo bis zum Toro in kürzerer Zeit zurück als der »Director«; da aber bei dem Ueberladen nicht nur der Passagiere und Bagage, sondern auch der für Virginbay be-

stimmten Güter und Waaren der Compagnie viel unnütze Zeit verloren wurde, so war es acht Uhr Abends, also völlige Nacht geworden, bevor das Dampfboot den einzelnen Lichtern der Häuser von San-Carlos gegenüber, aber des seichten Ufers halber in ziemlicher Entfernung vom Lande anhielt und eine Jolle bemannt wurde, um unsere Gesellschaft endlich hier zuerst an das Festland von Nicaragua zu setzen. Daß wir uns möglichst beeilten, nach so langen ärgerlichen Verzögerungen und gezwungenem Aufenthalte auf der leidigen Transitroute dieser ganzen californischen Yankeewirthschaft hoffentlich für immer Valet zu sagen, bedarf wohl kaum einer Versicherung; auch trieb uns nebenbei noch der Hunger, rasch ans Land zu eilen, wo wir uns vorgenommen, uns für alle Entbehrungen des ganzen Tages, die Hitze und das Gedränge auf den beiden Dampfböten zu erholen. Nur hatten wir freilich gehofft, noch vor Sonnenuntergang in San-Carlos zu landen, glaubten jedoch vermöge unserer Empfehlungen an den Chef der Douane, die für alle atlantischen Einfuhren hier ihren Sitz hat, uns leicht gutes Unterkommen noch verschaffen zu können. Wir sollten jedoch auch diesmal wieder bitter enttäuscht werden in dem Bilde, das wir uns von diesem Orte, und in den Erwartungen, die wir uns, nach den leichtsinnigen Vorspiegelungen einiger Deutschen in San-Juan, davon gemacht hatten.

Nachdem uns die Matrosen des Dampfbootes rasch ans Land gerudert und unsere Sachen, soviel die Dunkelheit es erkennen ließ, unter einem halb ins Wasser hineingebauten großen offenen Waarenschuppen ans Land geworfen und wieder zurückgefahren waren, entdeckten wir erst nach einiger Zeit, daß außer uns auch noch andere Menschen unter diesem Schuppen sich befanden, die sich uns jedoch eben nur durch ihre brennenden Cigarren bemerkbar machten, sich übrigens, wie es schien, schon halb im Schlafe über und neben den Kisten und Ballen hingestreckt, wenig um uns bekümmerten. Da sowohl der spanische Gesandte, als ich selber einen Empfehlungsbrief an Don Patricio Rivas besaßen, so übernahm Ersterer es, diesen Herrn ausfindig zu machen; und nachdem es ihm gelungen, eine der braunen Gestalten, die sich nunmehr als die Douanenwächter auswiesen, auf die Beine zu bringen und derselben

begreiflich zu machen, daß wir doch nicht füglich, wie unsere Bagage hier die ganze Nacht an den Strand hingeworfen, liegen bleiben könnten, entschloß sich derselbe, den Gesandten zur nahe gelegenen Wohnung des Don Patricio zu begleiten. Dieser hohe Functionär war denn auch sogleich bereit, den an ihn speciell Empfohlenen eines der oberen Zimmer des Douanenschuppens zum Nachtquartier anzuweisen, worauf denn unser Fünf einem der Soldaten, der mittlerweile auch eine alte Papierlaterne aufgetrieben, eine Art Leiter hinauf nachkletterten, um dieses Quartier in Augenschein zu nehmen und unsere Decken und kleineren Reiseeffecten hinaufzubringen. Die übrigen mitgekommenen Passagiere mußten sehen, wo sie blieben, und hatten sich auch schon auf weitere Entdeckungsreisen zwischen die übrigen Häuser des Ortes aufgemacht, in denen übrigens Alles schon zu schlafen schien, obgleich es kaum neun Uhr war. Den oberen oder Dachraum der Douane fanden wir übrigens nicht nur reinlich und luftig mit offenem Balcon nach der See hin, von dem eine erfrischende Brise herüberwehte, sondern sogar einige Hammaks und Tisch und Stühle vorhanden. Da Don Patricio aber auf unser anderes und den Umständen nach augenblicklich weit dringenderes Anliegen, uns vorerst ein hinreichendes Abendbrot zu verschaffen, um unsere seit über 12 Stunden fastenden Magen zu beschwichtigen, trotz aller directen und indirecten Anspielungen nicht eingehen wollte, da es ihm als mäßigem Spanier überhaupt unerklärlich erschien, daß man so spät in der Nacht noch essen wolle, wenn überall etwas zu bekommen gewesen wäre, so blieb uns nichts Anderes übrig, als gleichfalls unser Glück im Orte selber zu suchen. Unter der Anleitung einiger jugendlichen Bewohner von San-Carlos, die sich doch nach und nach bei der Douane angefunden, stolperten wir daher in verschiedenen Gruppen die einzige den Hügel hinanführende Straße hinauf, um die zwei oder drei Häuser oder Hütten aufzufinden, welche der Sage nach sich wohl mit Beköstigung von Fremden abgäben.

Wenn uns nun auch diese Entdeckungsreise auf Lebensmittel zu nichts Weiterem verhalf, als am Ende in einer der Hütten eine Flasche süßen Weines und einige Brötchen uns förmlich erobern und uns damit begnügen zu müssen, indem wir überall gutmü-

thig darüber ausgelacht wurden, so spät in der Nacht noch irgend etwas gekocht haben zu wollen, — so entschädigte uns diese Promenade in der warmen dunklen Nacht zwischen den Hütten von San-Carlos und der dadurch gewonnene Einblick in die vollkommen offene Häuslichkeit und das eigentliche spanisch-amerikanische wunderliche Leben, das uns hier zuerst noch fast unberührt vom übrigen Welttreiben entgegentrat, doch vollkommen für die nun einmal nicht zu erhaltende substantiellere Abendmahlzeit. Die in völligem Negligé unter den nach allen Seiten offenen Palmdächern in ihren Hammaks sich schaukelnden und ihre letzte Cigarre vor Einschlafen rauchenden braunen, gelben und schwarzen Weiber verschiedenen Alters versicherten uns sämmtlich, ohne sich durch unser indiscretes Eindringen in ihre freilich sehr öffentliche Häuslichkeit im geringsten stören oder indigniren zu lassen, daß wir morgen früh zum Almuerzo alles mögliche Schöne gekocht, gebraten und gebacken haben sollten, und uns damit zufrieden geben müßten. Nachdem wir also in zwei verschiedenen Häusern (der größeren Sicherheit halber) ein solches Almuerzo oder Frühstück bestellt hatten, und zu unserem großen Amüsement bis in die Details bestimmt und verabredet, was wir alles haben wollten, um uns dann doch endlich einmal satteßen zu können (augenscheinlich zum größten Erstaunen der umstehenden und liegenden Spanier, die uns offenbar für die größten Vielfresser hielten), zogen wir uns in unser Nachtquartier zurück. Hier fanden wir zwar den Bedienten des Gesandten sehr bestürzt über das Heer von Nachtvögeln, die das hohe, spitze Palmdach im Inneren belebten; da wir aber den Raum noch frei von Moskitos fanden, die der gerade aufstehende kühle Luftzug fern hielt, so kümmerten wir uns wenig um den fortdauernden Kampf der zahllosen Fledermäuse und kleinen Eulen, die das dicke Palmdach bewohnten, und genossen wenigstens einmal wieder einer ungestörten Nachtruhe unter Dach und Fach.

Die Neugier, den Ort und seine Lage uns auch bei Tageslicht anzusehen, und das Verlangen, zu erfahren, ob wir sogleich Gelegenheit finden würden, über den See gehen zu können, ließen uns jedoch nicht lange nach Sonnenaufgang ruhen, und nach bald gemachter Toilette am Seestrande stiegen wir zuerst die kleine An-

höhe hinan, auf welcher die Wohnung des Commandanten und der Handvoll hier garnisonirender Soldaten. Die Aussicht von diesem Punkte, der hart an der linken Seite der Ausmündung des San-Juan aus dem See gelegen, ist, obgleich in nächster Umgebung flach, doch nach allen Seiten hin höchst anmutlig, und selbst großartig, wenn man die ferneren Gebirgshorizonte, die freilich nur bei klarem Wetter sichtbar sind, mit einrechnen will. Während man rückwärts, nach Osten gewandt, von wo wir gestern hergekommen, den mächtigen San-Juan-Strom seine ruhigen Fluthen bis an die nächste große Biegung zwischen den flachen grünen Ufern hinwälzen sieht, mündet von Süden her, gerade San-Carlos gegenüber, der zwar schmalere, aber sehr ansehnliche, wasserreiche Rio-Frio in den See, oder vielmehr in den Anfang des San-Juan-Stromes aus. Nach Westen über den Nicaragua-See hinweg trifft der Blick zuerst eine Anzahl kleinerer unbewohnter grüner Felseninseln, und dahinter die größere Insel Solentiname mit schon ansehnlichen Bergen, und sich weiter nach Norden wendend, treten dann die beiden Spitzen des Madera und Omotepe kühn aus den Wellen empor. Ganz nach Norden wieder dem Festlande und der näheren Umgebung von San-Carlos sich zuwendend, zieht sich der Bergrücken, auf dessen vortretender Spitze das Haus des Commandanten, noch etwas höher hinauf bis zu den, einigen Tausend Fuß entfernten Ruinen des alten Forts von San-Carlos, und wird hier durch dichte Waldung des sich weiter inland jedoch bald wieder senkenden Hügelrückens die weitere Aussicht abgeschlossen. Nur bei heiterem Himmel und in weiterer Ferne sieht man, wie bemerkt, auch noch im Süden die hohen Costarica-Cordilleren und die Berge von Guanacaste, sowie die im Westen des Sees liegenden höheren Bergrücken.

Als wir hier zuerst den Rio-Frio zu Gesicht bekamen, der nach seinem Ursprunge in den Bergen von Miravalles und einem langen Laufe durch wildes, gänzlich unbekanntes waldiges Gebirgsland zuletzt sein bedeutend kälteres Wasser (daher der Name) durch weites, unbewohntes, sumpfiges Vorland dem Nicaragua-See zuführt, so fielen uns unwillkürlich die Berliner Colonisationsfreunde wiederum ein, die jetzt gerade vielleicht dicht bei Miravalles waren, und die kühnen Reden des Herrn v. Bülow über die Leichtigkeit,

diesen Fluß schiffbar zu machen. Señor Medina hatte uns nämlich eines Tages in San-Juan Einiges mitgetheilt über eine Expedition seines Schwagers, des früheren Commandanten von San-Carlos, im vorigen Jahre unternommen, die ein gutes Licht auf die Zustände dieses Landes in mancher Beziehung wirft und deshalb erwähnt zu werden verdient. Diesem damaligen Commandanten des Forts von San-Carlos, Namens Don Salazar, war es einmal in den Sinn gekommen, zu versuchen, ob man diesen schönen klaren Strom von ansehnlicher Tiefe, dessen Ausmündung nicht nur so zu sagen vor seiner Thür lag, sondern wohin auch täglich zweimal mit dem Canoe hinübergefahren wurde, um von hier kühleres Trinkwasser zu holen, nicht auch noch weiter hinauf befahren könne, was zu keiner Zeit irgend Jemandem eingefallen war. Er unternahm daher eine förmliche bewaffnete Expedition in einem mit den Soldaten des Forts besetzten und gehörig verproviantirten Boote, gelangte nach mehreren Tagen in ganz unbekannte, waldige und gebirgige, fruchtbare Gegenden und stieß hier auf ein indianisches Lager von wirklichen wilden, außer aller Berührung mit der spanisch sprechenden Bevölkerung des Landes stehenden Indianern. Er wurde von ihnen freundlich aufgenommen, konnte aber leider nicht verhindern, daß seine Soldaten sich ungezogen gegen die indianischen Weiber benahmen, worauf die Wilden zu ihren Speeren griffen, die feigen Spanier in ihr Boot zurücktrieben, wobei Don Salazar nicht nur zwei Verwundungen in Arm und Schenkel erhielt, sondern auch noch von seinen schuftigen Söldlingen im Stich gelassen wurde, die abstießen, ehe er das Boot erreichen konnte. Er mußte in die Büsche flüchten und wäre wahrscheinlich ein Opfer seines Untersuchungstriebes geworden, wenn er nicht am anderen Tage zufällig ein indianisches Canoe am Ufer gefunden hätte, in welchem er sich, stromabwärts treibend, wieder nach San-Carlos retten konnte. Don Salazar wurde bald darauf nach Realejo versetzt, wo er wahrscheinlich noch lebt, und um den Rio-Frio und die ausgedehnten schönen, wasserreichen Landschaften, die er in seinem oberen, wenigstens 60 bis 70 Meilen langen Laufe durchströmt, und welche sowohl Nicaragua als Costarica als Eigenthum beanspruchen, bekümmert sich seitdem Niemand mehr.

Die letzte Entdeckung, die wir von unserem höheren Standpunkte über dem kleinen Hafen von San-Carlos aus machten, war die erfreuliche, daß während der Nacht oder doch am frühen Morgen ein neues Segelschiff eingelaufen, das sich in seiner eleganten Bauart gar zierlich unter den übrigen plumpen und ungeschickten Bongos, Lanchas und Piroguen der inländischen Schiffsbaukunst ausnahm. Wie man uns sagte, war dies eine Balandra oder Sloop von Rivas, die sogenannte wilde Californier, die auf eigene Hand durch das Land reisten, von der anderen Seite des Sees gebracht habe, und mit deren Capitân wir wahrscheinlich einen Handel wegen unserer Fahrt nach Granada würden machen können. — Doch wurde die Frühstücksfrage jetzt immer dringender, obgleich einige vortreffliche Orangen, auf dem Hügel wildwachsend, uns bisher wieder etwas hingehalten, und nach den unteren Hütten eilend, fanden wir denn auch wirklich unsere diversen Donnas von gestern Abend eifrig mit Zubereitung desselben beschäftigt. Das einigermaßen Romantische, was die ganze Scenerie gestern Abend bei dem Chiaroscuro einiger Talglichter und Papierlampen geboten haben mochte, wurde freilich vom hellen Sonnenlicht sogleich zu Schanden gemacht. Gegen die Persönlichkeiten der meist dunkelbraunen Weiber, deren Costüm und Reinlichkeit der äußeren Erscheinung, ließ sich nicht viel sagen, sowie die meisten derselben mit artigen Gesichtern und schönem Wuchs angenehme und sogar gebildete Manieren verbanden. Aber die übrigen Umgebungen und das ganze, gleichfalls halb auf der Straße vorgenommene culinarische Verfahren war denn doch für einen noch nicht acclimatisirten europäischen Magen etwas stark. Die nackten schmutzigen Kinder, die Schweine, Hühner, Enten, Hunde, Papageien u. s. w., die sämmtlich in möglichst nahe Berührung mit den Kochtöpfen und Bratpfannen zu kommen sich alle ersinnliche Mühe gaben und nicht immer von den Herrinnen mit Glück zurückgescheucht wurden, ließen es für gerathener erscheinen, so wenig als möglich an den Vorbereitungen ferner Theil zu nehmen. Nachdem dann wirklich von der einen Nachbarin noch das eben fertig gewordene Pan-dulce, eine Art frischer Zwieback, und von einer anderen die ausdrücklich von uns verlangte Milch herbeigeschafft waren, so konnten wir uns zu unserem ächt

spanischen Frühstück niederlassen. Dieses bestand außer den beiden eben erwähnten hiesigen Luxusartikeln, wie Brot und Milch, aus einer Art dicken, nicht übelschmeckenden Chocolade, die in hölzernen Calebassen, den sogenannten Hicaros, servirt wurde, in einem gebratenen Huhn mit einer vortrefflichen Tomatosauce, und in Frijoles oder in Schweinefett schwimmenden schwarzen Bohnen, und in Scheiben geschnittenen, gleichfalls in demselben Fette gebratenen Maduros oder reifen Bananen. Die noch bestellten Eier, die wir schon lange entbehrt hatten, waren leider ausgeblieben oder vielleicht absichtlich von der wohlmeinenden Wirthin vergessen, die nicht glauben wollte, daß zwei Personen dieses enorme Frühstück würden vertilgen können, von dem auch, ohne Uebertreibung, acht Spanier für alle drei Mahlzeiten eines Tages genug gehabt hätten, wie wir uns späterhin hinlänglich durch Erfahrung zu überzeugen Gelegenheit hatten. Daß bei diesem, wie bei allen ähnlichen, in den spanisch-indianischen Häusern allenfalls gereichten Mahlzeiten weder von Messer, Gabel und Löffel oder von Tischzeug, ja nicht einmal von Tisch und Stühlen die Rede ist, versteht sich am Rande. Auf einer Bank oder einer alten Maiskiste unter der Veranda des Hauses werden die Speisen in den drei oder vier unentbehrlichen oder überhaupt nur vorhandenen, groben, irdenen Geschirren hingesetzt, für jeden Gast ein Hicaro oder Becher voll Chocolade daneben, und nun sehe Jeder zu, wie er mit seinem Taschenmesser oder am besten mit den Fingern damit fertig werde.

Noch während wir bei unserem Dejeuner al Fresco beschäftigt waren, hatte schon eine Schaar jener eben angekommenen Californier die Hütte mit Sturm eingenommen, um hier gleichfalls zu frühstücken, und wir konnten diese wahrhaften Räubergestalten nur dadurch davon abhalten, sogleich mit über unsere Schüsseln herzufallen, daß wir die Dolmetscher zwischen ihnen und den Señoras machten und sie auf sofortige Bereitung einer zweiten Auflage unseres, doch nicht für Alle ausreichenden Frühstücks vertrösteten. Diese tollen Gesellen waren damals, auch im Inneren des Landes, in sofern ein wahrer Fluch für alle übrigen sinnigeren einzelnen Reisenden, als sie überall, wo sie nur hinkamen, durch ihr Umherwerfen mit californischen Goldstücken und ihre Unkenntniß des

Marktes, alle Preise auf das Unsinnigste in die Höhe trieben. So machten wir schon hier im Kleinen sogleich diese Erfahrung, indem wir für das erhaltene Frühstück, das nach den landesüblichen Preisen von jedem Spanier mit einigen Realen bezahlt worden wäre, 2 Piaster zahlen mußten. — An der Douane wieder mit unseren beiden diplomatischen Reisegefährten zusammentreffend, mußten wir auch deren Klagen über noch schlimmere Prellerei hören, indem dieselben in dem anderen Hause, in dem sie gefrühstückt, für weit schlechtere Kost 3 Piaster hatten zahlen müssen.

Als erfreuliche Nachricht theilte uns dagegen Señor de la Cuadra mit, daß er, in der Voraussetzung unserer Genehmigung, mit dem Capitân der im Hafen liegenden Balandra eine vorläufige Uebereinkunft getroffen, uns sogleich nach Granada hinüber zu schaffen, wofür derselbe freilich die unverschämte Forderung von 120 Piastern mache. Es handelte sich demnach nur darum, noch andere Reisegefährten (die vielleicht vorhanden) zu engagiren, um den Preis à Person möglichst zu ermäßigen. Nach einigem Hin- und Herreden und vergeblichen Versuchen, den Capitân in seiner Forderung herabzustimmen, gelang es uns auch, noch vier andere Personen, die gleichfalls nach Granada wollten, zur Theilnahme zu finden, und um 11 Uhr verließen wir mit schwachem, aber günstigem Winde die kleine Hafenbucht des originellen, damals neben der Douane und der Commandantenwohnung aus etwa 20 indianischen Palmhäusern bestehenden San-Carlos. Unsere Empfehlung an Don Patricio, den Ober-Zolleinnehmer, verschaffte uns wenigstens zu guter Letzt noch den Vortheil, ohne irgend welche Visitation unseres Gepäckes weiterreisen zu können.

Unsere kleine Sloop, deren Besatzung nur aus dem Capitân, einem Schweden, der fertig englisch und nur wenig spanisch verstand, und einem Matrosen, einem fast immer betrunkenen Franzosen, der kein englisch, aber fertig spanisch sprach, bestand — welches zu den komischsten Mißverständnissen zwischen Capitân und Mannschaft Veranlassung gab —, erwies sich als ein gutes Segelboot, und bot trotz ihrer beschränkten kleinen Cajüte am Steuer und dem schmalen schutzlosen Verdeck, doch unserer aus zehn oder zwölf Personen bestehenden Gesellschaft anfangs hinreichenden Raum

und Annehmlichkeit des Aufenthaltes. Denn bei schönstem Wetter, leichtbewölktem Himmel und sanfter östlicher Brise glitt das kleine Fahrzeug, das gut und beweglich auf dem Wasser lag, ruhig über die breite Fläche des herrlichen Sees dahin. Die Entfernung von San-Carlos nach Granada, beinahe die Längen-Diagonale des Sees von Südosten nach Nordwesten bildend, ist ungefähr 100 Meilen in gerader Richtung, und der Capitän hoffte, am nächsten Morgen dort sein zu können. Da auf die Beständigkeit des Ostpassates in dieser Jahreszeit ziemlich zu rechnen ist, so hält man sich gewöhnlich anfangs stets nahe der östlichen Küste, immer von einem vorspringenden Punkte derselben zum anderen, die verschiedenen Buchten abschneidend, und erst, wenn man auf der Höhe von Granada angelangt, den vollen Wind zum anderen Ufer hin benutzend. Die östlichen Ufer sind durchweg flach, aber meist bis dicht an den See bewaldet, namentlich die vielen kleinen vorliegenden Inseln, von denen besonders die bei Miguelito schön gelegen und ausnahmsweise angebaut sind. Von dem westlichen Ufer sieht man auf dieser ganzen Fahrt nichts, auch ist dasselbe zum Theil durch die vorliegenden größeren Inseln mit hohen Bergen verdeckt. Obgleich man schon von San-Carlos aus dieselben sehen kann, so tritt doch die ganze Reihe dieser, dem Nicaragua-See einen so eigenthümlichen Charakter verleihenden Inselberge erst im Gesammteindruck hervor, nachdem man über die Punta Palma bei San-Miguelito vorbei ist. Man hat dann im Vordergrunde den über 4000 Fuß hohen länglichen Bergrücken von Madera, hinter welchem der noch 1000 Fuß höhere, vollkommen kegelförmige, mit ersterem durch eine schmale Landzunge zusammenhängende Omotepe hervorragt. Weiterhin erstreckt sich der nur 2000 Fuß hohe Bergrücken der Insel Zapatero in derselben Linie, und den Schluß bildet der schon von hier schwach sichtbare, 4500 Fuß hohe Mombacho bei Granada. Auf der rechten oder östlichen Seite beginnen nun auch die höheren Vorberge der Hauptcordillere, die hier auch dem Seeufer näher gerückt sind, als bei San-Carlos, sich zu zeigen, und nach langem Vorwärtsschauen sich nach Süden zurückwendend, wird man überrascht durch den imposanten Anblick der freilich viel weiter entfernten, aber wegen ihrer

bedeutenderen Höhe in der Entfernung erst massenweise sich jetzt geltend machenden Cordillere von Costarica.

Nachdem wir so stundenlang an der schönen großartigen Seelandschaft uns ergötzt und des auf der Wasserfläche wirklich nur milde zu nennenden herrlichen Klimas uns erfreut hatten, hingelagert auf dem nur einige Fuß über den anschlagenden Wellen erhabenen Verdeck des leichten Fahrzeuges, dann und wann uns erfrischend an rasch bereiteter Limonade aus dem klaren, sehr trinkbaren Wasser des Sees und den von San-Carlos mitgebrachten kühlenden Naranjas und Limones, veränderte gegen Abend der Himmel jedoch plötzlich seine bisherige Ruhe, und schwarze Gewitterwolken zogen von Nordwesten herauf. Bei dem seit Mittag eingetretenen, vollkommen ruhigen Wetter und schwacher Brise, hatten alsbald sowohl Capitán als Matrose sich unter Deck dem sorglosen Schlafe ergeben, nachdem Ersterer, der noch dazu etwas fieberte, einem der Passagiere das Ruder übergeben und ihm den zu haltenden Cours angedeutet hatte. Mit den aufziehenden Gewitterwolken änderte sich das Ansehen des Wassers jedoch sehr rasch, ein bedeutender Wellenschlag erhob sich, und die Sloop, die nebenbei ganz ohne Ballast war, fing an, auf bedenkliche Art unter ihrem großen Segel zu arbeiten und Wasser überzunehmen. Monsieur Auguste, der französische Matrose, hatte glücklicherweise jedoch seinen Rausch ziemlich ausgeschlafen, und da mein jüngerer Reisegefährte, der früher Seemann gewesen, ihm hülfreich und verständig beispringen konnte, so bedurften wir kaum des jetzt ernstlich vom Fieber geschüttelten Capitáns, um kleinere Segel zu machen und die erste Gewitter-Burraske glücklich zu überstehen. Die Windstöße wiederholten sich jedoch, mit Regenschauer vermischt, während der ganzen ersten Hälfte der Nacht, und da sie uns günstig waren, so flog die Balandra förmlich durch die Wellen in ihrem Course fort, und wir befanden uns schon bald nach Mitternacht auf der Höhe von Granada. Da aber kein Mondschein war, und die einzeln vorüberziehenden Regenwolken den Himmel vollends verdunkelten, so wollte der Capitán es nicht wagen, vor Sonnenaufgang der westlichen Küste sich zu nähern, wo allerdings eine Menge kleiner Felseninseln die Fahrt gefährden, und wir mußten uns entschließen, bis Sonnenaufgang zu kreuzen.

Nachdem die Gewitter bis auf das noch lange anhaltende Wetterleuchten am fernen Horizont sich verzogen und der regelmäßige Ostwind sich wieder eingestellt, war die ganze ruhige Pracht der sternenhellen Tropennacht wieder eingetreten, und obgleich der See noch ziemlich hohl ging und jede etwas höhere Welle einen Sprühregen des warmen Seewassers über das niedere Deck sandte, so war doch bei der guten, festen Bauart und Segeltüchtigkeit der kleinen Sloop keine eigentliche Gefahr mehr vorhanden, und wir konnten uns, den übrigen Theil der Nacht zwischen der Insel Zapatero und der östlichen Küste hin und zurück kreuzend, wiederum ruhig den Eindrücken der so neuen und großartigen Umgebung überlassen und den mannigfachen sich aufdringenden Betrachtungen nachhängen. Seit wir am Morgen des Tages San-Carlos verlassen, hatten wir, drei Viertel der Länge des Sees rasch durchschneidend, weder irgend ein anderes Segel, noch auch das kleinste andere Fahrzeug oder nur Fischerboot auf demselben erblickt; — einen großen Bezirk der östlichen Küsten fortwährend in Sicht, hatten wir ferner, mit Ausnahme einiger temporären Hütten auf einigen vorspringenden Punkten und des kleinen Ortes San-Miguelito weder Häuser noch Menschen, noch irgend welchen Art Anbau an den fruchtbaren Ufern entdecken können, — nur einiges weidende Vieh hin und wieder in den grasreichen Niederungen; — und endlich befuhren wir selbst diesen prachtvollen Binnensee in einem Fahrzeuge, das 2000 Meilen weiter nördlich von vergleichungsweise schlechtem Material erbaut und mühsam über den Ocean hergebracht war, während das schönste und dauerhafteste Schiffsbauholz der Welt an allen Ufern und auf allen Inseln des Sees in Ueberfluß vorhanden! — Bedenkt man ferner, daß dieses Schiff sich in den Händen und unter der leichtsinnigen Führung zweier ausländischer Abenteurer befand, die, wie sich evident ergab, nur die alleroberflächlichste Kenntniß des Sees und des Fahrwassers hatten, und daß unsere respectable Schiffsgesellschaft sich doch noch gratuliren mußte, diese Gelegenheit gefunden zu haben, um auf möglichst sichere und rasche Weise die an dem oberen Ufer desselben Sees gelegene Hauptstadt des Staates Nicaragua nur überhaupt einmal erreichen zu können, — so verbanden sich schon mit dieser einfachen Betrachtung so ver-

schiedene Fragen, Räthsel und scheinbare Unbegreiflichkeiten, daß man es aufgeben mußte, ohne vorhergegangene weitere und gründliche Erforschungen der Verhältnisse und Zustände dieses wunderlichen Landes und dessen Bewohner dieselben einigermaßen befriedigend lösen zu wollen. Der weitere Verlauf der Mittheilungen über die im Lande später gesammelten Erfahrungen wird dem geneigten Leser hoffentlich seiner Zeit den gewünschten Aufschluß über diese wie über manche andere wunderlichen Erscheinungen der bisherigen spanisch-amerikanischen Civilisation der letzten 300 Jahre gewähren können, und wir verschieben deshalb auch für jetzt noch eine ausführliche Beschreibung des Nicaragua-Sees, seiner Küsten und seiner noch schlummernden Schifffahrts-Vortheile für den inländischen Verkehr.

Bei Tagesanbruch befanden wir uns unweit der felsigen Ufer von Zapatero und segelten nun, den noch immer günstigen Wind benutzend, rasch längs derselben und der weiterhin liegenden unzähligen kleinen Felseninseln in gerader Richtung der Bucht von Granada zu. Bald waren wir dem hohen Mombacho gegenüber, dem ausgebrannten Vulcan, der mit seinem zackigen, auf der einen Seite eingestürzten Krater dicht an den See herantritt, und an dessen nördlichem Fuße Granada gelegen, während sein allmälig abflachender Bergrücken in weitem Bogen nordwestlich sich hinzieht. Gegen Mittag waren wir in der Bucht von Granada und mußten des starken Windes halber, der gerade auf das Land zustand und an der flachen Küste eine für ein Binnenmehr ungewöhnlich starke Brandung verursachte, ungefähr eine halbe Meile vom Strande entfernt vor Anker gehen. Die eigentliche Stadt Granada, obgleich sich die indianischen Vorstädte mit den Gärten zu beiden Seiten der Bucht bis dicht an den Strand herabziehen, liegt doch eine halbe Meile vom See entfernt, und obschon an sanftansteigendem Terrain über 100 Fuß über dem Niveau des Sees liegend, gewährt die Stadt doch, wegen der flachen Bauart der Häuser und der dichten Umgebung von Bäumen und Gebüschen, gar keine Ansicht vom Wasser aus. Wenn nicht einige der Klöster und Kirchen mit ihren etwas höheren kleinen Thürmen über das Grün dennoch hervorragten, so würde man kaum ein Dorf, viel weniger eine Stadt nach

unserem Begriffe des Wortes hier von Weitem vor sich zu sehen glauben.

Vor endlicher Erreichung unseres vorläufigen Reisezieles sollten wir hier noch zuletzt ein abermaliges Pröbchen haben von allen den unvorherzusehenden Hindernissen, denen Reisende in diesen Gegenden, selbst in den geringfügigsten, sich eigentlich von selbst verstehenden Dingen fortwährend ausgesetzt sind. Unsere Sloop führte kein Boot, um ans Land setzen zu können, und da der leidige Zufall wollte, daß unsere Ankunft auf einen Sonntag fiel, so war der ganze Strand, an welchem sonst gewöhnlich Bootsleute und Indianer genug herumliegen und Böte vorhanden sind, heute durchaus menschenleer. Bei allem Aergerlichen, hier wieder stundenlang im Angesicht des nahen Strandes unter der brennenden Mittagshitze aushalten zu müssen, hatte die Situation doch auch etwas äußerst Komisches durch die Wuth, in welche der sonst so ruhige Capitän gerieth, der selber ungeduldig und auf die faulen Spanier schimpfend, wiederum von den Vorwürfen der Passagiere überhäuft wurde, kein eigenes Boot zu führen und an Allem Schuld zu sein. Alles Flaggenaufziehen, Winken und Schreien blieb lange vergebens, die sandige Playa, auf welcher mit monotonem Rauschen die Wellen sich brachen, sowie die ganze Hafenbucht, die Ruinen des alten Forts und die angrenzenden Gebüsche lagen in tiefer, lautloser Stille der Mittagshitze, nirgends zeigte sich das geringste Leben, — bis endlich ein einzelner Reiter langsam am Strande daher geritten kam. Dieser schien, nach kurzem Anhalten und Besinnen, unsere Situation zu begreifen, sprengte in die Büsche hinein und brachte bald zwei Indianer an den Strand, die sich langsam daran machten, ein auf dem Sande liegendes Canoe auszuschöpfen, dasselbe ins Wasser zu bringen und zu uns heran zu paddeln. Als wir die Nußschale von Boot, ein roh ausgehöhlter Baumstamm von vielleicht 8 Fuß Länge und 1½ Fuß Breite, an dessen jedem Ende ein Indianer auf dem Boden kauerte, mit einem Brettstückchen rudernd, wie einen Kork auf den Wellen zu uns hertanzen sahen, hielten wir es zwar für ganz unmöglich, hiermit unsere und unserer Bagage Landung zu beschaffen, waren aber doch wenigstens froh, durch dieselbe eine Communication mit dem Lande bewerkstelligen

zu können. Als wir jedoch von den beiden Braunen hörten, daß für heute, Sonntag! gar nicht daran zu denken sei, ein größeres Boot zu erlangen, indem alle Marineros von der Playa nach der Stadt gegangen, und auch sie nur auf Zureden des Caballero's sich entschlossen, uns zu helfen, so mußten auch wir uns entschließen, es einmal darauf zu wagen. Das kleine Fahrzeug hatte auch größere Tragfähigkeit, als man ihm auf den ersten Blick ansah, die Schwierigkeit bestand nur in dem Balanciren und dem richtigen Einsteigen. Die Bagage, worunter einige schwere Koffer der Gesandtschaft, kamen glücklich ans Land, beim Personentransport traf mich dagegen der Unfall, durch die Ungeschicktheit eines Passagiers, der nach mir noch einsteigen wollte, mich plötzlich, anstatt in dem Canoe, unter demselben im See zu finden. Nachdem ich mich bald wieder an Bord der Sloop gerettet hatte und die nöthigen Vorsichtsmaßregeln ergriffen, damit das gar nicht unangenehme, unfreiwillige erste Bad im See von Nicaragua mir nicht das Fieber zuziehe, waren auch die beiden Indianer bald mit dem Umkehren und Ausschöpfen des Canoes wieder fertig, und ein zweiter Versuch, den ich wohlweislich nur allein unternahm, brachte mich endlich, wenn auch nicht trocken, doch vollkommen wohlbehalten an das Land. Hier folgte dann wieder ähnliche Schwierigkeit und Zeitverlust, um unsere Sachen vom Strande nach dem oberen Theile der Stadt schaffen zu können, bevor wir endlich spät am Tage in der gefundenen Wohnung uns der Reisekleider wieder einmal für's erste entledigen konnten.

II.

Granada.

Aus dem ruhigen, gewohnten Leben und Treiben der alten europäischen Civilisation, nach rasch vollbrachter Reise über den Ocean und die Vereinigten Staaten, und wiederholter Anschauung und Bewunderung des sich überstürzenden Wogens und Fortschreitens des neuen nordamerikanischen Weltlebens, plötzlich in die tiefe Abgeschiedenheit von der übrigen Welt und die Indolenz des spanisch-amerikanischen Lebens, wie solches seit Jahrhunderten unter dem heißen Klima Central-Amerikas sich gleich bleibend, ruhig, fast stagnirend forterxistirt, mitten hinein versetzt, — bedurfte es einiger Zeit, nicht nur um mit seinen früheren Lebensgewohnheiten sich hier einigermaßen erst hineinzufinden, sondern auch besonders dasselbe begreifen und richtig beurtheilen zu lernen. Das Einleben in die Bedingungen eines heißen Klimas macht sich allerdings rascher, als sich das Verständniß für die Naturnothwendigkeit mancher fremdartigen Erscheinungen findet. — Die ersten Wochen des Aufenthalts wurden auch fast ausgefüllt, so weit überhaupt die Tageszeit bei einem Barometerstande von 28° R. zum Arbeiten ausreicht, durch die anzuknüpfenden Verhandlungen mit den Regierungs-Behörden, welche, erst einmal in den gehörigen Gang gebracht, dann freilich der ganzen Langsamkeit des sprüchwörtlich gewordenen spanischen Geschäftsverfahrens wieder anheimfallen mußten. Diese Verhandlungen, sowie die daran sich knüpfenden Erfahrungen des Verfassers

gehören jedoch um so weniger hierher, als erstere sogar gegenwärtig noch als in suspenso zu betrachten sind, und wird es vorzuziehen sein, anstatt wie bisher den Faden der Reiseerlebnisse zusammenhängend weiterzuführen, besser eine allgemeine Beschreibung des Landes und der Bewohner, nebst den nothwendigen geschichtlichen Bemerkungen voranzuschicken.

Granada, gegenwärtig Hauptstadt und Sitz der Regierung der Republik, anstatt Leon, welches früherhin diese Eigenschaften für sich geltend machte, wird immer, auch abgesehen von diesen politischen Zufälligkeiten, als der wichtigste Centralpunkt für den ganzen Staat betrachtet werden müssen. Je mehr sich in Zukunft das Land entwickeln und bevölkern und der Verkehr nach beiden Weltmeeren zunehmen wird, desto sichtbarer werden die Vortheile der Lage von Granada hervortreten. Es unterliegt auch wenig Zweifel mehr, daß selbst die früheste vorspanische Indianercultur des Landes hier den Mittelpunkt ihrer Blüthe gehabt habe. Derjenige Theil von Central-Amerika, der sich nicht nur politisch (denn dieses wird für eine nicht sehr ferne Zukunft ganz irrelevant sein), sondern auch physisch und topographisch bestimmt von den anderen angrenzenden Theilen oder Staaten unterscheidet und eben unter der Benennung Nicaragua zu verstehen ist, beschränkt sich in seiner besonderen Eigenthümlichkeit auf das große ausgedehnte Becken des Nicaragua-Sees und dessen ausgezeichnete, leicht zugängliche Lage zwischen den beiden großen Oceanen. Während die übrigen Staaten Central-Amerikas, wie sie jetzt politisch getrennt sind, ein jeder seine besonderen, aber stets einseitigen Vortheile in Beziehung auf den Weltverkehr und den künftigen Fortschritt besitzt, so bietet Nicaragua fast alle jene besonderen Vortheile vereinigt dar. — Die selbst für Weizenbau und Schafzucht sich eignenden kühleren Hochebenen Guatemala's werden noch für lange Zeit, selbst vom nahegelegenen stillen Ocean aus, unzugänglich bleiben; — Salvador, mit seinen betriebsamen Städten und der heißen fruchtbaren Küstengegend, ist lediglich auf den stillen Ocean angewiesen und von aller directen Verbindung mit den atlantischen Küsten durch hohe Gebirge getrennt; — Honduras andererseits ist fast mit seinem ganzen weiten Staatsgebiete und seinen eingeschlossenen heißen Thälern und deren aus-

gedehnte Viehzucht vom stillen Meer durch die hohe südliche Cordillere abgeschnitten und auf die ungesunde, mit schlechten Häfen versehene atlantische Küste hingewiesen; — das beschränkte Plateau von Costarica, mit seinem ergiebigen Kaffeebau, ist gleichfalls so von hohen unfruchtbaren Bergen rings umschlossen, daß selbst die gleichweite geringe Entfernung von beiden Meeren von geringerem Vortheile für dasselbe ist. — Wie ganz verschieden von allen diesen Theilen Central-Amerika's ist dagegen Nicaragua seiner natürlichen Lage nach schon beschaffen — wie folgende nur in allgemeinen Umrissen beabsichtigte Beschreibung besser veranschaulichen wird.

Die auch ganz Central-Amerika in der Richtung von Südost nach Nordwest durchsetzenden Cordilleren verändern zwischen Costarica im Süden und dem nördlichen Theil von Nicaragua durchaus ihren gewöhnlichen Charakter und durchschneiden letzteren Staat nicht in Form eines scharfen Bergrückens. Sie erleiden hier, neben einer allgemeinen Depression, zugleich einen förmlichen Durchbruch durch den Abzug der im Inneren sich ansammelnden Gewässer, der nicht nach dem stillen, sondern fast ohne Ausnahme nach dem atlantischen Ocean hin stattfindet. Das hier erscheinende große Bassin oder die Thalsenkung, deren tiefster Punkt durch die verbundenen Seen von Nicaragua und Managua bezeichnet wird, zieht sich, parallel mit der Küste am Pacific und der Hauptcordillere, zwischen beiden, in einer ungefähren Längenausdehnung von 300 Meilen, bei einer durchschnittlichen Breite von 80 Meilen hin. Dieses ausgedehnte Becken ist nun aber nur an den beiden Endpunkten geöffnet, und zwar im Südosten durch den allein die Abwässerung desselben besorgenden, großartigen Desaguadero, den San-Juan-Strom und dessen breites waldiges Thal; im Nordwesten aber bildet nur eine schwache Terrainerhöhung die Wasserscheide zwischen dem Managua-See und der Conchagua-Bai. Im übrigen ist das Bassin folgendermaßen rings von Bergen eingeschlossen: im Osten und Nordosten zieht sich in ziemlich gleichbleibendem Abstande vom Seeufer die Hauptcordillere hin, welche hier im unteren oder südlichen Theile nur etwa 2000 Fuß Höhe hat und sich erst gegen Norden, an der Grenze von Honduras, wieder zu einer Höhe von 4000 bis 5000 Fuß allmälig erhebt; — im Westen und Südwesten wird das

Bassin dagegen vom stillen Ocean getrennt durch eine niedrige Küsten-Cordillere, die, hart am Meere hinstreichend, nur eine Höhe von 1000 bis 1500 Fuß hat und sich in der Gegend von Leon ganz in die Ebene verläuft; — im Süden schließen die 5000 bis 6000 Fuß hohen Vorberge von Costarica oder vielmehr von Guanacaste die Ebene vollkommen. Außer diesen genannten, entschieden markirten Bergzügen zieht sich durch die ganze Längenrichtung der Thalsenkung, jedoch näher der Seite des stillen Oceans, eine Reihe von einzelnen, durchaus nicht mit jenen Gebirgen in Verbindung stehenden Vulcanen, und zwar vom Süden beginnend: der Orosi (5000 F.), der Omotepe (5200 F.) auf einer Insel im Nicaragua-See, der Mombacho (4500 F.) bei Granada, der Masaya (2500 F.) zwischen den beiden Seen, der Monotombo (6500 F.) am oberen Ende des Managua-Sees; — der Viejo (6000 F.) bei Chinandega und der Cosiguina (4000 F.) an der Conchagua-Bai, liegen eigentlich schon außerhalb des in Rede stehenden großen Beckens von Nicaragua, oder schließen dasselbe auch, wenn man will, mit ihren Ausläufern im Nordwesten ab. — Diese Vulcane sind, mit Ausnahme des Orosi und Monotombo, sämmtlich erloschene, meist mit eingestürztem Krater, und erheben sich fast alle kegelförmig isolirt aus der Ebene, mit Ausnahme jedoch des Mombacho und Masaya, die durch einen Bergrücken mit einander verbunden sind und verschiedene Ausläufer in die Ebene vorstrecken. Der Monotombo und Viejo stehen gleichfalls durch eine Kette kleinerer Vulcane mit einander in Verbindung.

Diese Reihenfolge sich durch die ganze Ebene und die Seen erstreckender, hoher, isolirter Vulcane bildet die eigenthümlichste Erscheinung dieser Landschaft im Großen, die man sich übrigens in ihrem größten Theile, namentlich in der Umgebung der Seen, durchaus nicht als eine flache Ebene vorstellen darf, indem die verschiedensten Höhenzüge und Hügelketten geringer Erhebung, die sich stets wiederholen, derselben vielmehr den Charakter des Wellenförmigen geben. Nur in der Umgebung von Leon findet sich zwischen jener Reihe von kleineren Vulcanen und der Küste des stillen Meeres das einzige Vorkommen einer etwas ausgedehnteren völligen Ebene, die sich nördlich nach der Conchagua-Bai hinzieht. — Ferner muß man sich diese Landschaft, im Großen und Allgemeinen, als eine immer

grüne vorstellen. Selbst in der trockenen Jahreszeit, wenn die Gräser verdorren, bietet die fast überall vorhandene Waldung und das Buschwerk dem Auge fortwährend Blüthen und grünes Laub. Mit Ausnahme weniger einzelner Punkte ist das Land durchweg wasserreich; außer den beiden großen und einer Anzahl kleinerer Seen durchströmen unzählige Flüsse und Bäche die Niederungen zwischen den Bergen und dem Seeufer, von denen alle in den höheren Gebirgen, namentlich der Ostseite entspringenden, nie ganz austrocknen. Die meisten der erloschenen Vulcane sind bis zur Spitze mit Waldung und Grün bedeckt, und selbst zwischen den noch unverwitterten Lavablöcken, die zu deren Füßen am Lande und im Wasser zerstreut umher liegen, drängt sich die Vegetation so üppig hervor, daß das Grün stets die Steinflächen überdeckt. — Der fruchtbare Humus der Thäler und Niederungen nicht nur, sondern auch der leichtere Boden der Berghänge und kleineren Plateaus erzeugt, in Verbindung mit dem für alle und jede Vegetation günstigsten Klima, die größte Verschiedenheit aller Producte der warmen und heißen Zonen. Die Wälder sind eben so reich an Wild wie die Seen und Flüsse an Fischen und eßbaren Amphibien verschiedener Art. —

Ein von der Natur in jeder Hinsicht gesegnetes, so vortheilhaft für innere Communication der verschiedenen Theile situirtes Land, wie dieses große Becken von Nicaragua, mußte wohl schon in frühester geschichtlicher Zeit vorzugsweise die Bewohner anziehen. Auch stimmen alle Berichte der ersten spanischen Entdecker darin überein, daß namentlich der ganze Landstrich zwischen dem stillen Meer und dem See stark bevölkert und voll von größeren und kleineren städtischen Anlagen damals, im Jahre 1522, angetroffen wurde. Gil Gonzalez de Avila muß als der Entdecker dieses Theiles von Central-Amerika betrachtet werden, der in der Bucht von Nicoya, von Panama aussegelnd, landete, von hier aus bis nach der Gegend von dem späteren Leon hin das Land durchzog, bei den zahlreichen friedfertigen Bewohnern, die sich bereits einer gewissen Civilisation erfreuten, wenig Widerstand findend in seinen Bestrebungen, dieselben im Ganzen und Großen zum Christenthum zu bekehren. Er verließ jedoch diese Gegenden bald wieder, und

Francisco Hernandez de Cordova besetzte erst im folgenden Jahre (1523) das Land bleibend und legte befestigte Plätze in der Nähe von Granada und Leon an.

Doch selbst in Ermangelung der übereinstimmenden Aussagen der verschiedenen spanischen Mönche und Geschichtschreiber, die meistens nach eigener Anschauung berichteten, würden die häufigen altindischen Ueberreste und Götzenbilder, die man noch überall gefunden hat, wo man sich die Mühe genommen, genauere Untersuchungen und Aufgrabungen anzustellen, schon hinreichendes Zeugniß für die Cultur und starke Bevölkerung dieses Landes ablegen können. — Gonzalez de Oviedo y Valdez, der königlich spanische Historiograph von Indien, der Nicaragua im Jahre 1526, vier Jahre nach der Entdeckung des Landes, besuchte, sagt von demselben: »In ganz Indien findet man kein fruchtbareres und besser cultivirtes Land als dieses. Das Klima ist gesund und angenehm, das Wasser vortrefflich, Wildpret und Fische im Ueberfluß. Sie ernten Mais und Früchte in großer Menge, und unter letzteren kommt hier eine Art Pflaumen vor, aus welchen sie trinkbaren Wein bereiten. Sie besitzen Bäume, aus denen sie einen vortrefflichen Balsam destilliren, und den Cacao, der als nahrhaftes Getränk gebraucht wird u. s. w.« — Las Casas, der ungefähr gleichzeitig im Lande war, bestätigt dieses und bemerkt: »Die große Fruchtbarkeit des Bodens, die Reinheit der Luft und die starke Bevölkerung des Landes sind bewunderungswerth. Man findet Städte hier von 4 Leguas Länge, welche alle in der Ebene erbaut sind, und da keine hohen Gebirge in der Nähe, wohin die Eingebornen sich flüchten konnten, auch das Land und das schöne Klima so viele Annehmlichkeiten darboten, daß die Bewohner sich nicht leicht entschließen konnten, dasselbe zu verlassen, so waren sie noch weit mehr als die Indianer der anderen Gegenden den Verfolgungen und Erpressungen der Spanier ausgesetzt.« —

Wie alle übrigen unter spanisches Joch, bigotte Priesterherrschaft und schmähliche Colonial-Ausbeutung gerathenen Länder Amerika's, theilte auch Nicaragua das Schicksal der raschen Abnahme der indianischen Bevölkerung und des allmäligen Verarmens und Versinkens in die traurigsten socialen und politischen Zustände. Doch

scheint es, selbst als spanische Colonie, noch einmal eine kurze Zeit der Blüthe und des Wohlstandes, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, gehabt zu haben, wie aus Gage's Reisebeschreibung zu entnehmen ist.

Thomas Gage durchreiste im Jahre 1636 dieses Land, und da er nicht nur der erste, sondern auch für dieses und das folgende Jahrhundert der einzige Berichterstatter über die damaligen Zustände Nicaragua's ist, so mögen einige seiner naiven Bemerkungen, wie eine deutsche Uebersetzung des Reisewerkes von 1693 dieselben wiedergiebt, hier Platz finden. Der Reisende ging von Guatemala nach Granada, um sich hier auf den jährlich einmal, im Juni oder Juli, direct nach Spanien gehenden Gallionen einzuschiffen. — »Von Realejo nach der Stadt Granada ist der Weg so eben und schön, daß, weil zumal ein großer Ueberfluß an Früchten und anderen nöthigen Lebensmitteln in diesem Lande gefunden wird, man mit gutem Recht die Provinz Nicaragua ein irdisches Paradies von Amerika nennen kann. Zwischen Realejo und Granada liegt die Stadt Leon, nahe an einem Vulcan oder brennenden Berge, welcher sich vormals an seinem Gipfel geöffnet und im ganzen Lande umher grausamen Schaden gethan hat: seit selbiger Zeit her hat er aber aufgehöret zu brennen, so daß die Einwohner itzo seinetwegen ganz ohne Sorgen sind. — Es ist die Stadt Leon sehr wohl gebauet, denn die Einwohner belustigen sich mehr an schönen Häusern und an der Landlust, indem sie auf dem Lande alle Lebensnothwendigkeiten überflüssig finden, als daß sie große Schätze sammeln sollten. Sie vergnügen sich schöne Gärten zu haben, Papagaien und andere Sangvögel aufzuziehen, Fleisch und Fische wohlfeil einzukaufen, in schönen Häusern zu wohnen und ein sanftes und müßiges Leben zu führen, und bekümmern sich nicht groß um die Handlung, ungeachtet sie den See nächst bei sich haben, von dannen jährlich auf der Nord-See Schiffe nach der Havana und über Realejo nach dem Süd-Meere gehen, von dannen sie gute Bequemlichkeit nach Peru und Mexico zu handeln hätten, wenn sie Beliebung dazu trügen und sich auf so ferne Reisen wagen wollten. Die Edelleute in dieser Stadt sind auch fast so eitel und so dumm wie die zu Chiapas. Und um solcher Wohllust willen, die man an

diesem Orte geneußt, wird die ganze Provinz Nicaragua von den Spaniern des Mahomet's Paradies genannt. Der Weg von der Stadt Leon nach Granada ist ganz eben und schlicht, und ich kam in letztgenannter Stadt glücklich und mit Freuden an, der Hoffnung, ich würde nun eher nicht wieder zu Lande reisen dürfen, als wann ich zu Dover in Engelland würde angelanget sein. — Nach diesem, weil wir erfuhren, daß die Fregatten noch kaum in vierzehn Tagen absegeln würden, so entschlossen wir uns, über einen Tag oder zween uns nicht in der Stadt aufzuhalten, binnen welcher Zeit wir die Schönheit der Stadt und was in selbiger merkwürdig ist, genugsam besehen konnten; wir machten uns in ein nahe gelegenes indianisches Dorf, in welchem uns Niemand kannte, und gingen dann und wann einmal nach der Stadt, um mit einem Schiffer zu dingen, daß er mich auf seiner Fregatte mit nach der Havana oder Carthagena nehmen sollte. — Was wir Merkwürdiges in dieser Stadt sahen, waren zwei Klöster, deren eines den Barmherzigen und das andere den Franciscanern zustehet, nebst noch einem Nonnenkloster, welches sehr reich ist; die Pfarrkirche allhier ist gleichsam die Kathedral-Kirche, weil der Bischo von Leon öfters hier, als in seiner bischöflichen Residenz-Stadt sich aufhält. Die Häuser in dieser Stadt sind auch gar viel schöner als in Leon, hat auch weit mehr Innwohner und unter anderen verschiedene Kaufleute, deren etliche sehr reich sind und nach Carthagena, Guatemala, S. Salvador und Comayagua und auf dem Südmeer nach Panama und Peru handeln. Allein zu der Zeit, wenn die Fregatten absegeln sollen, so mag man diese Stadt billig für die allerreichste im ganzen mitternächtigen Amerika halten. Denn weil sich die Kaufleute von Guatemala ihre Waaren über den Meerbusen von Honduras, wegen der zwischen diesem Ort und der Havana streifenden Holländer, zu schicken fürchten, so halten sie dafür, sie gehen sicherer, wenn sie sie mit den Fregatten nach Carthagena schicken, weil sich die Holländer nicht so oft in dieser Gegend als wie dorten sehen lassen. Eben deswegen wird auch zum öfteren, sonderlich wenn man weiß, daß Schiffe auf der See und gegen das Cap de S. Antonio hin sich sehen lassen, das Königliche Silber diesen Weg über den See von Granada nach Carthagena gebracht. Als ich in der

Stadt war, noch ehe ich in das indianische Dorf beiseits ging, kamen eines Tages zum wenigsten dreihundert Maulesel von S. Salvador und Comayagua mit Indigo, Cochenille und Ledern beladen hinein: und zween Tage hernach kamen drei andere Heerden Maulthiere von Guatemala, deren eine das Königliche Silber und die anderen beiden Zucker und Indigo brachten. — Ich entwich, wie vorgedacht, auf ein außerhalb ihres Weges und eine Meile von der Stadt Granada entlegenes Dorf, da ich die Zeit mit Spazierengehen vertrieb, und die daherum wohnenden Geistlichen vom Orden der barmherzigen Brüder, denen die meisten Dörfer in der Gegend zugehören, besuchte und von ihnen wohl gehalten wurde. Sie sagten mir aber so viel Dinge von der Reise auf den Fregatten nach Carthagena vor, daß mir beinahe alle Lust, diesen Weg zu nehmen, verging. Denn obwohl die Schiffe, so lange sie auf dem See segeln, ganz sicher und außer aller Gefahr sind, so wird doch diese Reise durch den Fluß, auf welchem die Fregatten aus dem See in's Meer gehen müssen und daselbst El Desaguadero genannt wird, sehr beschwerlich gemacht, so daß selbige zuweilen zween Monat lang währet. Denn es ist auf selbigem der Wasser-Fall zwischen den Stein-Felsen so strenge, daß öfters die Schiffe müssen aus- und wieder eingeladen werden, durch Hülfe der Maulthiere, die mit Fleiß dazu an selbigem Orte gehalten werden, daß man die Kaufmannsgüter von einem Magazin zum anderen tragen; wie denn auch längsthin am Ufer des Flusses unterschiedene Indianer wohnen, welche die besagten Magazine, worin die Waaren so lange verschlossen werden, bis die Schiffe durch die gefährlichen Orte kommen, bewachen müssen. Ueber diese Hinderniß, die denen Reisenden nothwendig sehr verdrießlich sein muß, weil sie sich fast alle Augenblicke aufgehalten sehen, hat es auch eine so grausame Menge Mücken, daß man ganz keine Lust auf solcher Reise haben kann; und ist an etlichen Orten die Hitze so unerträglich, daß ihrer viel daran sterben, ehe sie noch einmal an's Meer gelangen. Ob ich nun wohl ein großes Mißfallen an solchem Bericht hatte, so tröstete ich mich doch in meinen Gedanken damit, daß mein Leben in Gottes Händen stünde, und daß die Fregatten alle Jahr den Weg gingen und daß man doch selten hörete, daß etwan eine verunglückt worden

wäre. — Man hatte sich entschlossen, daß die Fregatten in vier oder fünf Tagen unter Segel gehen sollten, aber siehe! man wurde ganz plötzlich durch einen ausdrücklichen Befehl von Guatemala angehalten und verboten, daß dieses Jahr die Fregatten nicht abgehen sollten, weil der Präsident gewisse Nachrichten bekommen hätte, daß Engelländische und Holländische Schiffe in See wären, die sich am Munde des Flusses Desaguadero aufhielten, und denen Fregatten von Granada auf den Dienst warteten.« —

Somit verhindert, diese Reiseroute zu verfolgen, entschließt sich Gage, von Granada zu Lande nach Carthago in Costarica zu gehen, um von hier aus vielleicht nach Panama gelangen zu können, und erwähnt seiner Reise längs des Sees in folgenden Worten: — »Nachdem wir nun einen Indianer zum Wegweiser genommen, reiseten wir gedachtermaßen alle viere von Granada ab, und hatten mehrere Tage lang die Vergnügung, daß wir die Küste dieses Mahometanischen Paradieses genießen konnten, maßen der Weg durchaus eben und gleiche, die Dörfer lustig, die Felder von Bäumen beschattet und aller Orten ein großer Ueberfluß von Früchten war. — Man kann die Größe des Sees von Granada daraus abnehmen, daß wir den anderen und dritten Tag, nachdem wir aus Granada aufgebrochen und zum wenigsten zwanzig Leguas gereiset waren, noch immer unweit demselben unseren Weg fortsetzeten.« —

Als die schon von Gage erwähnten Seeräubereien, oder die bekannten Buccanier-Züge, sich zu Ende des 17. Jahrhunderts nicht mehr auf die westindischen Gewässer und die atlantischen Küsten der spanischen Tierra Firma, wie diese Länder damals bezeichnet wurden, beschränkten, sondern auch im stillen Ocean überhand nahmen, so war es bald mit dem früher erreichten prekären Handelsflor der Städte von Nicaragua wieder vorbei. Im Jahr 1686 wurde Granada von einer Schaar französischer und englischer Buccaniere, die an der Westküste gelandet waren, nach hartnäckigem Widerstande der Einwohner, erstürmt und gebrandschatzt. Die angesehensten Bewohner der Stadt hatten sich jedoch während der Vertheidigung mit den meisten Kostbarkeiten über den See hin gerettet, so daß die Seeräuber außer einigen Waaren und Provisionen nur geringe Beute machten und vor ihrem Abzuge aus Rache die Stadt an

mehreren Orten in Brand steckten. De Lussan, der über diesen Raubzug berichtende Buccanier, beschreibt Granada zur damaligen Zeit als eine große weit ausgedehnte Stadt mit vielen Kirchen und Klöstern und gut gebauten Häusern in den breiten Straßen, und inmitten einer Menge von Zuckerpflanzungen gelegen, welche mehr den Anschein von kleinen Dörfern als von Plantagen Einzelner hätten.

Während des ganzen 18. Jahrhunderts, nachdem der frühere geringe Handel mit dem Mutterlande gänzlich aufgehört hatte und die zusammengeschmolzene indianische Bevölkerung, die allein mit der Cultur des Bodens sich abgab, neben den eigenen leicht zu befriedigenden Bedürfnissen, nur für den zahlreichen Clerus und die Erhaltung der vielen Kirchen und Klöster producirten, versank das früher so fruchtbare und freilich nur auf primitive Art cultivirte, doch so stark bevölkerte Land, in leibliche wie geistige Armuth, Indolenz und Stagnation. Juarros, der sein statistisches Werk über diese spanischen Provinzen zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts zusammentrug, giebt die Einwohnerzahl von Granada nur zu etwas über 8000 Seelen an, erwähnt aber zugleich ausdrücklich die fünf großen Kirchen und vier reichen Klöster, die in der Stadt vorhanden.

Gerade 300 Jahre nach der ersten Besitznahme dieses friedlichen indianischen Landes durch die Spanier schüttelten endlich die entarteten Nachkommen der Eroberer, in Gemeinschaft mit der mittlerweile entstandenen Mischrace zwischen Europäern und Indianern, das Joch der colonialen Knechtschaft wieder ab, und auch ganz Central-Amerika erklärte sich, wie die nördlicheren und südlicheren Colonien, frei und unabhängig von Spanien. Mit der wiedererlangten Freiheit konnten nun aber begreiflicherweise die bisherigen traurigen Zustände nicht plötzlich verschwinden, indem alle nöthigen Elemente zum gedeihlichen Aufschwunge des Volkes gänzlich fehlten und das Land durch die Jahrhunderte lange Vernachlässigung und schlechte Wirthschaft so gründlich ruinirt war, daß es nur sehr nach und nach wieder zu besseren Zuständen zurückkehren konnte. Selbst jetzt, nach dreißigjährigen Kämpfen und vergeblichen Versuchen, sich von den Folgen der spanischen Knechtschaft und des

bigotten Priesterthums, welches letztere leider nicht zugleich mit aufgehoben werden konnte, freizumachen und die wiedererlangte freie Bewegung nach außen und Unabhängigkeit von fremden Tyrannen zur wirklichen Verbesserung der inneren Zustände zu benutzen, hat Land und Volk verhältnißmäßig erst geringe Fortschritte auf der Bahn der Civilisation machen können. Es ist hier nicht am Orte, in die an und für sich unerfreuliche, wenig interessante Geschichte der Parteikämpfe, die während der letzten funfzehn Jahre besonders diesen der fünf centro-amerikanischen Staaten nicht zur Ruhe und gedeihlichen Entwickelung haben gelangen lassen, näher einzugehen; es kommt uns nur darauf an, so viel darüber im Allgemeinen anzuführen, als zur Orientirung über die gegenwärtigen Zustände des Landes und die Parteigestaltung, wie wir dieselben bei unserer Anwesenheit vorfanden, durchaus erforderlich ist.

Die nach der Unabhängigkeits-Erklärung zu einer Republik vereinigten fünf verschiedenen Theile oder früheren Provinzen Centro-Amerika's trennten sich bekanntlich 1840 wieder von einander und constituirten sich als einzelne Staaten. Guatemala im Norden, sowie Costarica im Süden, haben seitdem entschieden ihren eigenen Weg verfolgt und, abgesehen von einigen kleineren gelegentlichen Grenzstreitigkeiten und bald wieder beendeten Kämpfen mit den Nachbarstaaten, mit letzteren auch in der That politisch wenig oder gar keine Gemeinschaft oder Berührung gehabt. Die drei mittleren Staaten, Nicaragua, Honduras und Salvador dagegen, namentlich die beiden erstgenannten, haben eigentlich zu keiner Zeit die Idee einer künftigen Wiedervereinigung und vernünftigeren politischen Gestaltung, als die jetzige traurige Kleinstaaterei, völlig aufgegeben; und obgleich sie seit 1840 bis zur neuesten Zeit dann und wann sogar einander bekriegt haben, so ist doch jene Idee stets wieder aufgetaucht. Schon 1842 schickten die drei Staaten Delegirte nach Chinandega, um sich über die Vereinigung zu berathen; das Project scheiterte aber damals an dem Verrath und der Hinterlist der beiden Machthaber in Guatemala und Costarica, unterstützt von englischer Diplomatie, welcher eine solche Conföderation und Kräftigung der einzelnen kleinen Republiken nicht genehm war. Morazan, den die drei Staaten aus der Verbannung zurückriefen, um ihn als

Präsidenten an die Spitze zu stellen, wurde in Costarica erschossen, und das friedlich begonnene Unternehmen zur Vereinigung der drei Staaten endete durch die infamen Intriguen der servilen Parteien in Guatemala und Costarica in blutigen Parteikämpfen zwischen den einzelnen Staaten und den verschiedenen Parteien in jedem der Staaten. — Im Jahre 1847 vereinigten sich wiederum Abgesandte der drei Staaten in Nacaome in Honduras, zur Berathung einer Conföderation, ohne jedoch zu etwas Weiterem gelangen zu können als zur Abschließung eines Pactes oder einer Art Allianzvertrages für gewisse bestimmte Fälle der äußeren Politik. — Endlich im Jahre 1849, nachdem der nordamerikanische damalige Chargé d'Affaires von seiner Regierung instruirt wurde, auf eine Erneuerung der früher bestandenen Conföderation der Staaten möglichst einzuwirken, traten wiederum Commissare der Regierungen von Nicaragua, Salvador und Honduras in Leon zusammen und einigten sich über zu errichtende National-Vertretung von Central-Amerika, forderten auch Guatemala und Costarica, jedoch vergebens, auf, sich dieser Union anzuschließen. Im Januar 1851 ratificirten die damaligen Regierungen der drei erstgenannten Staaten zwar diesen Vertrag, bald darauf eintretende Unruhen in Nicaragua ließen es jedoch für's Erste zu keiner wirklichen Ausführung der Bestimmungen kommen

Nachdem Nicaragua seit 1846 ohne innere Unruhen geblieben war, nur in seiner auswärtigen Politik durch die bekannten englischen Intriguen in der Mosquito-Frage vielfach hatte leiden müssen, schien es in den Jahren 1848 und 1849, als sollten durch die wichtige interoceanische Canal-Frage und einen eingetretenen Umschwung in der auswärtigen Politik der Vereinigten Staaten, unter General Taylor, endlich auch bleibendere Garantien für die Ruhe und raschere Entwickelung der schlummernden reichen Hülfsquellen des Landes gewonnen sein. Diese erfreulichen Aussichten wurden jedoch bald wieder getrübt durch das 1850 wieder eintretende schwankende Benehmen des Whig-Gouvernements in Washington, welches die Handlungen und Versprechungen der früheren demokratischen Partei desavouirte und so die schwache Regierung von Nicaragua sich wieder völlig selbst überließ. Im darauf folgenden Jahre brachen

dann auch neue Unruhen im Innern aus; ein ehrgeiziger Parteichef, der General Muñoz, bemächtigte sich durch einen Handstreich Leons, des damaligen Sitzes der Regierung, welche er auseinandersprengte und vertrieb. Der größere Theil der Einwohner hielt es jedoch mit der früheren Regierungspartei, die sich in Granada wieder constituirt hatte, und bei unserer Ankunft im Lande war Muñoz auf die Stadt Leon und nächste Umgebung beschränkt, und eingeschlossen von den Truppen der Regierung in Granada und einem von Honduras gestellten Hülfcorps, welcher letztere Staat sich für verbunden erachtet hattte, die frühere, gesetzlich erwählte Regierung von Nicaragua oder die sogenannte Granadiner-Partei zu unterstützen.

Ungefähr gleichzeitig mit unserer Ankunft in Granada war Muñoz dann auch gezwungen zu capituliren, wurde nach kurzer Gefangenschaft exilirt, und die Ruhe war scheinbar wieder hergestellt, sowie das ganze Land wiederum unter einer Regierung vereinigt. In Wirklichkeit stand jedoch die Macht der Regierung in Granada, über Leon und jenes Departement, in welchem die Partei des Muñoz noch zahlreiche Anhänger zählte, auf sehr schwachen Füßen, wie wir mehrfach später Gelegenheit hatten zu erfahren, und man lebte in Granada fortwährend in Befürchtungen eines neuen Aufstandes in Leon. Um was es sich eigentlich in diesem wie in allen den früheren wiederholten Parteikämpfen handelte, möchte im Allgemeinen schwer zu sagen sein, indem überhaupt von Principien weit weniger die Rede war als von Persönlichkeiten, und ohne die damals siegreiche Partei vertheidigen zu wollen, weder in ihren allgemeinen Regierungsprincipien, noch in ihren einzelnen Handlungen, lag doch dem Aufstande des Muñoz fast nur persönlicher Ehrgeiz und Herrschsucht zu Grunde.

In der ersten Nummer der gleichzeitig mit dem Siege der Partei in Granada in's Leben gerufenen »Gaceta official de Nicaragua« findet sich eine hochtönende Proclamation des Präsidenten an die Bevölkerung, in welcher das Ereigniß folgendermaßen dargestellt wird:

»Nicaraguenser! Ein großes Ereigniß kann ich Euch heute verkünden. Der Friede ist sämmtlichen Pueblos, und die Herrschaft der Constitution und der Gesetze dem Staate wiedergegeben. Der

Verräther José Trinidad Munoz ist der Macht der constitutionellen Regierung unterlegen, und zwar ohne Blutvergießen, da die Vorsehung, die Beschützerin Eurer gerechten Sache, es verhindert hat, daß jener Verräther, jener Undankbare, den geheiligten Boden des Vaterlandes mit einem Tropfen unschuldigen Blutes beflecken sollte. — — Die Regierung bedarf jetzt Eurer thätigen Beihülfe und Klugheit, um die Herrschaft der Constitution völlig zu befestigen, welches das einzige Mittel ist, um die Wohlfahrt und das Glück herbeizuführen, zu welchen unser großer und mächtiger Staat vorzugsweise berufen ist.« —

Präsident der Republik oder, wie die officielle und constitutionelle Bezeichnung ist, Supremo Director del Estado de Nicaragua war aber damals José Laureano Pineda, ein ruhiger wohlmeinender, aber durchaus nicht den schwierigen politischen Verhältnissen gewachsener Mann, ohne Energie und Willenskraft. Derselbe war auch meistens von Granada abwesend und hielt sich während der Zeit, wenn seine Anwesenheit beim Zusammentritt des gesetzgebenden Körpers nicht nothwendig erforderlich war, gewöhnlich auf seiner Hacienda im südlichen Departement auf. — Während der Abwesenheit des Präsidenten fungirte als Vice- oder, den Bestimmungen der Constitution zufolge, als Senador Director, Fulgencio Vega, ein schon bejahrter Mann, aber entschiedenerer Charakter und der öffentlichen Meinung nach unzuverlässiger politischer Intrigant. — Für die eigentliche Besorgung der sämmtlichen Regierungsgeschäfte oder als Secretarios del despacho, wie die Verfassung dieselben bezeichnet, waren damals in Function Pedro Zeledon, ein geborener Costaricaner, und Jesus de la Rocha (ein dunkler Mulatte), ohne daß jedoch eine besondere Trennung der verschiedenen Ministerien stattzufinden schien, indem bald der Eine bald der Andere als Minister des Auswärtigen, des Krieges oder des Inneren fungirte.

Die Verfassung des Staates, auf welche mit vollkommenem Rechte von dieser Partei stets ein großes Gewicht gelegt worden, und deren Aufrechthaltung als nothwendig wiederholt hervorgehoben wird, ist nun auch in der That verständig genug abgefaßt, und wenn die gegebene und beobachtete Constitution an und für sich allein schon im Stande wäre, die Zustände zu verbessern und die verschie-

denen Mängel und Leiden des Volkes zu beseitigen, so ließen sich von der gegenwärtig bestehenden allerdings die besten Folgen erwarten. Während manche der anderen Staaten seit ihrer Unabhängigkeitserklärung fortwährend ihre Verfassungen änderten, so z. B. Costarica seit 1824 schon acht verschiedene Constitutionen nach einander versucht hat, ist in Nicaragua dieselbe nur einmal abgeändert oder vielmehr revidirt worden. Dieses geschah im Jahr 1838, als die Constitution von 1826, durch eine vollständige und gesetzlich autorisirte constituirende Versammlung in diejenige abgeändert wurde, die noch heute gilt und am 17. November in Leon von dem damaligen Präsidenten José Nuñez confirmirt wurde. Aus einem der seltenen Exemplare der damals auch gedruckten und publicirten, jetzt aber gänzlich vergriffenen ersten Auflage dieses Documents sind die folgenden kurzen Angaben über diese Verfassung entnommen. Wenn man als Umschrift um die Titelvignette des kleinen Heftes beiläufig die komische Legende findet: La constitucion de Nicaragua es el triunfo de la civilizacion, so mag dieses aus dem Gesichtspunkte der alten europäischen Civilisation allerdings höchst lächerlich und absurd erscheinen, ist aber unter gehöriger Berücksichtigung der Verhältnisse und Zustände jenes unglücklichen Völkchens, nach endlicher Befreiung von der schmählichsten Tyrannei und Unterdrückung, und im Gefühl, nach unendlichen Schwierigkeiten und langen inneren selbstmörderischen Parteikämpfen doch zu einer wirklich guten und verständigen politischen Verfassung gelangt zu sein, wenigstens sehr erklärlich und verzeihlich.

Das Gebiet des Staates Nicaragua ist dasselbe wie das der früheren Provinz gleichen Namens: seine Grenzen sind gegen Osten und Nordosten das Meer der Antillen, gegen Norden und Nordwesten der Staat von Honduras, gegen Westen und Süden der stille Ocean, gegen Südwesten der Staat von Costarica. Dieses Territorium wird durch ein Specialgesetz in Departements und Districte eingetheilt. — Der Staat als politischer Körper ist ein freier, souveräner und unabhängiger. Staatsbürger sind alle geborenen oder naturalisirten Nicaraguenser, wenn sie ihr zwanzigstes Jahr oder, insofern sie einen wissenschaftlichen Grad oder ein Haus besitzen, wenn sie ihr achtzehntes Jahr erreicht haben. Es giebt nur

freie Menschen im Staate und Niemand kann sich verkaufen oder verkauft werden. Freiheit der Bewegung, der Rede, der Schrift, des Druckes ohne vorherige Censur, sind gewährleistet und ist ein Jeder nur den Gesetzen wegen Mißbrauchs dieser Freiheit verantwortlich. — Die Regierung des Staates ist eine republikanische, auf Volksvertretung begründete. Die Souveränetät des Staates zerfällt in die gesetzgebende, ausübende und richterliche Gewalt. Die Legislative besteht aus zwei Kammern, den Deputirten und dem Senate; die Executive vertritt ein Präsident, und die Jurisdiction wird von einem obersten Gerichtshofe besorgt. — Die römisch-apostolisch-katholische Religion ist diejenige, zu welcher sich der Staat bekennt und deren Cultus von der Regierung beschützt wird, ohne daß jedoch die öffentliche Ausübung anderer Religionsculten verboten ist. — Die Repräsentanten-Kammer besteht aus den Deputirten, welche von den Districts-Wahlversammlungen erwählt werden, und zwar für jede 20,000 Einwohner ein Deputirter, und wenn in dem bestimmten District ein Ueberschuß von 10,000 Einwohnern vorhanden, ein zweiter. Diese Kammer wird jährlich zur Hälfte neugewählt, unbeschadet einer einmaligen Wiedererwählung derselben Deputirten. — Beamte können in keinem Fall erwählt werden. — Der Senat besteht aus den von den Departements-Wahlversammlungen erwählten Senatoren, und schickt jedes Departement zwei Senatoren zur Asamblea. Der Senat wird zum vierten Theil jedes Jahr neu erwählt, unbeschadet der einmaligen sofortigen Wiederwahl. — Deputirte wie Senatoren müssen Staatsbürger von Geburt oder Naturalisation, im Lande angesessen, im vollen Genuß aller bürgerlichen Rechte und erstere über 25, letztere über 30 Jahre alt sein. — Geistliche und Beamte können nicht zu Senatoren erwählt werden. — Die Executivgewalt wird von einem Präsidenten (obersten Director), der vom Volke gewählt wird, ausgeübt. Dauer der Präsidentschaft zwei Jahre und nicht sogleich wieder wählbar. — Der oberste Gerichtshof theilt sich in zwei Sectionen, welche in verschiedenen Departements ihren Sitz haben, und zwischen denen ein gegenseitiger Instanzenzug stattfindet. In jeder Section müssen wenigstens drei Richter sitzen, welche auf vier Jahre gewählt werden (von der Deputirtenkammer) und wieder wählbar sind. Um Richter zu sein, muß

man, außer den anderen selbstverständlichen Qualificationen, wenigstens 28 Jahre alt sein. — Die Regierung jedes einzelnen Departements wird durch einen von der Executive zu ernennenden Präfecten besorgt. Die innere Verwaltung der einzelnen Pueblos fällt den vom Volke erwählten Alcalden, Regidoren und Procuratoren anheim. — Die Minister oder Staatssecretäre, sowie die höheren Officiere des Heeres und die Richter der unteren Instanz werden allein vom Präsidenten ernannt. — Die Asamblea oder der gesetzgebende Körper versammelt sich jährlich am ersten Februar zu einer dreimonatlichen Sitzung, die nur mit Bewilligung beider Kammern noch um einen Monat verlängert werden darf. —

Daß ungeachtet dieser freisinnigen, auf allgemeine Volksvertretung basirten Verfassung, welche außer den vorstehend angeführten Hauptbestimmungen noch manche sehr verständige Details enthält, doch die Regierung des Landes sich in den Händen einer geringen Anzahl der begüterten und mit einander verschwägerten Familien befindet, welche diese angemaßte Herrschaft nicht zum Besten des Volkes, sondern nur zu eigenem Gewinn ausbeuten und von Zeit zu Zeit das Land allen Leiden der Parteikämpfe und Militäraufstände bisher preisgegeben haben, findet sich begründet in den einmal vorhandenen Elementen der zum größten Theil völlig unwissenden, über eine weite räumliche Ausdehnung sich verbreitenden, die Mehrzahl bildenden indianischen Bevölkerung des Landes.

Das, ohne die ausgedehnten Waldungen an der Ostseite der Cordilleren (das sogenannte Mosquitia), in seinen bewohnten Districten, westlich der Cordilleren, über 2000 Quadrat-Leguas oder beinahe 20,000 englische Quadrat-Meilen große Land enthält gegenwärtig überhaupt nur eine Bevölkerung von 250—300,000 Seelen. Eine Zählung von 1846 soll 264,000 ergeben haben. Der Staat ist in vier Departements eingetheilt, deren Grenzen jedoch nach manchen Seiten hin noch sehr unbestimmt sind. Das mittlere oder Departamento Oriental, welches außer der Ostseite des Sees auch noch die ganze Gegend zwischen den beiden Seen bis zum Pacific umfaßt und Granada zum Hauptort hat, zählt über 100,000 Einwohner, von denen jedoch $^9/_{10}$ sich in der näheren Umgebung von Granada, Masaya und Managua concentriren, und nur der geringe

Ueberrest die weiten Bezirke und Thäler von Chontales oder die Ostseite des Sees bevölkert. — Das Departamento Occidental mit den Hauptorten Leon und Chinandega zählt vielleicht 80,000 bis 90,000 Einwohner, die sämmtlich oder doch mit sehr geringen Ausnahmen einiger kleinen Pueblos am Fuße der Cordilleren in der großen Ebene von Leon vereinigt sind. — Das Departamento Meridional mit der Hauptstadt Rivas oder Nicaragua beschränkt sich jetzt noch auf den schmalen Landstrich zwischen dem See und Pacific (mit ganz unbestimmten Grenzen gegen Süden wegen des Streites mit Costarica), hat zwischen 40,000 und 50,000 Einwohner und nimmt am raschesten in neuester Zeit an Bevölkerung zu. — Das Departamento Septentrional endlich, auch wohl nach seinem Hauptdistrict, das von Segovia genannt, umfaßt den nördlichen höheren Theil der Cordillere, ist außer nach Honduras hin in seinen Grenzen nach Osten ganz unbestimmt, erhält nur Bedeutung durch seine Mineralien und Bergwerke, welche in kleineren zerstreuten Ortschaften nur eine ungefähre Bevölkerung von 20,000 Seelen haben mögen und vom übrigen Lande ziemlich isolirt und auf sich selbst angewiesen sind.

Bedenkt man nun, daß das ganze Staatsgebiet, selbst in der Umgebung des Sees und längs der Westküste, obgleich ohne hohe Gebirge, doch wegen gänzlichen Mangels an Landstraßen und wegen des durchweg waldigen coupirten Terrains selbst in der trockenen Jahreszeit ohne leichte innere Communication sich befindet, in der nassen Jahreszeit aber unter bewandten Umständen in einzelnen Gegenden das Reisen selbst zu Pferde mit den größten Beschwerden verknüpft ist, so ergiebt sich, in Verbindung mit der langausgedehnten Form des Beckens von Nicaragua, schon aus diesem Umstande eine größere Schwierigkeit der Administration für dieses Land. — Berücksichtigt man ferner die moralischen und intellectuellen Zustände, in denen der numerisch ansehnlichste Theil der indianischen Bevölkerung auf dem Lande zerstreut, ohne lebhaften Verkehr der verschiedenen Districte unter einander mit dem Ackerbau und der Viehzucht beschäftigt, indolent für sich hinlebt, dazu den verderblichen, seit Jahrhunderten gewonnenen und durch Bigotterie noch immer vorhandenen Einfluß der Pfaffen auf die sinnlich leicht erreg-

baren Indianer, so darf es nicht mehr befremden, daß die wenigen, etwas gebildeteren, in den Städten lebenden, aber in allen Departements ausgedehnten Grundbesitz haltenden, reicheren Familien (sehr indirecte Nachkommen der ersten spanischen Eroberer des Landes) nicht nur die Wahlen vollkommen beherrschen, sondern auch sonst noch mit den Einkünften des Landes, der Besetzung der Stellen, und in einzelnen Fällen auch mit der Rechtspflege ganz nach Belieben schalten und walten können, falls sie sich nur unter einander vertragen. Bei der spärlichen Bevölkerung im Vergleich zu der Productionsfähigkeit des Landes, bei der Leichtigkeit der einfachen Befriedigung der wenigen Bedürfnisse, die ein rohes, indolentes, aber friedfertiges Volk unter dem stets sonnigen freundlichen Himmel ohne fortschreitende Civilisation nur haben kann, ist freilich das Regieren auf der einen Seite eben so leicht, als es auf der anderen Seite an dringender Veranlassung fehlt, für materielle Verbesserungen und politische Reformen ungewohnte Anstrengungen zu machen. — Ob die jetzige spanisch-indianische Bevölkerung je im Stande sein würde, selbst wenn mit der Zeit das Haupthinderniß zum Fortschritt, das Mißverhältniß der Anzahl der Bewohner zum ausgedehnten Gebiete, gehoben würde, sich durch sich selbst aus den gegenwärtigen traurigen Zuständen herauszuarbeiten, diese Frage wird wohl schon deshalb nie entschieden werden, weil es allen sicheren Anschein hat, als wenn eine andere kräftigere Race in nächster Zeit schon sich an die Aufgabe machen werde, es zu versuchen, auch diese schönen Theile Amerika's in den Bereich der vollen Civilisation und des wirklich freien Völkerlebens mit hineinzuziehen. Doch mögen diese Speculationen über eine mögliche oder wahrscheinliche erfreulichere Zukunft Nicaragua's hier noch dahin gestellt bleiben; es kommt uns vorerst darauf an, dem Leser durch möglichst genaue Localbeschreibung einen anschaulichen Begriff von dem wunderlichen Lande und seinen gegenwärtigen, wahrhaft originellen Zuständen zu geben. Zunächst wird eine Beschreibung der wichtigsten Stadt des Landes und des Ortes unseres längsten Aufenthaltes am Platze sein, zu welchem wir deshalb wieder zurückkehren.

Granada liegt am westlichen Ufer des großen Sees von Nicaragua, einige Meilen von der obersten Spitze desselben, an einer

schönen, halbkreisförmigen Bucht, die theils durch das flache Ufer des Sees selber, theils durch eine vorspringende Gruppe von kleinen Felseninseln, den sogenannten Isletas, gebildet wird. Diese, zum Theil nur aus einzelnen kolossalen Lavablöcken bestehenden Felseninseln sind ihrer Entstehung nach offenbar mit dem nahegelegenen ausgebrannten Vulcan Mombacho in Verbindung zu bringen Dieser 4500 Fuß hohe Berg tritt in Form eines nach drei Seiten steil abfallenden Bergrückens hart an den See heran und zeigt hier an seinem höchsten Punkte die zackige eine Hälfte seines eingestürzten Kraters. Der Berg ist übrigens seiner Steilheit und des dichten, theilweise undurchdringlichen Waldes halber, mit dem seine Seitenflächen bis dicht an die Felsenwände des Kraters bedeckt sind, noch nie bestiegen worden. Die Eingebornen sind schon der vielen Tiger wegen, die in den Wäldern hausen sollen, nicht zu einer solchen Untersuchungsexpedition zu bewegen. Die vierte Seite des Mombacho, nach Nordwesten sich hinziehend, flacht sich weiterhin zu einer niedrigeren Hügelkette ab, die sich in weitem Bogen um Granada herum nach Masaya erstreckt. Bis auf einige hundert Fuß über dem See fällt, wie gesagt, auch die der Bucht von Granada zugekehrte Langseite des Berges steil ab, senkt sich dann aber sehr allmälig dem Seeufer zu, und auf dieser sanftgeneigten Fläche liegt die Stadt Granada, von Osten nach Westen hin sich vom Seeufer hinaufziehend, ausgebreitet. Diese Lage ist die beste, vortheilhafteste und gesundeste, die an allen Küsten des Sees nur aufzufinden sein möchte. Der den größten Theil des Jahres regelmäßig wehende Ostpassat gewährt der ganzen Stadt Kühlung und den nöthigen Luftzug, während der hohe Kamm des nahen Mombacho die Gewitter, die über die Ebene herkommen, fast immer anzieht und für die Stadt und nächste Umgebung unschädlich macht. Die kleine, durch die Isletas geschützte Hafenbucht wird künftig, wenn erst ordentliche Schifffahrt auf dem See stattfindet, mit weniger Mühe sich in einen vortrefflichen, völlig geschützten Hafen einrichten lassen; und die Verbindung mit dem Hinterlande ist nach allen Seiten hin, selbst über den Ausläufer des Mombacho, über welchen der Weg nach dem Süden führt, leicht herzustellen, wo sie nicht schon, wie nach Masaya hin, durch freilich sehr schlechte Stra-

ßen bereits vorhanden ist. Die ganze nahe und weitere wellenförmige und hügelige Umgebung von Granada ist überall da, wo nicht Bodencultur oder Gebäude dieselbe verdrängt haben, bis dicht an das Seeufer hinab mit Waldung oder Buschwerk bedeckt, so daß selbst während der trockenen Jahreszeit, man mag sich wenden wohin man will, man sich immer im Grünen befindet, entweder zwischen Cactushecken und Platanengärten, oder zwischen dem dichten Grün und den Blüthen von hohen Sträuchern, mit einzelnen Mango- oder Orangenbäumen dazwischen, oder endlich in etwas weiterer Entfernung von der Stadt im wirklichen Walde von hochstämmigen Bäumen mit Schlingpflanzen und undurchdringlichem dornigen Unterholze. — Eine besondere Eigenthümlichkeit dieser, durch vulcanische frühere Umwälzungen entstandenen Ebene bilden die häufig vorkommenden Erdrisse und Schluchten, Barrancas genannt, und die kleineren abgerechnet, befindet sich zu jeder Seite der eigentlichen Stadt zwischen derselben und den indianischen Vorstädten eine solche Erdschlucht, die sowohl unten am See, als oberhalb der Stadt, wo sich beide vereinigen, flach auslaufend an einzelnen Stellen bei geringer Breite und senkrecht abfallenden Seitenwänden so tief sind, daß 80 bis 100 Fuß hohe, im Grunde derselben wachsende Bäume den oberen Rand noch lange nicht erreichen. An anderen Stellen, wo diese Barrancas die seitwärts auslaufenden Straßen der Vorstadt durchschneiden, hat man sich damit begnügt, die ganz steilen Seitenwände etwas abzugraben und halsbrechende Reitpfade hindurchgeführt. In etwas weiterer Entfernung der angebauteren Theile der Vorstädte benutzt man diese Schluchten auch, um allen Schutt und trockenen Unrath seit einigen Jahrhunderten schon hinabzuschütten und so aus dem Wege zu räumen. Der Boden, in welchem sich diese Barrancas befinden, besteht bis in die Tiefe nur aus hartem Lehm mit Sand vermischt, und nur hin und wieder kommt ein loser, zerreiblicher grauer Sandstein vor.

Die eigentliche Stadt, die sich, vollkommen offen nach allen Seiten hin, von den umgebenden Vorstädten nur durch bessere Bauart der Häuser und größere Regelmäßigkeit der Straßen unterscheidet, ist von den ersten Erbauern nicht, wie man denken sollte, hart am Seeufer, sondern aus unbekannten, jetzt schwer zu enträthselnden

Gründen ungefähr eine halbe Meile landeinwärts angelegt. Am Strande liegen nur, ungefähr in der Mitte der Bucht, die noch wohlerhaltenen Ruinen eines alten, einige hundert Fuß in den See hinausgebauten Forts, hinter welchem sich die unansehnliche Hafenwache befindet. Vom Strande führen dann eine Anzahl mit den verschiedenen Straßen und Theilen der Stadt correspondirende sandige Fuß-, Reit- und Fahrwege nach der Stadt, und man muß erst eine Viertelstunde lang durch Busch und Wald und zwischen Gärten und Platanars und den einzeln umherliegenden offenen indianischen Hütten hinaufgehen, bevor man die Straßen und Plätze der Stadt erreicht. — Den Mittelpunkt der Stadt bildet hier, wie in allen nach spanischer Weise erbauten Städten, die ungefähr 600 Fuß lange und 300 Fuß breite Plaza, an welcher die Hauptkirche, Hauptwache u. s. f., von welcher aus die übrigen Straßen dann, rechtwinklig sich durchschneidend, weiter geführt sind, und in Granada sich nur wenig nach der Breite, desto weiter aber nach der Längenrichtung der Stadt von Osten nach Westen hinziehen.

Die Bauart der besseren Häuser, wie man denn in der eigentlichen Stadt nur solche findet, indem die primitiven indianischen Hütten mit Palmdächern nur in den Vorstädten noch vorkommen, ist durchaus auf das Klima und das in früheren Zeiten öftere Vorkommen von schwächeren Erdbeben berechnet. Durchgehends einstöckig, nehmen die einzelnen Häuser schon dieserhalb einen großen Flächenraum ein, der noch vergrößert wird durch innere geräumige Höfe, welche von den Wohnräumen eingeschlossen werden. Durch dieses, ganz im antiken Style gehaltene Arrangement der inneren, mit Bäumen und Blumen versehenen Höfe, mit rings umlaufenden schattigen Verandas oder bedeckten Gallerien, auf welche sich sämmtliche Räume öffnen und von ihnen Luft und Licht erhalten, verliert die der Straße zugewendete Seite oder die Façade der Häuser fast ganz ihre moderne Bedeutung, und die Straßen selbst erhalten schon hierdurch ein einförmiges und todtes Ansehen, welches noch dadurch vermehrt wird, daß die wenigen nach der Straße sehenden Fensteröffnungen, in gänzlicher Ermangelung der Verglasung, nothwendig mit starken hölzernen oder schmiedeeisernen Vergitterungen versehen sein müssen. Die meist großen, massiven, am Tage gewöhnlich

offen stehenden Flügelthore, welche den einzigen Zugang zum Inneren gewähren gestatten allein dem Vorübergehenden eine Unterbrechung der Einförmigkeit durch den Einblick in die inneren Höfe mit den umlaufenden Verandas, dem gewöhnlichen Aufenthalte der Bewohner. Die 15 bis 20 Fuß hohen, 3 bis 4 Fuß dicken Umfassungswände dieser Häuser werden von Adobes, d. h. an der Luft getrockneten Lehmziegeln, erbaut; im unteren Theile durch einen Unterbau von Bruchsteinen, in ihrem oberen durch das weit überreichende Ziegeldach vor der Nässe geschützt, erhalten diese weiß übertünchten Lehmmauern nicht nur eine große Festigkeit, sondern gewähren auch eine vollkommen trockene und kühle Wohnung. Die Fußböden sind mit gebrannten Fliesen oder Steinplatten bedeckt, und gewöhnlich hat nur die Sala oder das größere Wohnzimmer den überflüssigen Luxus einer Deckenverschaalung, in allen übrigen Räumen bildet das Ziegeldach zugleich die Decke, und werden die Zimmer durch die hierdurch erreichte größere Höhe und den durch die Seitenöffnungen des Daches gehenden Luftzug nur noch kühler. Die Balken und Dachsparren, die Ständer oder Säulen der Verandas, die Thüren und gedrechselten Vergitterungen der Fensteröffnungen, sowie die in den besseren Häusern etwa vorkommenden Täfelungen und geschnitzten Portaleinfassungen sind sämmtlich von Cedern- oder Mahagoniholz, und diese zwar nur wenigen, aber doch unumgänglich nothwendigen Holzarbeiten machen, der Härte der Hölzer und der Ungeschicktheit der einheimischen Arbeiter wegen, den kostspieligsten Gegenstand des ganzen Häuserbaues aus. Der für die Mauern erforderliche Lehm findet sich überall entweder auf der Baustelle, oder es werden die zwei Fuß langen und ein Fuß breiten und dicken Lehmziegel auch vorher in eigenen, außerhalb der Stadt gelegenen Ziegeleien geformt und getrocknet, woselbst von demselben Material zugleich die Dachpfannen und Fliesen gebrannt werden. Die wenigen nöthigen Bruchsteine zum Fundament oder zur Bekleidung der Plinthe liefern die nahe gelegenen Steinbrüche am Mombacho, und alle übrigen hausständischen Einrichtungen sind eben so einfach herzustellen, als, Dank dem Klima, hinreichend und zweckentsprechend. In jedem besseren und größeren Wohnhause befindet sich hinter dem ersten inneren Hofe ein zweiter, von diesem

durch ein Quergebäude getrennter Hof für Küche, Brunnen, Stallung und als Aufenthalt der sonstigen Hausthiere. Die Küche besteht aber nur aus einem offenen Heerde nebst Backofen unter einem Schutzdach, unter welchem zugleich der Ziehbrunnen angebracht, und die Pferde oder Maulthiere bedürfen gleichfalls außer der Krippe nur ein Schutzdach gegen den Regen während der nassen Jahreszeit.

Diese für Land, Klima und nothwendiges Lebensverhalten in demselben eben so zweckmäßigen, als bei nur gewöhnlicher Industrie der Bewohner rasch und billig herzustellenden Wohnungen ließen sich nun mit sehr geringer Mühe und nur einigem Sinn für Verbesserung leicht allen weiter gehenden Anforderungen einer gesteigerten Civilisation entsprechend einrichten und verschönern, wenn nicht die wirklich grandiose Indolenz und Nachlässigkeit der jetzigen Bevölkerung überall hindernd im Wege stände. Mit sehr wenigen Ausnahmen, und wir werden später Gelegenheit haben, auf eine solche erfreuliche Ausnahme wieder zurückzukommen, sind selbst die Häuser der reicheren Leute in Granada sämmtlich schlecht gehalten, machen den Eindruck des Verfallenden und gewähren in ihren inneren Einrichtungen nur den kleinsten Theil der Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens, die sich so leicht damit verbinden ließen. Bei etwas näherem Eingehen in die gegebenen natürlichen Bedingungen des Lebens in dieser einseitigen Beziehung muß es sich Jedem sogleich klar herausstellen, daß bei Weitem der größte Theil aller Unzuträglichkeiten der häuslichen und wohnlichen Existenz, über welche von allen in heißen Zonen reisenden Nordländern so viel geklagt wird, und welche als nothwendig mit dem Lande und dem Klima verbunden geschildert werden, lediglich und allein durch die leidige Unwissenheit, Faulheit und Nachlässigkeit der Menschen entstehen; dagegen alle vorhandenen Mängel an Comfort, alle Unreinlichkeit, ja selbst alle störenden, peinigenden und giftigen Insecten und ähnliche jetzt geduldete Plagen sich mit einigem guten Willen, verständiger Einrichtung und Ueberlegung fast gänzlich entfernen ließen.

Die Straßen und Plätze der Stadt sind, mit Ausnahme einiger abschüssigen Stellen, wo ein Pflaster aus großen flachen Stein-

blöcken unerläßlich ist, um das Ausspülen während der heftigen Regenschauer zu verhindern, sämmtlich ungepflastert, mit sandigem Boden, der den Vortheil hat, sehr rasch die Feuchtigkeit zu absorbiren. Dagegen haben alle besseren Straßen schmale, drei Fuß hohe, mit Fliesen oder Steinplatten belegte Trottoirs an beiden Seiten, ohne welche während der nassen Jahreszeit, wenn die Straßen stundenlang fußhoch unter Wasser stehen, die Fußpassage fast unmöglich wäre.

Von den öffentlichen Gebäuden Granada's läßt sich nicht viel berichten. Seit Entstehung der Stadt in ihrer jetzigen Gestaltung, seit 1523 bis 1823, dem ersten Sturze der ausschließlichen Priesterherrschaft, sind alle etwa vorhandenen Mittel nur auf Kirchen und Klöster verwendet worden, und seit der Erlangung der Freiheit hat man weder Zeit noch Ruhe, noch Mittel gehabt, an öffentliche Bauten oder Anlagen irgend welcher Art zu denken. Von den sieben noch vorhandenen Kirchen hatten früher vier (die Paroquia, la Merced, San-Francisco und Guadalupe) ausgedehnte Klostergebäude aufzuweisen. Nach Aufhebung der Klöster und Vertreibung der Mönche wurden diese Klostergebäude verkauft oder zum Besten der Kirchen vermiethet, und sind noch immer, namentlich die von der Merced und von San-Francisco die ansehnlichsten Bauwerke der Stadt. Das weniger große, früher zur Paroquia gehörige Klostergebäude hat ein unternehmender Yankee gemiethet und zum amerikanischen Hotel und Boardinghouse eingerichtet. Die Kirchen (von denen nur die Paroquia und la Merced Thürme von einigen hundert Fuß Höhe haben) sind sämmtlich im 16. und 17. Jahrhundert im schlechtesten spanischen Renaissancestyl erbaut und ohne die geringsten Ansprüche auf architektonisches Verdienst weder im Aeußeren, noch in dem kahlen, nur mit den schlechtesten Oelgemälden hin und wieder verzierten Innern. Die äußere Lage der meisten dieser kirchlichen Gebäude, von den schlauen Mönchen sehr richtig gewählt, möchte noch das Empfehlenswertheste daran sein, und sowohl von den im unteren Theile der Stadt gelegenen hat man, selbst von den erhöhten Terrassen, auf denen die Kirchen stehen, schöne Blicke über den See, als auch von der Merced und Alteva eine weitere Aussicht über die hintere Ebene und die ferneren Gebirge.

Die Vorstädte Granada's, welche sich von der Stadt selber nur dadurch unterscheiden, daß die regelmäßigen Straßen hier aufhören oder in Feldwegen auslaufen, die Adobe-Häuser seltener werden und die Bewohner meist in kleineren oder größeren Rohrhütten mit Palmendächern wohnen, die ohne irgend eine Ordnung mit ihren kleinen, offenen Gärten oder Plätzen durcheinander geworfen erscheinen, erstrecken sich nach den drei oberen Seiten der Stadt und heißen im Norden Santa-Lucia, im Süden Santa-Cruz, und gegen Westen die Alteva. So genügsam und zufrieden auch scheinbar die gemischte, meist braune oder dunkel mulattenfarbige Bevölkerung in diesen, mehr oder weniger offenen, seitwärts anstatt der Mauern nur mit durchsichtigem Flechtwerk von Rohr gegen Wind und Wetter geschützten Cabanen lebt, und so angenehm auch der luftige Aufenthalt unter dem kühlen, dichten Palmdache den größten Theil des Jahres sein mag, so gehört doch die abgehärtete Natur und die dickere Haut der Farbigen dazu, um auch während der nassen Jahreszeit in diesen Hütten der Gesundheit unbeschadet auszudauern; und es ist allen Fremden, nicht bereits vollkommen Acclimatisirten sehr abzurathen, sich mit einem solchen geflochtenen Hause begnügen zu wollen.

Die buntgemischte Bevölkerung dieser Hauptstadt Nicaragua's, die in den letzten Jahren erst wiederum ein neues, von den früheren Bewohnern durchaus abweichendes Element als Zugabe zu den schon bestehenden Verschiedenheiten, in den fremden Einwanderern vom Norden und von verschiedenen Nationen Europa's erhalten hat, wird auf 14,000 Seelen angegeben und scheint seit den letzten ruhigeren Jahren etwas im Zunehmen begriffen zu sein. Auch hier wie in ganz Central-Amerika macht sich schon dem oberflächlichen Beobachter das wirklich stattfindende starke numerische Uebergewicht der weiblichen vor der männlichen Bevölkerung durch den Augenschein bemerkbar.

Wie die große Masse dieser städtischen Bevölkerung nun aber ihren Lebensunterhalt erwirbt, ist schwer zu sagen und möchte in volkswirthschaftlicher Beziehung nach den gewöhnlichen europäischen Begriffen ein völlig unzulösendes Räthsel bleiben, ohne genaue Kenntniß der wirklich an das Fabelhafte gränzenden Genügsamkeit

der Einwohner und der Leichtigkeit für Alle, sich die wenigen Bedürfnisse des Lebens unter diesem Himmelsstriche verschaffen zu können. Von eigentlichem, auf alle Stände oder Volksclassen seinen wohlthätigen belebenden Einfluß ausübendem Handel im Allgemeinen kann gegenwärtig noch eben so wenig die Rede sein, als von gewerblicher Betriebsamkeit; und eine ackerbautreibende Stadt ist Granada ebenso wenig, da die nächste Umgebung, mit Ausnahme einiger Gärten und kleineren Platanars, völlig brach liegt und der tägliche Markt für die nothwendigsten Lebensmittel nur von den entfernter liegenden indianischen Pueblos aus versorgt wird. Der Einfuhrhandel mit Manufactur- und Luxuswaaren ist in den letzten Jahren fast ganz in die Hände der thätigeren fremden Kaufleute, Franzosen, Italiener, Engländer und Nordamerikaner, die sich seit längerer oder kürzerer Zeit hier angesiedelt haben, übergegangen, indem die inländischen reicheren und ärmeren Kaufleute oder richtiger Tienden-Besitzer sich vorzugsweise nur mit dem kleinlichsten Detailhandel abgeben. Der geringe Ausfuhrhandel mit Häuten, Farbehölzern und Indigo befindet sich auch fast nur in den Händen der Ausländer, und die wenig zahlreiche Classe der Muleteros und Marineros ist die einzige unter den Bewohnern, welche durch den Land- und Wassertransport dieser Waaren noch bis jetzt einigen pecuniären Verdienst davon hat. Alle Handwerke, selbst die für eine städtische Bevölkerung scheinbar unentbehrlichsten, werden so wenig und schlecht betrieben, daß die wohlhabenderen und civilisirteren Classen der bürgerlichen Gesellschaft, für alle diese Gegenstände des täglichen Bedarfs, fast nur auf die von auswärts fertig gemacht importirten theuren Artikel angewiesen sind. Die niederen sogenannten arbeitenden, hier aber vorzugsweise nicht arbeitenden Classen kennen freilich diese nach den Begriffen anderer Länder für unentbehrlich gehaltenen Bedürfnisse größtentheils gar nicht. Durch die reicheren, in Granada wohnenden Familien, deren Zahl übrigens im Verhältniß zu der Bevölkerung sehr beschränkt ist, welche hauptsächlich von dem Ertrage ihres großen Grundbesitzes und von den freilich nur geringen Einkünften der verschiedenen Staatsämter leben, kommt zwar einiges Geld in Umlauf, doch ist das Leben auch dieser Bevorzugten so einfach und die Bewirthschaftung ihrer ausge-

dehnten Hacienden so schlecht und nur geringe pecuniäre Resultate gewährend, daß auch dieser ganze Stand volkswirthschaftlich von geringer Bedeutung bleibt. — So leben z. B. die Besitzer der größten und einträglichsten Cacao-Hacienden im südlichen Departement, sowie sämmtliche Besitzer der ausgedehnten Vieh-Hacienden von Chontales im östlichen Departement, in Granada; Erstere lassen aber den gewonnenen Cacao sämmtlich nach Granada kommen, wo sie ihn in ihren eigenen Tiendas oder Kramläden nur en detail verkaufen, Letztere beziehen von ihren, Tausende von Rindern, Maulthieren und Pferden nähernden Hacienden nur eine verhältnißmäßig äußerst geringe Quantität schlecht gemachten Käses und einige Thiere zum eigenen Reitgebrauche. Die Häute werden gewöhnlich von den fremden Kaufleuten an Ort und Stelle aufgekauft, um den Bongos, welche die Waaren von San-Juan heraufgebracht, eine Rückfracht zu geben, und eine gewisse Anzahl Pferde und Maulthiere werden auch wohl jährlich nach den großen Viehmärkten in Salvador getrieben.

Bei dem gänzlichen Mangel an regelmäßigen Erwerbsquellen für den bei Weitem größten Theil der überhaupt so gut wie Nichts producirenden städtischen Bevölkerung muß es um so auffallender erscheinen, daß doch von eigentlicher Armuth oder Mangel an Lebensmitteln nirgends die Rede ist, und Bettler z. B. in Granada wie in den übrigen Städten gar nicht existiren. Sieht man ferner, wie gerade diese Schichten der Bevölkerung dabei noch im Stande sind, den Pfaffen Seelenmessen zu bezahlen, bei allen den vielen Fiestas und Processionen Geld für unnützes Feuerwerk auszugeben, und selbst die Aermsten jedes Geschlechts und jedes Alters wenigstens einmal im Jahre, zum Osterfest, in irgend einem neuen Kleidungsstück geputzt erscheinen, so stellen sich dem fremden Beobachter dieser wunderlichen Zustände in der That scheinbare Widersprüche und Räthsel in Menge zur Lösung dar.

Der Markt von Granada wird im Allgemeinen für die bescheidenen Anforderungen und Bedürfnisse der Eingebornen völlig ausreichend und regelmäßig versorgt, ist aber im Verhältniß zu den reichen Hülfsquellen des Landes und nach civilisirten europäischen Begriffen sehr mangelhaft und traurig bestellt. An Fleisch ist täg-

lich frisches Ochsen- und Schweinefleisch, sowie Geflügel und zwar Truthühner, eine große Art zahmer Enten und Hühner zu haben; et voilà tout! — Kalbfleisch wie Hammel kommt nie vor, obgleich es Kälber und Schafe genug giebt; und obgleich die Wälder, selbst in der nächsten Umgebung von Granada voll von Wild sind, kann man sich Wildpret nur selten verschaffen. Dasselbe gilt von Fischen und den eßbaren Wasservögeln, die in Ueberfluß und großer Mannigfaltigkeit vorhanden, doch nur selten und nur in einigen Arten zuweilen auf den Markt kommen. Schildkröten und Iguanas, die nur als seltenere Genüsse zu empfehlen sind, werden dagegen schon häufiger zum Verkauf geboten, da ihr Fang bei Weitem leichter ist. Hinsichtlich der Gemüse und Früchte findet dasselbe Verhältniß Statt zwischen dem Reichthum der Naturproduction und der Nachlässigkeit der Bewohner, sich diese wichtigen Gegenstände der Diät in heißen Klimaten in hinreichender Menge und Abwechselung zu verschaffen. Platanos oder Bananen, Frijoles oder rothe Bohnen und Reis sind die einzigen stets am Markte vorhandenen und für nothwendig gehaltenen nahrhaften Gemüse; Kartoffeln, die in Nicaragua nicht zu gedeihen scheinen, aber von Costarica eingeführt werden, sind in ihrem kleinen, nußgroßen Vorkommen nur ein Luxusartikel, besonders für die Fremden im Lande, und werden nach dem Gewicht, das Pfund zu einem Real (oder sieben Schilling) verkauft. Die vortrefflichen mehligen Knollengewächse, die in verschiedenen Arten hier überall gedeihen und die Kartoffel auch dem Nordländer vollkommen zu ersetzen im Stande sind, wie Yams, Papas, Ignames, Quiquisques u. s. w., werden zwar von den Indianern der Umgegend zu Markte gebracht, sind jedoch bei den Eingeborenen, die sich lieber an Platanos und Frijoles halten, weniger beliebt, und werden dem Fremden, selbst im Inneren, nur auf besonderes Verlangen vorgesetzt. Daß die meisten unserer europäischen Gemüse mit einiger Vorsorge hier zu ziehen sind, unterliegt keinem Zweifel und ist für manche derselben durch angestellte Versuche bereits erwiesen.

Ein in Granada ansässiger französischer Gärtner, der aber freilich nur an den wenigen, sich hier längere Zeit aufhaltenden Fremden und deren Gasthäusern einige Kundschaft hatte, versorgte un-

seren Tisch regelmäßig mit verschiedenen Salatarten, Rüben, Radieschen und Suppenkräutern. In der spanischen Küche kommen fast nur Salate von der Kohlpalme, von einer Art großen, wässerigen Gurke und von dem rohen, butterweichen Fleische der Aguacate vor, welche zwar wohlschmeckend, aber schwer verdaulich sind. — Daß Chiles, Zwiebeln, Tomatos, Ocra und alle übrigen ähnlichen Erzeugnisse der Tropen und kleineren Zuthaten der spanischen Küche hier auch nicht fehlen, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung.

Der schon von den ersten Entdeckern des Landes bemerkte und von den frühesten Reisenden gerühmte Ueberfluß an vortrefflichen Früchten verschiedenster Art findet nun zwar, was die Bereitwilligkeit der Natur, dieselben hervorzubringen, anbetrifft, noch gerade in demselben Maße Statt, wie früher; die Nachlässigkeit und Indolenz der jetzigen Bewohner ist dagegen eine solche, daß es erklärlich erscheint, wie einige neuere Reisende bei ihrem flüchtigen Durcheilen des Landes oder ihrem längeren Aufenthalte an einzelnen, besonders ungünstigen Orten im rauheren gebirgigen Inneren die Behauptung haben aufstellen können, daß Nicaragua jetzt arm an den feineren und besseren Früchten der heißen Zonen sei. Anstatt die schon vorhandenen Fruchtbäume zu schonen und für neue Anpflanzungen die geringste Sorge zu tragen, wird diese Cultur, mit Ausnahme der Orangen- und Mangobäume, fast überall im Lande gänzlich vernachlässigt, und nur, was die gütige Natur auch ohne das allergeringste Zuthun menschlicher Vorsorge und Thätigkeit wild wachsen läßt, wird, wo es vorhanden ist, schonungslos benutzt und vergeudet, und wo es fehlt, gedankenlos entbehrt. Die Piñas oder Ananas und die Melonen sind von einigen englischen Reisenden, denen nur die vernachlässigten, unreif abgepflückten, wildwachsenden, auf den Markt gebrachten Früchte vorgekommen waren, als von geringerer Qualität und Flavor beschrieben worden. Hätten diese Reisenden sich dagegen nur die Mühe genommen, sich nach den besseren Sorten zu erkundigen, oder zur richtigen Jahreszeit nur den Markt von Leon z. B. besucht, in welcher Gegend die Melonen vorzugsweise gedeihen, so würden sie bald zu einem anderen, richtigeren Urtheile gelangt sein. Bessere Ananas, als die große, weiße,

saftige Sorte mit dem feinen, pikanten Arom, wie der Padre Vigil in Granada dieselben in solchem Ueberfluß in seinem Garten in der Stadt zog, daß sein Muchacho täglich mit einer Schüssel voll auf dem Kopfe in unser Hotel gelaufen kam, um uns dieselben für einen Medio das Stück zu verkaufen, möchte es schwer sein, selbst in Singapore oder Guajaquil zu finden. Ebenso versorgte uns jener französische Gärtner mit verschiedenen Sorten sehr wohlschmeckender Melonen, während die gewöhnlichen, auf dem Markte vorhandenen oft wässerig und geschmacklos waren. Dagegen sind die Sandias oder Wassermelonen, die in großen Mengen von weiterher nach Granada gebracht werden, da sie eine Lieblingsfrucht der ganzen Bevölkerung zu sein scheinen, wiederum durchgängig vortrefflich, süßer und saftiger als die ungarischen oder italienischen.

Außer den genannten und überhaupt bekannteren Südfrüchten: den süßen und sauren Orangen, Citronen, Limonen, Mangos, Cocosnüssen, Guajavas, Grenadillas, Tamarinden, Mammeis, Papayas, Chirimoyas, Anonas u. s. w. verdienen die Marañones, Hocotes und Nisperos oder Zapotillas noch besonderer Erwähnung. Aus der Marañon *), einer eigenthümlich aussehenden Frucht mit äußerem harten, mandelförmigen Kern, an dessen einem Ende die röthliche, saftreiche eigentliche Frucht sitzt, bereiten die Eingeborenen eine Art Wein; der Geschmack der Frucht ist süßlich herbe und stark adstringirend. Die Hocote **) läßt sich am füglichsten mit unserer Pflaume vergleichen, kommt gelb, roth und blau in verschiedenen Größen und Arten vor, und ist reif eine äußerst erfrischende säuerliche Frucht; die Bewohner pflücken sie jedoch meist unreif ab und verwenden sie in der Küche. Die Nisperos oder richtiger Zapotillas ***), da Nispero im Spanischen unsere Mispel bedeutet, sind dem Geschmacke nach mit einer sehr süßen und weichen Birne zu vergleichen, haben aber eine eirunde Form und rauhe, braune Schale, mit drei oder vier größeren, glänzend schwarzen Kernen.

---

*) Anacardium occidentale.

**) Spondias purpurea?

***) Diospyros oder Sapota mammosa?

Es geht aus vorstehenden Andeutungen und der keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch machenden Aufzählung der verschiedenen Gegenstände aus dem Thier- und Pflanzenreiche, mit welchen der Markt dieses Landes während des ganzen Jahres versorgt ist oder doch mit größter Leichtigkeit versorgt werden könnte, wohl schon zur Genüge hervor, unter wie leichten, vortheilhaften natürlichen Bedingungen die Bewohner sich alle materiellen Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens in wünschenswerther Vollkommenheit und Abwechselung verschaffen könnten. Hierzu muß nun noch als bisher unerwähntes Hauptmoment der unvergleichlichen Bodenfruchtbarkeit in gebührende Erwägung gezogen werden die allgemein anwendbare und lohnende Cultur von Mais, Cacao, Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle und Taback, von manchen anderen natürlichen Hülfsquellen noch ganz zu geschweigen. — Der Mais, für sich allein die übrigen verschiedenen Kornarten anderer Klimate ersetzend, gedeiht überall, wo man sich nur die Mühe geben will, den Boden von dem wuchernden Strauchwerk durch Abbrennen frei zu machen und in das oberflächlich aufgelockerte Erdreich einige Körner zu streuen, und liefert zwei, ja im günstigsten Falle drei Ernten im Jahre, da man drei Monate, nachdem der Samen dem Boden übergeben worden, das reife Korn schneiden kann. — Cacao und Kaffee, deren Cultur allerdings vorsorglicher und Zeit und Auslagen erfordernder betrieben werden muß, versagen jedoch selten oder nie die erwarteten Ernten und werden beide in ausgezeichnet guter Qualität erzeugt. — Dasselbe gilt vom Zuckerrohr und der Baumwolle, und der für sämmtliche Bevölkerung fast zum Lebensbedürfniß gewordene Taback wird schon jetzt, ohne alle Sorgfalt der Cultur und erforderlichen Verbesserungen der Zubereitung, in vorzüglicher Beschaffenheit producirt.

Man sollte demnach als beinahe selbstverständlich wohl anzunehmen berechtigt sein, daß selbst der kleinere Grundbesitzer, wie viel mehr denn nicht der größere Landeigner, und zum wenigsten der sämmtliche wohlhabendere Theil der Bevölkerung, nicht nur ein sorgenfreies und behagliches Leben führen, sondern sich dasselbe auch bei nur geringem Aufwande von der gewöhnlichsten Industrie und Betriebsamkeit mit leichter, dem Klima angemessener Mühe und

Arbeit, in verschiedener Beziehung und erfreulicher Abwechselung möglichst angenehm und genußreich gestalten könne. — Von alle diesem ist jedoch bisher noch im ganzen Lande so wenig die Rede, daß im geraden Gegensatz die ganze Frugalität und indolente Enthaltsamkeit der Einwohner erforderlich ist, um bei dem elenden materiellen Leben, das sie führen, nicht überall das Gefühl des wirklichen Mangels mitten in der reichen Natur aufkommen zu lassen. Einige thatsächliche Beispiele werden dies klar machen. — Der Mais, das Hauptnahrungsmittel für Menschen und Hausthiere ausmachend, Weizen, Gerste, Roggen und Hafer unserer Zonen zugleich ersetzend, wird zwar, mit wenigen Ausnahmen einzelner kleiner Districte, im ganzen Lande gebaut, aber in so sorgloser und unregelmäßiger Weise, daß in einzelnen, zwar seltenen Fällen der Mißernten oder der in längeren Perioden regelmäßig wiederkehrenden Verheerungen durch Heuschrecken nicht nur wirklicher Mangel eintritt, sondern auch regelmäßig jedes Jahr die Preise von 3 bis 6 Piaster die Fanega hin und her schwanken, je nachdem der Markt mehr oder weniger versorgt ist. Anstatt ferner aus dem gewonnenen Korn Mehl zu bereiten, und dieses Hauptnahrungsmittel als gebackenes Brot oder in sonstiger Form wie in allen anderen Ländern in gesunder, zuträglicher Bereitung zu genießen, wird noch heute in fast allen Gegenden des spanischen Amerika und in allen Classen der Gesellschaft der Mais auf altindianische Weise, nachdem er mit Pottasche in Wasser etwas aufgeweicht, zwischen zwei Steinen durch Handarbeit zerquetscht und die unverdaulichsten heißen Fladen (die sogenannten Tortillas) jedesmal frisch über Kohlen geröstet, wenn man Brot haben will. In ganz Nicaragua existirt keine Kornmühle, und Mehl wird entweder in schlechter Qualität und geringen Quantitäten vom District Segovia, wo etwas Weizenbau stattfindet, nach Granada gebracht, oder die hier wohnenden Fremden lassen sich das Weizenmehl für eigenen Gebrauch von den Vereinigten Staaten kommen, und müssen in diesem Falle häufig das Faß Mehl, das in New-York 3 Dollars kostet, mit 10 bis 20 Dollars bezahlen, indem Mehl eine riskante Speculation nach San-Juan ist, wo es sicher verdirbt, falls es, wegen Mangel an Transportmitteln nach dem Inneren, hier länger als 4 bis 6 Wochen liegen muß.

Der Cacao, dieses edelste der Landesproducte, wird nicht viel besser behandelt als der Mais. Anstatt ein nahrhaftes und gesundes Getränk daraus zu bereiten, wird er mit geröstetem und zerstoßenem Mais vermischt und so entweder kalt als Tiste oder warm als schlechte Chocolade allgemein getrunken. Nur auf den Cacaohacienden selber bekommt man wohl noch reinen unvermischten Cacao zu trinken. An diesem schlechten Verfahren ist jedoch auch mit der hohe Preis des inländischen Cacaos Schuld, indem kaum genug für den Consum der Bevölkerung producirt wird, und diese Production fast ganz in den Händen einiger reichen Besitzer der großen Plantagen ist.

Die Frijoles, die zu keiner Tageszeit und in keiner Haushaltung fehlende Schüssel der inländischen Küche, eine einheimische wohlschmeckende und nahrhafte rothe oder schwarze Bohne, werden durch ihre einmal hergebrachte Zubereitung, indem sie erst gekocht und dann in Schweinefett geschmort werden, gleichfalls zu einer ziemlich unverdaulichen Speise. — Dasselbe gilt von den vortrefflichen Bananen, ohne Frage die gesundeste und nahrhafteste Frucht des Landes, wenn gehörig zubereitet und mäßig genossen. Auch diese genießen die Einwohner entweder unreif, als Verdes, in Wasser abgekocht oder reif geworden, als Maduras, in Scheiben geschnitten und in Schweinefett gebraten. — Die alleinige Anwendung des Schweinefettes, welches man sogar mit der allgemeinen Bezeichnung von Butter, Manteca, belegt, ist die widerlichste und sicher auch diätetisch schädlichste Eigenschaft der inländischen Küche. Obgleich nicht nur im Lande Viehzucht im Großen getrieben wird, sondern auch überall Kühe und Ziegen gehalten werden, so ist Milch doch in den Städten ein selten und theuer zu erhaltender Artikel, und Butter wird gar nicht bereitet. Auf den großen Viehhacienden wird zwar eine Art roher Milchwirthschaft mit einer kleinen Anzahl der vorhandenen Kühe betrieben, aber lediglich behufs Bereitung eines schlechten, unschmackhaften weißen Käses, besonders wie derselbe, in hart gewordenem trockenen Zustande, in größeren Massen zu Markt gebracht wird.

Bei dem Umstande der gänzlich fehlenden, so einträglich zu machenden besseren Milchwirthschaft und Butter- und Käsebereitung,

bei doch vorhandenem zahlreichen Viehstande, sind freilich die Schwierigkeiten, welche für diesen Fall durch das Klima bedingt werden, nicht außer Acht zu lassen. Diese Schwierigkeiten existiren aber zum größten Theil nur für die heißeren Thäler und die Ebene; in den gebirgigen höher gelegenen Theilen des Landes, namentlich für ganz Chontales, wo sich auch der größte Viehstand befindet, ließen sich diese klimatischen Hindernisse leicht beseitigen, wenn nur Nachfrage und leichtere Absatzwege vorhanden wären. — Ein anderer, bei der Beschaffenheit der gewöhnlichsten und unentbehrlichen Nahrungsmittel der Bevölkerung stattfindender großer Uebelstand findet freilich auch seine Entschuldigung, aber doch nur theilweise, in dem heißen Klima; nämlich der allgemeine Gebrauch des abscheulichen Tassajo oder Trockenfleisches, von dem man nicht glauben muß, daß er etwa nur bei den ärmeren Schichten der Bevölkerung stattfinde. Da frisches Fleisch sich unter diesem Himmelsstrich, selbst bei den etwa zu Gebote stehenden Vorsichtsmaßregeln, höchstens 12 Stunden eßbar erhalten läßt, so mußte man hier wie in anderen Ländern bald auf Mittel sinnen, sich die im frischen Zustande im Ueberfluß vorhandene und billige Fleischnahrung zum beliebigen späteren Gebrauch zu conserviren. Das einfachste Verfahren, durch Einwirkung der heißen Sonne, bei durchaus trockener Atmosphäre, das Fleisch rasch auszutrocknen, um es so vor Fäulniß zu schützen und beliebige Zeit aufbewahren zu können, wird nun aber hier überall auf rohe und schmutzige Art und Weise ausgeübt, und somit als allgemein gebräuchliche, weil billigste, Fleischspeise ein ebenso widerliches als unverdauliches und schädliches Product hergestellt. Um Tassajo zu bereiten, wird das Rindfleisch in ganz dünne Streifen oder Bänder zerschnitten und an der Sonne, meist in den Straßen oder Plätzen, allem Staube und Unreinlichkeit ausgesetzt, getrocknet, und erhält das Ansehen von altem schmutzigen Leder. Um dasselbe später genießbar zu machen, wird es entweder nur über Kohlenfeuer etwas erweicht und geröstet, oder bei größeren Ansprüchen an die Küche in kleine Stücken geschnitten und in Schweinefett gebraten, selten in Wasser gekocht, welches letztere noch die rationellste Behandlung des allemal zähen Stoffes sein würde. Inwiefern sich hier Verbesserungen einführen oder andere Aufbewahrungs-

Arten ausfinden ließen, muß natürlich für jetzt dahin gestellt bleiben, da nur längere Erfahrung hierüber entscheiden könnte, und erst unter den Bewohnern sich das Verlangen nach einer besseren und gesunderen Nahrung kundgeben müßte. Daß sich bei Verwendung größerer Sorgfalt auf Auswahl und Zubereitung, schon in der hergebrachten Weise, auch eßbareres Tassajo als das auf allen Märkten vorhandene herstellen lasse, haben wir übrigens bei unseren Reisen im Inneren auf einer und der anderen größeren Hacienda in eigene Erfahrung gebracht.

Von Tortillas, Frijoles, Tassajo, nebst dem dazu gehörigen Schweinefett, von einer schlechten, größtentheils aus geröstetem Maismehl bestehenden Art Chocolade und von Dulces (ein mit Fruchtsäften versetztes Zuckergebäck) ernährt sich jahraus jahrein der überwiegend größte Theil der ganzen Bevölkerung Nicaragua's, und es bedarf wohl kaum der Bestätigung der sämmtlichen, während der letzten Jahre zuerst hierher gekommenen gebildeteren europäischen Aerzte, daß diese Art der Ernährung eine ganz verkehrte und für das physische Wohlsein der Bewohner schädliche sei. Gemildert werden die schädlichen Einflüsse der rohen unverdaulichen Speisen bei der einheimischen Bevölkerung nur durch die große Mäßigkeit, die überhaupt im Essen und Trinken stattfindet; wollten unacclimatisirte, an größere Massen Nahrungsstoffes gewöhnte Einwanderer aus kälteren Zonen die spanische vorerwähnte Lebensweise führen hinsichtlich der Wahl der Nahrungsmittel, so würden sie sehr bald den unausbleiblichen nachtheiligen Folgen derselben erliegen. Da nun aber die Einwanderung von den verschiedensten Seiten her zunimmt und die fremden Ansiedler im Lande, oder vielmehr für jetzt noch nur in den Städten, ihre früheren Lebensgewohnheiten auch hier möglichst zu befriedigen und allgemeiner einzuführen suchen werden, so wird hoffentlich eine günstige Einwirkung auf Verbesserung auch des materiellen Lebens der Eingebornen nicht lange mehr ausbleiben.

In besonderer Beziehung auf Granada machte sich auch schon jetzt die Einwirkung der neuerlich hierher gekommenen verschiedenen fremden Elemente, das frühere abgeschlossene und einseitige spanisch-amerikanische Leben mannigfach modificirend, im Einzelnen bemerkbar. Die Hauptstadt des Landes war aber damals der einzige

einigermaßen bedeutendere Platz, von dem man dieses sagen konnte, indem die große californische Transitroute das eigentliche bevölkerte Land wenig berührte, und die Tausende von monatlich durchpassirenden Fremden eigentlich nur die beiden Hafenplätze der Linie, San-Juan del Norte und del Sur, sowie die 13 Meilen wildes Gebirgsland des zu passirenden Isthmus zwischen dem See von Nicaragua und dem stillen Ocean, außer den unbewohnten Fluß- und See-Ufern zu sehen bekamen. Das öffentliche oder Gasthausleben einer Stadt wird durch vermehrten oder vielmehr früher gar nicht stattgefundenen Fremdenverkehr natürlich zuerst afficirt, und während es noch im vorigen Jahre seine eigenen Schwierigkeiten würde gehabt haben, in ganz Granada, wenn nicht gastfreundlich von einem der reicheren Einwohner aufgenommen, überhaupt für längere Zeit ein erträgliches, den bescheidensten Anforderungen an abgeschlossene Räumlichkeit entsprechendes Unterkommen zu finden, waren bei unserer Ankunft daselbst schon zwei bessere Gasthäuser eröffnet, und zwar, bezeichnend genug für den Mangel an allem Unternehmungsgeist bei den Eingeborenen, beide von Ausländern unternommen. Ein Mr. Cotterel hatte im unteren Theile der Stadt, nahe der Plaza, die Räumlichkeiten eines früheren Klosters zu einem amerikanischen Gast- und Boarding-Haus eingerichtet, und Madame Garés im oberen Theile der Stadt, in der Calle de Medio, in einem geräumigen, landesüblich mit inneren Höfen erbauten Hause mehr eine Pension für länger verweilende Fremde, als ein Gasthaus für Durchreisende, etablirte. In dem letzteren, obgleich weniger gut gelegenen, doch unstreitig besseren Hause hatten auch wir unser Unterkommen gefunden, und ein Vergleich der ganz verschiedenen Oekonomie, wie solcher in ihren Details doch damals schon in dem nach europäischen Begriffen noch sehr unvollkommenen eingerichtetem Hause ausführbar war, mit der nachlässigen spanischen gewöhnlichen Wirthschaft wird am besten die Leichtigkeit darthun, mit welcher sich die meisten der gewöhnlich für unüberwindlich gehaltenen und von Volkssitten und Klima als unzertrennlich geschilderten Uebelstände sofort beseitigen lassen.

Die überhaupt nur vorhandenen sehr geräumigen 5 oder 6 Fremdenzimmer umschlossen, nebst der Sala oder dem gemeinschaft-

lichen Eßzimmer, den vorderen Hofraum, in welchen ein Thorweg von der Straße als einziger Zugang zum Hause einführte. Die Thüren sämmtlicher Räume öffneten sich auf die ringsumlaufende Veranda und den mit Büschen und Blumen verzierten Hofraum, dessen Hauptzierde ein prachtvoller 50 Fuß hoher Mango- und zwei 30 Fuß hohe Orangenbäume waren, die, bei unserer Ankunft gerade wie übersäet mit den schönsten saftigsten Früchten, noch während mehrerer Monate nicht nur die ganze zahlreiche Hausgenossenschaft täglich versorgten, sondern daneben noch auf das Unverschämteste von allem fremden in den Hof laufenden Gesindel geplündert wurden. Hinter dem ersten Hofe, und durch ein Zwischengebäude und vergitterten Thorweg von demselben getrennt, befand sich ein zweiter, etwas kleinerer Hofraum, in welchem außer der Küche und den Wohnungen der Diener auch der nöthige Stallraum für unsere Pferde sich fand. Sorgfältiges Fegen und wiederholtes Besprengen der mit Fliesen ausgelegten Fußböden sämmtlicher Zimmer und Corridors, sowie strenge Abschließung des hinteren Hofes mit der Küche, den Pferdeställen, dem zahlreichen Geflügel und sonstigen Hausthieren gegen die Wohnräume, hielt letztere vollkommen frei von allem kriechenden und hüpfenden Ungeziefer, und nur die Moskitos, gegen die man sich des Nachts vollkommen durch die Netze schützen kann, waren zu Anfang der nassen Jahreszeit am Tage, wenn einmal weniger Luftzug als gewöhnlich stattfand, auch hier lästig. Da die Pensionäre des Hauses zur Zeit sämmtlich Europäer waren, Deutsche, Spanier und Franzosen, und demnach in ihren allgemeinen Ansichten über europäische Einrichtungen des gewohnten täglichen Lebens, den specifisch amerikanischen gegenüber, so ziemlich übereinstimmten, so ließ sich die gefällige Wirthin leicht bewegen, den Versuch zu machen, auch in Granada anstatt der schlechten gebräuchlichen Gewohnheiten in Haus und Küche, soweit es eben ging, die besseren europäischen einzuführen, wobei das größte Hinderniß freilich in der, schwer zu Aenderungen und Neuerungen irgend einer Art zu bewegenden, indianischen Dienerschaft und Küchenpersonal sich fand. Mit dem Frühstück gelangen uns unsere Reformen noch am besten; der ungesunden schlechten landesüblichen Chocolade, und ein anderes Cacaopräparat war nicht zu erlangen, wurde der

vortreffliche inländische, dem Mocca an Güte gleichkommende Kaffee substituirt, den wir von einer kleinen Plantage, eine Legua von der Stadt entfernt, erhielten; — die nöthige Milch erhielten wir, zwar nur knapp zugemessen und zu hohem Preise, aber in vollkommen guter Qualität, von einem Indianer der Vorstadt, der mehrere Kühe hielt; — die Tortillas wurden für immer von unserem Tische verbannt, da sich in der Nachbarschaft eine Frau fand, die es unternehmen wollte, uns jeden Morgen mit frischem Weizenbrot zu versorgen; und da sich bald unter den übrigen in Granada lebenden Fremden und den reicheren Bewohnern mehr Liebhaber zu diesem guten und gesunden Brote fanden, so wurde das Geschäft bald ausgedehnter und wir sahen somit die erste Bäckerei in der Stadt entstehen. — Eier werden in großer Anzahl, nebst frischem Geflügel, täglich von den Indianern zu Markt gebracht und sind, außer in der Osternfestzeit, auch sehr billig zu haben. Aus diesen Materialien ließ sich demnach ein leichtes, gesundes und den europäischen Lebensgewohnheiten zusagendes Frühstück herstellen und man war nicht gezwungen, zu den in Fett schwimmenden Fleischspeisen und schwer verdaulichen geschmorten Gemüsen der spanischen Küche schon frühmorgens seine Zuflucht zu nehmen. Bei dem Mittagsessen fanden sich schon größere Schwierigkeiten, das Küchenpersonal zu einer etwas rationelleren Zubereitungsweise zu bewegen; da jedoch das als Braten nicht zu genießende zähe Rindfleisch wenigstens eine kräftige Suppe ermöglichte, das nie fehlende gebratene Geflügel erträglich war, und dann und wann auch wohl Fische und Wild aufgetrieben wurden, so war, mit Hülfe der ausbedungenen täglichen Schüssel von kleinen Costarica-Kartoffeln und den von dem französischen Gärtner regelmäßig gelieferten Salaten und grünen Gemüsen und den vortrefflichen Früchten zum Nachtisch, in der Regel ein ganz ausreichendes, wenn auch keine wünschenswerthe größere Abwechselung gewährendes Diner herzustellen. Abends nach Sonnenuntergang, vom gebräuchlichen Spazierritt nach Hause gekommen, wurde eine Tasse Thee, ein von den Eingeborenen, eben wie der Kaffee, fast gar nicht benutztes Getränk, als besonders erfrischend befunden und für zuträglicher gehalten, als die schwerere Chocolade und die dabei gereichten Dulces.

Wie sich das tägliche Leben und Treiben der Bevölkerung von Granada in seiner wiederkehrenden, selten durch besondere Ereignisse oder Aufregungen unterbrochenen, einförmigen Art und Weise, und vielfach von dem heißen Klima bedingt, gestaltet, wird sich am besten aus der vollständigen Beschreibung eines Tageslaufs unseres dortigen Aufenthals entnehmen lassen. Das allgemeine frühe Aufstehen und die Benutzung der ersten Morgenstunden, schon vor dem Frühstück, ist eine der manchen guten Gewohnheiten der sämmtlichen Bevölkerung und wird freilich durch das heiße Klima beinahe zur Nothwendigkeit. Schon einige Zeit vor Sonnenaufgang begann der schweigsame José, das einzige männliche Individuum der Dienerschaft des Hotels, den inneren Hof in Ordnung zu bringen und die Verandas vor den stets offenen Thüren unserer Zimmer zu fegen, und verhinderte uns somit schon, die freilich angenehmsten kühlen Morgenstunden etwa zu verschlafen. Die wenigen überhaupt nur nothwendigen Kleidungsstücke waren eben so rasch angethan, als die nach ihrem Morgentrunk im See schon ungeduldigen Pferde aus dem hinteren Hofe herausgezogen und gesattelt. Während es in unserer Straße, die fast nur durch die ausgedehnten Fronten größerer Häuser einiger wohlhabenderen Familien gebildet wurde, erst nach und nach anfing lebendiger zu werden, eilten auf der Plaza schon von allen Seiten fromme Seelen, meist Weiber, dem offenstehenden Portal der Paroquia zu, zur Frühmesse angerufen, durch das fortwährende Gebimmel der Glocken und das weit über den Platz hinschallende Gesinge der Priester, von einigen Violinen und Hoboen nicht eben sehr harmonisch unterstützt. Rasch über die Plaza seitwärts wegreitend, um den zum Theil vor dem Portale auf der äußeren Terrasse der Kirche knieenden Andächtigen kein zu langes Aergerniß durch unsere ketzerische Gleichgültigkeit zu geben, gesellen sich bald andere Reiter, Bekannte und Unbekannte, mit höflichem Gruße uns zu, deren Ziel ebenfalls die Playa oder der Seestrand ist. Das Gehölz zwischen der Stadt und dem Strande wird schon belebt durch die von allen Seiten aus den Cabanen der Vorstadt nach dem See hinuntergehenden Mädchen und Weiber, mit großen irdenen Krügen auf dem Kopfe, um sich ihren täglichen Wasserbedarf aus dem See zu schöpfen. An der Playa fingen auch

die nordamerikanischen Schiffszimmerleute, die der unternehmende Mr. Sigur hatte kommen lassen, um an Ort und Stelle einige Goeletten für den See zu erbauen, und welche sich hier einen Arbeitsplatz hergerichtet hatten, auf dem sie unter Zelten schliefen, bereits um Sonnenaufgang gewöhnlich an, sich an ihr Tagewerk zu begeben, und eine Anzahl neben der improvisirten Schiffswerfte liegender vierkantig behauener kolossaler Cederstämme war von uns als passende Auskleidestelle und trockener Lagerplatz unserer Kleider und Pferdegeschirre gleich anfangs ausersehen worden. Wie das Reiten hier allgemeine Sitte ist, so nimmt auch jeder Caballero die Gelegenheit wahr, Morgens nicht nur sich selbst durch ein wohlthätiges Bad im See zu erfrischen, sondern auch seinem Pferde diese, bei dem Mangel aller sonstigen Abwartung und Putzens eben so nothwendige als von den Thieren selbst gesuchte tägliche Reinigung und Erfrischung zukommen zu lassen. Während der bald geschehenen Vorbereitungen zum Bade fängt der Strand bereits an, sich mehr und mehr zu beleben. An dem einige hundert Schritt weiter seitwärts gelegenen alten Fort, dem Landungs- und Abfahrtsplatz aller Bongos, sind eine Anzahl Marineros beschäftigt, eine dieser schwerfälligen Ruderbarken vom Strande in's Wasser zu bringen und dieselbe mit den auf dem Sande umhergestreut liegenden Gegenständen zu befrachten, während aus einigen eben von den nahen Inseln angelangten kleinen Piroguen die Weiber und Kinder beschäftigt sind, Cocosnüsse und Bananen ans Land zu tragen, die Männer dagegen schon ein Feuer von Reisig angezündet haben, um sich in ihrem stets im Boote mitgeführten eisernen Topfe das Essen für den ganzen Tag zu kochen. Nach der anderen Seite hin haben sich dagegen nach und nach eine Anzahl Lavanderas oder Wäscherinnen eingefunden, deren einfacher barbarischer Waschproceß darin besteht, in der flachen Brandung, mit hochaufgeschürztem Unterrock und ohne alle obere Bekleidung hockend, die Wäsche auf den flachen bimsteinartigen Steinen, die sich am Strande finden, so lange ohne Seife zu klopfen und zu reiben, bis sie ihnen rein genug erscheint. Der See vertieft sich längs der ganzen Bucht nur sehr allmälig, aber ganz regelmäßig und mit sicherem festen sandigen Boden, so daß man mehrere hundert Schritt sich vom Strande entfernen muß,

um die nöthige Tiefe zum Schwimmen für Mensch und Pferd zu finden. Von der Grundlosigkeit der Furcht der Eingebornen vor Alligatoren oder Süßwasser-Haifischen an dieser Stelle des Sees bald überzeugt, zogen wir anfangs auch aus einem anderen Grunde diese tieferen, vom Ufer entfernteren Stellen vor, und zwar aus dem angewöhnten Schicklichkeitsgefühl der angemessenen Trennung der beiden Geschlechter an öffentlichen Badestellen, über welche europäischen Vorurtheile jedoch in den heißen Klimaten, bei ganz verschiedenen Volkssitten und Bekleidungsarten, man sich sehr bald hinwegzusetzen für passender findet.

Trotz alles Lamentirens, das namentlich von affectirter englischer Prüderie gegen diese nothwendige Verschiedenheit der Sitten und Anschauung, je nach den verschiedenen Klimaten, erhoben wird, sind diese naturgemäß lebenden Bewohner der heißen Zonen doch in ihrer Anschauungsweise und ungenirtem Benehmen vollkommen zu rechtfertigen. Einmal sind sie von Jugend auf und in allen Ständen so durchaus an die Anschauung des Nackten gewöhnt, und es erscheint so sehr als nothwendig, daß ein Jeder, bei anstrengender körperlicher Arbeit z. B. schon, sich möglichst aller der unerträglichen Bekleidung entledige, daß ihnen überhaupt das Gefühl, dadurch eine Unschicklichkeit zu begehen, durchaus fehlt, und man sie deshalb nicht füglich dafür verantwortlich machen kann; ferner ist das Benehmen der Weiber in allen diesen Beziehungen ein so durchweg decentes und angemessenes, welches mit im ernsteren spanischen Volkscharakter begründet ist und auch von den Männern, selbst in den ungebildetsten und rohesten Classen, beobachtet wird, daß man sich bald in diese durchaus unschuldige Volkssitte findet und die Erscheinung als etwas Natürliches, Selbstverständliches hinnimmt. Zur Beruhigung strengerer Sittenrichter muß hierbei noch ausdrücklich bemerkt werden, daß von einem eigentlichen gemeinschaftlichen Baden im tieferen Wasser, wie man sich solches vielleicht vorstellen möchte, überall hier nicht die Rede ist. Weiber und Kinder baden allgemein nach der indianischen Sitte, unweit des Strandes im flachen Wasser sitzend, begießen sie nur fortwährend Kopf und Oberkörper mit Hülfe eines großen Calabasch (hier Aguacal genannt) und kämmen und flechten sich ihr schwarzes Haar. Da der ganze

Anzug sämmtlicher Weiber der unteren Classen überhaupt nur aus zwei Stücken besteht, aus der Nagua, einem um die Hüften befestigten weiten und kurzen Unterkleide von weißem oder farbigem Kattun, und dem Guipile, einem leichten ärmellosen Ueberwurf über Brust und Schultern, aus ähnlichem buntfarbigen Stoff, so ist die Toilette im Bade selbst rasch gemacht. Nicht nur einzelne Weiber, sondern ganze Familien, oft aus drei Generationen bestehend, sieht man in der Morgen- und Abendstunde in einzelnen Gruppen auf diese Weise baden, während die Caballeros, nachdem sie sich und ihre Pferde im tieferen Wasser abgeschwemmt, am Strande spazieren reiten, ohne weder von den badenden Weibern, noch den auch fast völlig unbekleidet ihr Geschäft treibenden Lavanderas die geringste Notiz zu nehmen. Sogar einige der jüngeren Priester kamen ziemlich regelmäßig Morgens auf ihren raschen Maulthieren und in ihren für das Klima so unpassenden langen schwarzen Röcken und schwarzen Filzhüten nach der Playa, um hier zu baden.

Doch wir haben uns wohl schon lange genug auf der in den frühen Morgenstunden so herrlichen Playa von Granada aufgehalten, und so gern wir auch unseren Morgenritt nach dem Bade, längs des Strandes, nach einer oder der anderen Seite hin möglichst ausdehnten und verlängerten, so mahnten doch bald die immer heißer werdenden Strahlen der Frühsonne, daß es Zeit sei, nach der Wohnung zurückzukehren. Wenn irgend Besorgungen zu machen, Verabredungen zu treffen oder fehlende Kleinigkeiten einzukaufen waren, so wurde vorzugsweise gern diese noch kühlere Zeit und der Rückritt nach dem oberen Theile der Stadt hierzu benutzt. — Jetzt sind auch die Straßen schon etwas belebter, alle Häuser, Tiendas, Pulperias und anderen Verkaufslocale sind geöffnet, und die Weiber gehen langsamen und gemessenen Schrittes, Alles, auch das kleinste Eingekaufte, in flachen Schüsseln auf dem Kopfe tragend, geschäftlich hin und her; aber doch liegt eine tiefe Stille und Ruhe über der ganzen Stadt, nur dann und wann unterbrochen durch das Gekreische und ohrzerreißende Gequieke der massiven, nie geschmierten Räder der schweren Ochsenkarren, die, mit 4 oder 6 Ochsen bespannt, das einzige vorhandene Transportmittel für schwerere Lasten ausmachen. Auf der Plaza haben sich mittlerweile unter den Arkaden

die verschiedenen Hökerweiber etablirt, ihren ganzen Waarenvorrath, gleichfalls in einzelnen Schüsseln oder Körben auf dem Kopfe herbringend, der neben den gewöhnlichen Marktartikeln an Früchten, Gemüsen, Eiern u. s. w. zum überwiegend größten Theil nur aus Cigarren und Dulces besteht. Auch machen im oberen Theile der Stadt jetzt die von den entfernteren Pueblos kommenden Indianer mit ihren schweren, an einem Stirnband getragenen Lasten von Früchten, Eiern, Taback, Zucker und lebendigem, an den Beinen zusammengebunden an Stangen hängendem Geflügel ihre erste Erscheinung, und unterscheiden sich schon durch ihren rascheren trippelnden Gang, sowie durch die gröberen Stoffe ihrer wenigen Kleidungsstücke von den Stadtleuten.

In das etwas dunkle Portal unseres Hotels rasch einbiegend, hätten wir die würdige Guadalupe, die Oberköchin des Hauses, beinahe umgeritten, die sich eben anschickte, nach dem Schlachthause zu gehen, um den täglichen Fleischbedarf einzukaufen und sich dazu, nachdem sie ihren brennendrothen Rebozo umgeschlagen und sich die leere flache Holzschüssel auf den Kopf gesetzt hatte, noch die unentbehrliche Cigarrite anzünden wollte, ohne welche selten irgend eine Dienerin einen Besorgungsweg antritt. Da Guadalupe bei der langsamen Besorgung ihrer übernommenen Functionen sehr regelmäßig war, so wußten wir genau, daß noch eine volle Stunde bis zum Frühstück zu warten sein würde, also Zeit genug war zur Besorgung unserer weiteren Morgentoilette.

Da uns besonders daran liegen mußte, uns über die Lebensmittel und sonstigen Landesproducte, wie unter gegenwärtigen Zuständen und Verhältnissen die Einwohner solche produciren, möglichst genau zu unterrichten, so benutzten wir diese Mußezeit vor dem Frühstück auch in der Regel dazu, bei den verschiedenen Einkäufen und den oft langen Unterhandlungen, welche unsere Wirthin mit den in den früheren Morgenstunden täglich, außer Sonntags, in den größeren Häusern ihre Waaren feilbietenden Indianern beschäftigte, gegenwärtig zu sein. Schon die Indianer selbst mit ihren Weibern und Kindern, wie sie familienweise nach der Stadt zogen, waren ein interessantes Studium für den Beobachter. Eine kleine, untersetzte, aber kräftige und wohlgebaute Race, von entschieden und nicht

unangenehm brauner Färbung, ist bei ihnen das Auffallendste der Körperbildung die allgemein stattfindende Breitschulterigkeit der Weiber, die überhaupt im Durchschnitt kräftiger und besser gebildet erscheinen als die Männer. Alle haben rabenschwarzes, üppiges, aber schlichtes Haar, eben so gefärbte Augen und ohne Ausnahme die vortrefflichsten Zähne. Die Gesichtsbildung ist fast durchgängig breit, mit etwas flacher Nase und ziemlich stark hervortretenden Backenkochen, und wenn auch im Allgemeinen nicht hübsch, doch mit sanftem, ernstem, freilich oft ziemlich stupidem Ausdruck. Hände und Füße sind bei Männern wie Weibern besonders klein und wohlgebildet, und die Muskulatur überhaupt kräftig. Der Anzug der Männer, welche übrigens in bedeutend geringerer Anzahl zu Markt kommen als die Weiber, besteht nur in Hose und über derselben getragenem kurzen Hemde oder Kittel von baumwollenen oder groben wollenen Stoffen, die der Weiber nur in einem eng anschließenßenden um den Leib geschlagenen Stücke Zeug und dem Guipile, einem anderen, kleineren, den Busen und Rücken bedeckenden Stücke. Beide Geschlechter tragen hier den Sombrero de Palma, einen aus Palmblätterstreifen selbst geflochtenen Hut; aber nie Schuhe oder Strümpfe. Wie es mit ihrer Intelligenz und sonstigen besonderen Charakter-Eigenschaften steht, dahinter ist schwer zu kommen, da sie eben so schweigsam als mißtrauisch gegen alle Fremde sind. Doch stehen sie im Rufe eines weit gesitteteren, arbeitsameren Lebens in ihren kleineren Pueblos, als die Bevölkerung der Städte nur aufweisen kann; und auf ihre Betriebsamkeit, die nothwendigsten Lebensmittel zu erzeugen und meilenweit zu Markte zu tragen, sind fast alle städtischen Bevölkerungrn allein angewiesen. Sie lassen sich übrigens ihre. Waaren, die außer den rohen Bodenproducten auch in Zucker, Matten und Geflechten verschiedener Art, den erwähnten Palmhüten, verzierten Aguacals und Hicaros und ähnlichen Artikeln bestehen, theuer genug bezahlen und sind äußerst vorsichtig und mißtrauisch im Handel. Sie kennen die einheimischen wie die fremden im Lande cursirenden Münzsorten genau, und einen Medio oder Real mit einem kleinen Loche darin, oder einen schlechten nordamerikanischen Dime, oder ein italienisches anstatt eines französischen halben Francstücks, das man in mancher Tienda bei dem sonst auch

vorsichtigen Spanier noch anbringen kann, wird es nie gelingen, selbst einem Indianerbuben von zehn Jahren oder einem der Weiber aufzuhängen; so genau besehen sie jedes Stück Geld und drehen es zehnmal in der Hand herum, ehe sie es annehmen.

Ein anderes, zwar schnell abgemachtes, aber täglich wiederkehrendes Geschäft dieser Morgenzeit, bei welchem man genau aufpassen mußte, wenn man nicht von den dasselbe betreibenden Burschen betrogen werden wollte, bestand in dem Einkauf der nöthigen Fourage für die Pferde. Die Pferde und Maulthiere bekommen, außer einigem Mais, der ihnen, wenn sie nicht harte Arbeit thun, nur in kleinen Quantitäten gegeben werden darf, je nach der Jahreszeit nur Sacate oder Guate zu fressen; unter ersterer Benennung versteht man alles grüne Futter an verschiedenen mehr oder weniger guten Gras- und Schilfarten, unter letzterer die getrockneten Maisblätter. Auf letzteres Futter ist man während der beiden letzten Monate der trockenen Jahreszeit angewiesen, in denen es kein grünes Futter mehr giebt. Während der ganzen übrigen Zeit des Jahres versorgen die Sacateros, gewöhnlich halberwachsene Burschen, zweimal am Tage, in den Frühstunden und gegen Abend, die Städtebewohner sehr regelmäßig mit dem nöthigen Bedarf an Pferdefutter, das sie in kleine Doppelbündel zusammenbinden, damit ihr schlechtes kleines Maulthier oder Pferd hochaufgepackt beladen, und selber noch oben darauf sitzend und das geduldige Thier an einem langen Stricke leitend, durch die Straßen reitend dasselbe feilbieten. Je nach der Güte und Frische des Grases und der Größe der einzelnen Manojos oder Bündel variirt der Preis, und will man seinen Thieren gutes Futter verschaffen, so ist es unerläßlich, jedesmal die Waare erst zu untersuchen und mit dem Burschen zu feilschen. Dasselbe gilt von der Guate oder dem Maisstroh, die, wenn grün geschnitten und rein, oft noch mit den unreifen Maiskolben daran, ein äußerst nahrhaftes und gesundes Futter ist, eben so oft aber auch mit anderem Zeuge vermischt vorkommt. Bei diesem Futter hat man wenigstens den Vortheil, größere Mengen auf einmal, gewöhnlich ganze Cargas oder Maulthierladungen, zu billigeren Preisen einkaufen zu können, um nicht täglich sich mit dem Detaileinkauf befassen zu müssen. — Die Städte sind somit, sonderbarer

Weise, in dieser Hinsicht besser versorgt als das Land, und eine der größten Schwierigkeiten bei dem Reisen im Innern, besonders in der zum Reisen am besten geeigneten trockenen Jahreszeit, besteht darin, sich täglich das nöthige Futter für die Thiere zu verschaffen. Wir hatten selber früher die Angaben der Reisenden über diesen unangenehmen, Aufenthalt verursachenden Umstand für übertrieben gehalten, bis wir durch eigene Erfahrung, uns von der allgemein angetroffenen Sorglosigkeit der Bewohner auch in dieser Beziehung zu überzeugen, später hinreichende Gelegenheit hatten.

Wenn nicht, nur zu häufig vorkommende Verzögerungen, durch die in ihrer Langsamkeit und Vergeßlichkeit unverbesserliche zahlreiche weibliche Dienerschaft eintraten, so gelangten wir um 9 Uhr zu dem ersehnten Frühstück, zu welchem der gute Appetit, seit Sonnenaufgang durch Reiten und Baden geschärft, selten fehlte. Das etwas verspätete, nach gehöriger Bewegung in freier Luft eigenommene Frühmahl ist auch ohne Frage das angenehmste in allen heißen Klimaten, während die Mittagsmahlzeit, selbst wenn man dieselbe in eine spätere Nachmittagsstunde hinausschiebt, welches wiederum aus anderen Gründen nicht räthlich ist, doch der vorangegangenen Hitze und Abspannung halber den Körper weniger zum erfreulichen Genießen geneigt findet.

Obgleich von eigentlichem Geschäftsleben, selbst in der, gleich dem übrigen Lande fast nur ruhig fort vegetirenden Hauptstadt, bis jetzt noch nicht füglich die Rede sein kann, so suchten doch nicht nur die verschiedenen Fremden, die sich in Verfolgung des einen oder anderen Zweckes hier aufhielten, möglichst die Vormittagsstunden, in denen noch einiger Schatten in den Straßen anzutreffen, zu ihren etwaigen Besorgungen zu benutzen, sondern selbst die gänzlich unbeschäftigten Eingebornen der besseren Stände sah man in den Stunden von 9 bis 12 Uhr am häufigsten in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt, sowie die Frauen bei ihren Einkäufen langsam von einer Tienda zur anderen wandeln. — Die eben so kleidsame, wie für das Klima passende Landestracht war bis vor Kurzem für alle Stände eigentlich dieselbe, und unterschied sich nur, je nach der Wohlhabenheit, in der verschiedenen Wahl der mehr oder minder theuren Stoffe. Während des letzten Jahres haben

jedoch leider auch hier, in natürlichem Gefolge der Eindringlinge von kälteren Klimaten und europäischer Civilisation, bei der Männerwelt der reicheren Stände der abscheuliche Frack und die enger anschließenden Kleider, und bei der Damenwelt die Kleider nach französischem Schnitt, mit Taille und langen Aermeln, bereits einigen Eingang gefunden. Der jetzt noch vorherrschenden Landestracht nach ist eine Señorita für Promenade, für Procession oder für Ball, vollständig costümirt in Camisa, Nagua und Rebozo, gerade in demselben Schnitt wie die niederen Stände gekleidet, aber freilich aus anderen, theureren Stoffen und vielfach mit Stickereien und Gold- und Silberflittern besetzt. Während die Rebozos der ärmeren Classen (die gewöhnlich nachlässig über die Schultern geworfen, auch als Kopfbedeckung gebraucht werden), ganz aus inländischer Baumwolle gefertigt, 2 bis 3 Piaster kosten, steigt der Preis mit der Beimischung von Seide und der feineren Arbeit bis zu 30 und 50 Piaster für die Tücher der Reichen. Die Camisa, etwas länger, vollständiger und faltenreicher als der Guipile der Indianerweiber, hat nur kurze Aermel, wird aber an diesen und vorn am reichsten verziert. Die Nagua der Señoras ist gleichfalls etwas länger und reicht bis auf die Füße, die in ganz leichten, dünnen, den Fuß vorn kaum bedeckenden kleinen seidenen Schuhen (ohne Strümpfe) stecken. Die nie fehlenden Blumen im schön geflochtenen aufgesteckten Haar vervollständigen dann die einfache, bei der schönen Körperbildung der Spanierinnen, fast ohne Ausnahme des Alters, vortheilhafte und für das heiße Klima passendste Toilette.

Da gerade während unserer Anwesenheit von den spanischen Señoras der erste Versuch gemacht wurde, die europäische Kleidertracht der wenigen hier ansässigen Französinnen und Nordamerikanerinnen nachzuäffen, so hatten wir die beste Gelegenheit, das Unpassende dieser Moden für das Klima und die an leichteren Kleiderschnitt gewöhnten Damen zu beobachten. Während die Nagua nur um die Hüften fest anschließt und die luftige ärmellose Camisa die ganze Büste nur leicht umweht und Kühlung verschafft, mußten die unglücklichen Opfer der Modesucht sich nun an die enganschließenden, langen, bis an den Hals gehenden Taillen und die unbequemen langen Aermel zu gewöhnen suchen, und wußten sich anfangs nur

sehr ungeschickt darin zu bewegen. Zu dem, unter diesem Himmelsstrich völlig nutzlosen und überflüssigen, aufgeputzten französischen Hut konnte sich damals jedoch noch keine der einheimischen Damen entschließen, und überließen sie es einigen französischen Närrinnen, sich zur eigenen Qual mit ihren Pariser importirten Hüten bei öffentlichen Gelegenheiten lächerlich zu machen. — Daß bei dem Promeniren in den Straßen, sowie bei den Besuchen in den Läden, die Cigarrito selbst im Munde der Damen, wie bei den übrigen Weibern, selten fehlt, versteht sich von selbst, und ist das frische Anzünden derselben gewöhnlich der letzte Act des abgeschlossenen Kaufgeschäfts in jeder Tienda.

Die Kleidung der Männer ist ebenfalls für alle Classen der spanischen Bevölkerung ziemlich dieselbe und besteht nur aus Jacke und Hose von mehr oder weniger feinen leinenen oder baumwollenen Stoffen, dem Sombrero und leichten Schuhen. Bei den besseren Ständen wird viel auf reine Wäsche gehalten, und in neuerer Zeit werden für die Jacken oder kurzen Röcke mehr dunkle Stoffe genommen, während die große Masse des Volks nur weiße oder hellfarbige Kleider trägt. Mit den Sombreros oder leichten geflochtenen Hüten wird auch hier von den Männern aller Classen großer Luxus getrieben, und hat man deren von verschiedenem Material geflochtene, von Palma, von Pita und von Hipihapa, zum Preise von einigen Piastern bis zum Preise von mehreren Unzen, welche letztere jedoch nur von Panama und Guajaquil importirt werden.

Um dem Leser einen Begriff von der bis oben hinaufgehenden Ungenirtheit im öffentlichen Leben zu geben, und zugleich eine kleine Probe davon beizubringen, wie damals der Staat Nicaragua regiert wurde, wollen wir den höchsten Staatsgewalten einen kurzen Besuch im Regierungsgebäude abstatten, wohin wir gerade häufig in den Vormittagsstunden beschieden wurden, um mit der Executions-Behörde über eines oder das andere zu conferiren. Eines der gewöhnlichen Wohnhäuser, an der Ecke zweier Straßen des oberen Stadttheils gelegen, war seit der Etablirung der Regierung in Granada zur Casa de Gobierno eingerichtet. Wie in den meisten Eckhäusern, so war auch in diesem früher eine Tienda gewesen, indem die Ecke selbst von einem starken hölzernen Ständer gebildet wurde,

welchem zunächst zwei breite nach beiden Straßen hin aufschlagende Thüren befindlich waren, die, so lange die Regierungsbehörde ihre Sitzungen hielt, stets beide offen standen, so daß man schon von der Straße aus das ganze Innere übersehen konnte. Im Inneren war, wahrscheinlich durch Hinwegnehmen der früher vorhandenen Scheidewände, die ganze eine Seite des Hauses in eine ungewöhnlich geräumige Sala umgeschaffen, die nur durch eine hohe hölzerne Vergitterung wieder in zwei Theile getrennt wurde. In dem vorderen größeren Compartiment bestand das ganze Ameublement aus einem rohen Tisch, gerade wie man solche in unseren Dorfschenken findet, an der einen Wand, und einem Dutzend altmodischer mit Leder überzogener Stühle mit hoher gerader Rücklehne. In dem hinteren Theile der Sala saßen um einen Tisch, oder gingen aus und ein, vier oder fünf als Schreiber fungirende junge Leute, und auf den Stufen der Eingangsthür lagen drei oder vier barfüßige, in leinene Jacken, Beinkleider und Strohhüte gekleidete Subjecte herum, welche nur durch eine große, an schwarzen ledernen Riemen hängende Patrontasche sich als wachthabende Soldaten oder Ordonnanzen ankündigten. Ohne irgend eine Anmeldung von der Straße eintretend, fand man den damals als Präsident des Staates fungirenden Señor Vega, und gewöhnlich auch die beiden Minister, an der Wandseite der langen Tafel sitzend, wurde von Ersterem nach spanischer Sitte mit einigen höflichen Redensarten begrüßt, und nachdem einer der Soldaten Stühle herbeigetragen hatte, zunächst aufgefordert, sich einer der auf dem Tisch liegenden Cigarritos zu bedienen, wobei Señor Vega es sich selten nehmen ließ, sein an langer silberner Kette hängendes landesübliches Feuerzeug herauszuziehen und selber mit Stahl, Stein und Schwamm Feuer anzuschlagen, die Gelegenheit natürlich wahrnehmend, sich selber eine der unzähligen kleinen Cigarren anzuzünden, die Jedermann hier täglich verbraucht. Daß hier weder von irgend einer Amtskleidung noch Etikette die Rede war, versteht sich wohl von selbst; auch alle Titulaturen und sonstige ceremonielle Redensarten haben diese einfachen Republikaner längst abgeschafft, und Jedermann hört sich am liebsten bei seinem Vornamen mit vorgesetztem »Don« nennen oder vielmehr anreden. Ebenso bekümmert sich auch der Spanier wenig um den Zunamen

des ihm vorgestellten Fremden, erkundigt sich aber sogleich nach seinem Vornamen und redet ihn dann nie anders als mit »Don Juan«, »Don Enrico«, »Don Federico« oder wie der Name nun sein mag, an. In hellfarbiger Jacke oder kurzem Röckchen, ohne Weste und Halsbinde, fand man demnach regelmäßig auch die höchsten Staatsbeamten in ihren Functionen, und durfte zu jeder Zeit eben so ungenirt im Anzuge sich ihnen vorstellen. Der Kriegsminister, ein dem Neger ziemlich nahe stehender Mulatte, war, wie er sich in der Hautfarbe von seinen Collegen, die nur etwas Indianerblut dem ursprünglichen ihrer Abstammung beigemischt zu haben schienen, unterschied, auch der Einzige, der mit einiger Neigung zum Dandyism eine gewisse Vorliebe für unbequeme europäische Moden verband. Er trug häufig einen von schwarzem Bombassin gemachten altmodischen Frack und that sich mitunter die Qual einer steifen weißen Halsbinde an. — Don Fulgencio, der Präsident pro tempore oder Senador Director wie sein eigentlicher Titel in Abwesenheit des wirklichen Präsidenten, des Don Laureano Pineda, war, machte ganz den Eindruck eines gutmüthigen, etwas schwatzhaften alten Herrn; wir machten jedoch bald selber die Erfahrung, daß die allgemeine Meinung, welche ihn für unzuverlässig, unbeständig und intrigant ausgab, wohl die richtige sei. — Don Pedro Zeledon, der Ministro de las relaciones, d. h. des Auswärtigen, und nebenbei auch de la Hacienda oder der Finanzen, ein geborener Costaricaner, war ein schweigsamer Mann und gleichfalls bejahrt, eine ziemlich unbedeutende Persönlichkeit, schien auch nicht viel eigene Meinung zu haben, sondern war jederzeit der Ansicht des Señor Vega, während der dunkle Kriegsminister in weißer Cravatte, Don Jesus de la Rocha, öfters mit dem Präsidenten in Streit gerieth und seine Ansicht durchzusetzen wußte. Diese und andere beiläufige Bemerkungen zu machen, hatten wir aber nicht nur in eigenen Angelegenheiten Veranlassung, sondern bei dem gänzlich ungenirten öffentlichen Verhandeln nicht nur unserer Sachen, sondern der meisten anderen vorkommenden Regierungsgeschäfte, die unsere persönlichen Conferenzen häufig unterbrachen, und dem gelegentlichen Warten, bis die langsamen Schreiber hinter dem Gitter mit Ausfertigung irgend eines von uns gewünschten Documents zu Stande kamen,

bot sich uns vielfache Gelegenheit, den ruhigen Beobachter zu machen.

Die oberste Executiv-Behörde des Staates, bestehend zur Zeit aus den drei genannten Persönlichkeiten und einigen Schreibern, schien sich nun aber nicht nur mit den wichtigeren Staatsangelegenheiten, diplomatischen und politischen Sachen, sowie mit der Verwaltung im Großen zu beschäftigen, sondern sich auch, mit Ausnahme der Justiz und Polizei, mit allem Detail und kleinen Anordnungen zu befassen, für welche Sachen freilich Unterbehörden irgend welcher Art auch gar nicht vorhanden waren. In ächt patriarchalischer Weise wurden hier die Klagen Einzelner, nicht nur aus der Stadt, sondern aus den entfernteren Bergen eigens deshalb nach Granada und unmittelbar beinahe in die Casa de Gobierno hineinreitender, bestaubter und sonnverbrannter Individuen, über zu erlassende Strafen wegen nicht erfolgter Stellung zum Heere, oder über zu hohe verlangte Abgaben u. s. w. mit der größten Geduld und Bonhommie angehört und kurzweg entweder vom Präsidenten sogleich selbst entschieden oder einem der anwesenden Minister zur späteren Erledigung überwiesen. — Die diplomatischen Verhandlungen wurden ebenso brevi manu und öffentlich betrieben, und eines Tages, als der spanische Chargé d'Affaires eben vor uns dort gewesen, erging sich Señor Vega gegen uns in laute Klagen, daß jener zum Nachtheil des Staates seine Befugnisse überschreite und unerlaubter Weise einer Menge von Leuten, die gar kein Recht dazu hätten, aber sich auf diese Weise den Landesabgaben entziehen wollten, das spanische Indigenat ertheile. — Zu einer anderen Zeit mußten wir Zeuge sein, wie zwei der angesehensten eingeborenen Kaufleute der Stadt dem Präsidenten zu Leibe rückten, mit den heftigsten und nur zu wohl begründeten Vorwürfen, über das unverantwortliche Benehmen der Regierung gegen die besten Interessen des Landes und des wieder etwas in Gang kommenden Handelsverkehrs, durch das wiederbegonnene Aufgreifen der Marineros zur Verstärkung des Heeres, während doch Muñoz besiegt und gerade jetzt gar keine Veranlassung zu einem solchen eben so ungerechten als unweisen Verfahren vorliege. Nachdem Don Fulgencio diese in den heftigsten Ausdrücken vorgebrachten Vorwürfe lange

angehört, erklärte er den, wie gesagt, zu den wohlhabendsten und angesehensten Bürgern Granada's gehörenden Herren mit der größten Ruhe sein sic volo sic jubeo! und daß es bei der ergriffenen Maßregel verbleibe.

Die Morgensitzungen der Regierung dauerten selten über die Mitte des Tages hinaus, doch wenn dieses einmal der Fall war, so wurde auch hier die allgemeine, in den spanischen Häusern gebräuchliche Sitte beobachtet, sich durch einen Becher Tiste zu erfrischen, und die diensthuenden Soldaten brachten dann nicht nur dem Präsidenten und den Ministern, sondern auch den zufällig anwesenden Standespersonen regelmäßig einen Hicaros oder Holzbecher voll schäumender eben zubereiteter Tiste, welches zwar ein angenehm schmeckendes, erfrischendes und zugleich nahrhaftes, aus Cacao, Zucker, geröstetem Maismehl und kaltem Wasser zubereitetes Getränk ist, das aber doch von Fremden, ehe sie sich an den Genuß des rohen Maismehls gewöhnt haben, nur mit Vorsicht zu trinken ist.

Während der heißesten mittleren Stunden des Tages, während welcher sich Jeder möglichst innerhalb der kühleren Häuser oder Verandas ruhig zu verhalten sucht, werden dann auch die Straßen der Stadt völlig leer und still; nur hin und wieder sieht man noch einzelne verspätete Indianer wieder aus der Stadt ziehen oder unbedachtsame Fremde sich den verticalen Sonnenstrahlen muthwillig aussetzen. Will man sich in diesen Stunden, die meist im luftigeren Hamak liegend verbracht werden, und in denen das Verlangen nach kühlenden Getränken am stärksten ist, durch solche zu erfrischen suchen, so sind die vortrefflichen Fruchtlimonaden, die leicht und billig zu beschaffen, bei Weitem vorzuziehen. Außer den gewöhnlichen aus dem Saft der stets vorhandenen süßen und sauren Orangen, der Citronen und der aromatischen kleinen Limonen bestehenden Naranjadas und Limonadas, bereiten die Eingeborenen auch aus der dick abgeschälten Rinde der Piñas, sowie aus manchen anderen Früchten angenehme und kühlende Getränke. Die vorzüglichste und gesundeste Art Limonade läßt sich unseres Erachtens jedoch aus den frischen Tamarinden bereiten, welche die Eigenschaft besitzen, daß selbst kaltes Wasser, in sehr kurzer Zeit, den säuerlichen erfrischenden Saft aus denselben auszieht, so daß auch dieses Getränk

jeden Augenblick sich aus den frischen Früchten und Zucker rasch bereiten läßt. Das Genießen der frischen Fruchtsäfte in dieser Gestalt ist überhaupt dem häufigen Essen der Früchte selbst, in diätetischer Hinsicht gewiß vorzuziehen.

Das Trinkwasser, dieses wichtige Element für alle Klimate, aber vorzugsweise für die heißen, ist seiner Beschaffenheit nach gut und wohlschmeckend, sowohl das aus dem Nicaragua-See geschöpfte und in thönernen Krügen zur Stadt gebrachte, als das der meisten im oberen Theile der Stadt vorhandenen Ziehbrunnen, deren jedes bessere Haus einen oder mehrere hat. In fast allen Fällen, in denen die Brunnen schlechtes Wasser geben, ist nur die Nachlässigkeit der Bewohner daran Schuld, die dieselben nicht rein halten. Chemisch ist scheinbar gar kein Unterschied zwischen dem Wasser der freilich meist etwas über dem Niveau des Sees liegenden Brunnen und dem Seewasser; das Brunnenwasser ist nur weniger kühler als das Seewasser, und beide müssen erst einige Zeit in porösen Thongefäßen gehalten werden, bevor sie durch Verdunstung durch die Seitenwände der Krüge zum Trinkgebrauch hinlänglich abgekühlt sind. Einige der Bewohner ziehen das Seewasser sogar dem Brunnenwasser als gesunder vor; wir haben, wenn beide auf dieselbe Temperatur gebracht waren, keinen Unterschied im Geschmacke finden können. Die gebräuchlichen thönernen Wassergefäße wurden in gelber, rother und schwarzer Farbe, wie die verschiedenen Lehmarten solche beim Brennen von selbst annehmen, sämmtlich im Lande selbst verfertigt und haben je nach ihrer Größe verschiedene Benennungen und Bestimmungen. Die größten, Tinajas genannt, halten mehrere Eimer, stehen unbeweglich an einem schattigen Platz des Hofes und vertreten die Stelle der Wassertonnen. Die Cantaros sind kleiner und von breiter runder Form, mit engem Hals, und dienen zum Herantragen des Wassers, wobei sie von den Weibern oder Kindern stets auf dem Kopfe getragen werden; in sehr verschiedenen Größen vorkommend, erstaunt man oft über die Capacität, und demnach über das Gewicht, welches einzelne der Weiber in dieser Weise oft vom Seeufer bis oben nach der Stadt, beinahe eine Meile weit, hinaufschleppen. Man sieht häufig Cantaros, die, nach einer ungefähren Schätzung nach Durchmesser und Höhe, weit

über einen Cubikfuß Wasser fassen, der doch ungefähr 66 Pfund wiegt. — Die kleinsten dieser Art Gefäße endlich, unsere Karaffen und Wasserflaschen ersetzend (die man im ganzen Lande noch gar nicht findet), in denen das Wasser auf den Tisch kommt, heißen hier Porronjos, und liefert der schwarze Thon die zur Abkühlung des Wassers tauglichsten, obgleich man sie auch häufig von den anderen Thonarten gefertigt findet. Trinkgläser findet man fast nur in den Häusern der Fremden und einiger der reicheren Eingeborenen, sowie in den Wein- und Branntweins-Schenken. Das Volk bedient sich selbst in Granada noch fast ausschließlich als Trinkgefäß der Aguacales und Hicaros, die, beide aus den größeren und kleineren runden und länglichen Früchten des Hicaro- oder Jicaro-Baumes (Crescentia cujeta oder cucurbitina; engl. Calabash-tree) geschnitzt, äußerst hart und dauerhaft sind und sogar für heiße Getränke benutzt werden können.

Da keiner der Berge Nicaragua's weder in die Eisregion hineinreicht, noch auch wie der Irasu in Costarica oder der Vulcan Agua bei Guatemala, zu Zeiten wenigstens Schnee liefert, so wird man in Granada für's Erste wohl auch fernerhin sich noch ohne Eis behelfen müssen. Bis nach San-Juan del Norte ist dieser Luxusartikel freilich schon durch die nordamerikanischen Dampfböte gedrungen, und an der Westküste werden die speculativen Yankees nicht ermangeln, von Oregon aus sehr bald die heißen Küsten-Gegenden des Pacific eben so regelmäßig mit Eis zu versorgen, wie Boston schon lange die atlantischen Plätze mit diesem Artikel versieht; aber bevor nicht eine bessere, und vor Allem raschere, Verbindung Granada's mit beiden Küsten stattfindet, kann von einem Inland-Transport von dergleichen Artikeln wohl keine Rede sein. Man entbehrt übrigens in der gesunderen trockneren Atmosphäre des Inneren das Eis und das kältere Trinkwasser weit leichter als in den feuchtheißen Küstenplätzen, und erquickt sich, bei der gleichmäßigen hohen Lufttemperatur, an dem nur wenige Grade kälteren Trinkwasser vollkommen; wobei man noch den Vortheil hat, der Gesundheit unbeschadet mehr und öfter, selbst wenn man etwas erhitzt ist, trinken zu können, als wenn man bedeutend kühleres oder gar Eiswasser zur Disposition hätte.

Erst nachdem die Sonne den größeren Theil ihrer Bahn, vom Zenith bis zum westlichen Horizont, bereits durchlaufen und die Schatten wieder länger werden, ist es rathsam, sich selbst auch wieder, entweder in geschäftliche Bewegung zu setzen oder doch den gebräuchlichen Abendspazierritt zu unternehmen. Da die Sonne jedoch in den längsten Tagen etwa um halb sieben, in den kürzesten etwas vor sechs Uhr hier untergeht, so hat man nur wenige Zeit, um mit Benutzung des Tageslichtes oder der hier fast gänzlich fehlenden Dämmerung der höheren Breiten, die kühleren Abendstunden im Freien zu genießen. Sobald die Sonne hinter der Hügelkette, die Granada gegen Westen umschließt, verschwunden, ist es auch Nacht, und bei fehlendem Mondscheine zu dunkel, um ohne genaue Terrainkenntniß, selbst in der nächsten Umgebung der Stadt, durch Busch und Wald die unebenen schmalen Reitpfade finden zu können. Die sich stets gleichbleibende Länge der Tage hat besonders in Beziehung auf die langen dunklen Abende, bei dem Mangel aller geselligen, öffentlichen wie häuslichen Gelegenheit zur Unterhaltung und Zeitvertreibe, für den an lange helle Sommerabende (und hier ist es ja fast immer Sommer) gewohnten Nordländer etwas Störendes und Langweiliges. Nur die Woche des Vollmondes macht wiederum eine glänzende Ausnahme hiervon, und wird diese zwar kurze aber regelmäßig wiederkehrende Zeit vorzugsweise von der ganzen Bevölkerung zum Genießen auch der späteren Abendstunden im Freien benutzt. Von der Helligkeit und Pracht einer solchen, wahrhaft mondbeglänzten Zaubernacht der Aequatorial-Gegenden kann man sich schwerlich, ohne sie gesehen zu haben, eine richtige ausreichende Vorstellung machen.

Da es innerhalb der Stadt an eigentlichen Spaziergängen gänzlich fehlt, indem die sandigen Straßen mit ihren hohen schmalen Trottoirs an den Seiten, die noch dazu vielfach von den Stufen der Häusereingänge und den tiefer liegenden Thorwegen durchschnitten und unterbrochen werden, sich ebenso wenig dazu eignen, als die Plaza und einige andere kleineren Plätze, die näheren Umgebungen der Stadt landeinwärts zu aber, mit Ausnahme der einzigen Fahrstraße nach Masaya, des sogenannten Canimo Carretero, nur schmale

Reitpfade über coupirtes Terrain aufzuweisen haben, so sind die Bewohner für ihre Abendspaziergänge wiederum fast nur auf die Playa am See angewiesen. Dieser schöne Seestrand ist aber auch im Stande, für vieles Fehlende zu entschädigen, selbst in seinem jetzigen gänzlich vernachlässigten Naturzustande; wie viel mehr denn nicht, wenn von Seiten der Bevölkerung nur Einiges zur Verbesserung der Wege und der so leicht ausführbaren Verschönerung geschähe. Wenn die untergehende Sonne nur noch den oberen Theil des Mombacho beleuchtet, einzelne Strahlen durch die hohen Bäume des am Wasser sich hinziehenden Waldsaumes sendend, und über den ruhigen weiten Wasserspiegel hin zur Rechten die Gipfel des nahen Zapatero und darüber der Kegel des ferneren Omotepe in abendlicher purpurner Färbung hervortreten, während an der gegenüberliegenden Küste und weiter links hin der hohe Bergrücken der Cordilleren von Matagalpa und Segovia in seinen abwechselnden runden oder scharfgezackten Formen den Osthorizont abschließt, so bildet die ganze nähere und fernere Umgebung ein eben so liebliches wie großartiges Panorama. Die Playa selbst ist nun auch belebter als am frühen Morgen, und die vielen Reiter, die hellfarbigen bunten Gewänder, in denen Alles gekleidet erscheint, die verschiedenen am Strande und unter den Bäumen gelagerten Familiengruppen geben dem Ganzen einen fröhlichen, heiteren Anstrich. Das Einläuten der Oracion, das gewöhnlich einige Minuten nach Sonnenuntergang stattfindet und welches von den beiden unteren Kirchen, der Guadalupe und Esquipulas, bis nach dem Strande heruntertönt, macht dann für die Meisten diesem Abendgenuß ein nur zu frühes Ende; denn wenn die äußeren Observanzen des Katholicismus auch, gegen früher, schon sehr abgenommen haben nicht nur in den oberen Classen, sondern auch in den unteren Schichten der Bevölkerung, so haben die Pfaffen doch noch Einfluß genug, um wenigstens in den Hauptsachen die alten dummen Gewohnheiten aufrecht zu erhalten. Mit dem Läuten zur Oracion oder zum Abendgebet soll aber eigentlich jeder gute katholische Christ sich nach Hause begeben; womit jedoch nicht gesagt ist, daß er dann zu Hause bleiben solle; im Gegentheil mag er nachher noch so viel sündigen als er nur will, — wozu es in Granada freilich sehr an äußerer

Veranlassung fehlt, indem weder Theater noch sonstige öffentliche Vergnügungsorte anderer Art, nicht einmal Kaffeehäuser vorhanden sind.

Geht man später an dunklen Abenden noch durch die stillen menschenleeren Straßen, so sieht man wohl noch hin und wieder die Bewohner, in ruhiger Unterhaltung ihre Abend-Cigarre rauchend, vor den Thüren sitzen oder in den zwischen den Pfeilern der Verandas aufgehängten Hamaks sich schaukeln, hört auch wohl einzelne Guitarren klimpern und ganz leise, aber doch nur selten, auch dazu singen; im Ganzen erscheint aber in diesen frühen Abendstunden die Stadt wie im Schlafe und Alles in die Häuser zurückgezogen, in denen auch um neun Uhr regelmäßig die Laternen, welche in den besseren Straßen der Stadt jeder Hausbesitzer eine, über der Hausthür oder in einem der Fenster nach der Straße hin, vorschriftsmäßig anzünden muß, sämmtlich wieder ausgelöscht werden. Das frühe Schlafengehen steht freilich mit der Gewohnheit des Aufstehens mit Sonnenaufgang in erklärlichem Zusammenhange.

Die Sonntage unterscheiden sich, besonders in kirchlicher Beziehung, hier wie in allen katholischen Ländern, in denen ja die Kirchen auch an den Wochentagen stets offen stehen und das Messelesen nicht aufhört, weniger streng von den Wochentagen als in protestantischen Landen; daß die wenigen Geschäfte und Arbeiten, die von einem kleinen Theile der Bevölkerung an den Wochentagen etwa noch vorgenommen werden, am Sonntage völlig ruhen, versteht sich von selbst. Von größerer Bedeutung, und auch äußerlich sich bemerkbar machend, sind dagegen die zahllosen dias de fiesta, oder Festtage, zu Ehren irgend eines Heiligen oder kirchlich zu feiernden Andenkens, deren in jeder Woche, wo nicht mehrere, doch gewiß einer vorfällt. An diesen Tagen ist für nervenschwache Personen der Aufenthalt in der Stadt wirklich unerträglich. Das lärmende unregelmäßige Geläute von allen Kirchen, mit kleinen schrillklingenden, zum Theil geborstenen Glocken, dauert dann mit wenigen Unterbrechungen von Sonnenaufgang bis Untergang. Bei allen Messen in den Kirchen und den stattfindenden Processionen spielen dann die Feuerwerke, bei denen es, da sie am hellen Tage abgebrannt werden, mehr auf Lärmmachen als auf geschickte An-

ordnung abgesehen ist, die Hauptrolle. Auf den Plätzen vor den Kirchen werden an leichten Stellagen ganze Reihen von Raketen und Kanonenschlägen vorher angebracht und mehrere Male erneuert, und es ist unglaublich, welche Masse Pulver bei diesen Gelegenheiten nicht nur auf diese officielle Weise, sondern nebenbei noch von den niederen Volksclassen in der ganzen Stadt, selbst in den Höfen der Häuser, zur Verehrung der Heiligen oder zum Privatvergnügen verbraucht wird. So ist man nicht einmal in seiner Häuslichkeit vor diesem Umfuge geschützt, und ein mit diesen Landesgebräuchen noch unbekannter Fremder, der, ruhig in der inneren Veranda des Hauses sitzend, das erste Mal diesen Höllenspectakel plötzlich anbrechen hört, indem vielleicht vom Thurme der nächstgelegenen Kirche plötzlich alle Glocken wild und im hastigsten Tempo durcheinander läuten, in der Ferne ein wahres Pelotonfeuer der stärksten Kanonenschläge losgelassen wird und von der Straße und aus den benachbarten Höfen Raketen mit Knallkugeln über die Dächer wegsausen, glaubt zum wenigsten die Stadt in Aufruhr oder vom Feinde bestürmt, bis ihm die Antwort: es dia de fiesta! — das Räthsel löst.

Hat man sich aber nach und nach an diesen wöchentlich wiederkehrenden Spectakel der kleineren Fiestas und an das tägliche, unausbleibliche, morgendliche und abendliche Glockengebimmel auch schon gewöhnt, so überrascht dennoch der zur Osterzeit eintretende großartige Mißbrauch dieser kirchlichen Lärmmacherei wieder von Neuem. Außerdem beginnen schon mehrere Wochen vor Ostern, Nachmittags an bestimmten Tagen und von den verschiedenen Kirchen ausgehend, die größeren Processionen der via crucis, die oft für längere Zeit diejenigen Straßen, in denen sich gerade die Stationspunkte befinden und die Procession anhält, gänzlich absperren. Ueberhaupt greifen die Vorbereitungen zum Osterfest schon mannigfach störend in das tägliche Leben der zufällig anwesenden fremden Ketzer ein, obgleich man sich im Allgemeinen nicht mehr über große Intoleranz beschweren kann. Nur während der eigentlichen semana santa oder Osterwoche, in welcher alle Geschäfte ruhen und die ganze Bevölkerung in ihren neuen Festkleidern, die selbst der Aermste sich für dieses eine Mal im Jahre zu verschaffen weiß, von früh bis spät

auf den Beinen ist und die Kirche noch in ihrer vollen Machtausübung auf das Volk erscheint, ist es selbst in dem aufgeklärteren Granada jedem Ketzer zu rathen, nicht gegen die durch kirchliche Gebote vorgeschriebenen Sitten zu verstoßen.

So will ein noch immer streng beobachtetes Gesetz, daß man während des ganzen Osterfestes, also beinahe eine Woche lang, in den Straßen der Stadt nicht reiten darf, sondern, z. B. von auswärts kommend, am Eingange derselben absteigen und sein Pferd führen muß. Selbst die Diener dürfen während dieser Zeit die Pferde und Maulthiere nur zu Fuß nach dem See zur Tränke führen. In früherer Zeit mußte überhaupt jeder Reiter zu jeder Zeit, wenn er einer Procession oder einem Geistlichen die Monstranz tragend begegnete, absteigen und mit abgenommenem Hute niederknieen. Heut zu Tage thun dieses jedoch bei ersteren nur die wenigen noch sehr Frommen unter den Eingeborenen, die meisten begnügen sich damit, einen Augenblick stillzuhalten und den Hut zu ziehen, und selbst von den fremden Ketzern erwartet man nur das Letztere, wenn dieselben es nicht vorziehen, rasch aus dem Wege zu reiten. Die Fußgänger in den Straßen, namentlich die Weiber im Volke, knieen jedoch noch regelmäßig nieder, wenn die Sänfte mit dem Priester darin durch die Straßen getragen wird, welcher jedesmal ein Glöckchen vorangeläutet wird, das zugleich dazu dient, den Fremden vorher zu warnen, von dem es genügt, daß er entweder den Hut abnimmt oder sich für den Augenblick des gewöhnlich sehr raschen Vorbeipassirens des Sacrum in eine Hausthür retirirt. Den Nordamerikanern wird auch in dieser Beziehung sonderbarerweise vom gemeinen Volke mehr zu Gute gehalten als den Fremden anderer Nationen, und sind namentlich die Californier auch diejenigen, die brutaler Weise etwas darin suchen, gegen die Vorurtheile der Bevölkerung zu verstoßen.

Die Pfaffen und die frommen Seelen klagen natürlich auch hier über die zunehmende Gleichgültigkeit gegen die kirchlichen Observanzen und immer weiter sich verbreitenden Unglauben; und während sich nicht leugnen läßt, daß in den höchst oberflächlich, fast nur durch Lectüre französischer Werke gebildeteren höheren Ständen ein crasser Atheismus vorherrschend ist, an welchem Umstande das rö-

misch-katholische Pfaffenthum doch wohl allein die Schuld zu tragen hat, findet sich doch im eigentlichen Volke selbst noch mehr wahrhafter praktisch religiöser Sinn als man denken sollte. Doch auch in den kirchlichen Observanzen und hier so wichtigen Aeußerlichkeiten wird sich die katholische Religion wohl für längere Zeiten hier noch gesichert sehen, wenn nicht ganz fremde Elemente schon in nächster Zukunft überwiegend und modificirend in's Spiel kommen sollten; so geschickt hat der katholische Clerus seit der Eroberung her sich dem Volke unentbehrlich zu machen gewußt. In Ermangelung aller und jeder anderweitigen eigentlichen Volksvergnügungen und Angelegenheiten des öffentlichen Interesses haben die vielen Kirchenfeste, die Processionen, ja alle kirchlichen öffentlichen Acte des Privatlebens, namentlich die Begräbnisse und das absichtliche Schaugepränge derselben, mit Musik, Feuerwerk und Glockengeläute, förmlich die Stelle öffentlicher Amüsements übernommen. Bevor man daher dem Volke nicht etwas Anderes und Besseres statt dessen bieten kann, und dieses möchte bei dem allgemeinen Mangel der gewöhnlichsten Schulbildung seine eigenen Schwierigkeiten haben, wird die rohe Masse des Volkes sich seine kirchlichen Festvorstellungen nicht so leicht nehmen lassen.

Doch bald hätten wir vergessen, eines dem Lande durchaus eigenthümlichen, wenn auch nur uneigentlich so zu nennenden, Volksvergnügens zu gedenken, indem nur ein geringerer auserwählter Theil der männlichen Bevölkerung daran Theil zu nehmen pflegt. Auf der anderen Seite muß man es wegen seiner Verbreitung über das ganze Land, nicht nur Nicaragua's, sondern ganz Central-Amerika's, doch wiederum zu den ächt volksthümlichen Amüsements rechnen. Wir meinen nämlich die Hahnenkämpfe, welches Schauspiel hier nicht nur sehr systematisch betrieben wird, sondern auch das einzige ist, für welches man nicht nur in den Hauptorten, sondern auch in den kleineren Pueblos oft eigene Bühnen errichtet findet. Eine naheliegende Ideen-Association ruft uns aber gerade hier erst diese Volksthümlichkeit ins Gedächtniß, indem die Galliera von Granada vom Padre San-Jago, einem an der Kirche la Merced fungirenden Priester, vom Staate gepachtet und ausgebeutet wurde, selbiger Padre aber zugleich Besitzer der besten Kampfhähne

im Lande war. In dem geräumigen inneren Hofe des Hauses war die Arena für den Kampf der Hähne erbauet, bestehend aus einem offenen Circus mit hohem Dache zum Schutz gegen Regen und Sonne darüber, und einer 4 Fuß hohen Einfriedigung von Bambusrohr. Hier versammelte sich, jeder Caballero seinen Kampfhahn unter dem Arme tragend, die Sporting-World von Granada, Jung und Alt, und aus allen Ständen gemischt, jeden Sonntag und bisweilen auch Montags, denn nur an diesen beiden Tagen waren die Kämpfe erlaubt, von 10 bis 4 Uhr. Der Eintrittspreis war 1 Medio à Person; in den umlaufenden Verandas des Hauses standen Bänke an den Wänden umher, und Limonaden, Dulces und Cigarren wurden feilgeboten. Die Scene wurde jedoch gewöhnlich erst lebhaft, wenn der würdige Padre San-Jago, von der Messe zurückkehrend, nachdem er rasch sein Priestergewand abgeworfen und eine Cigarre angezündet, im Ringe erschien und die zaudernden und vorsichtigen Besitzer der verschiedenen Hähne mit einigen derben Flüchen zur Eingehung neuer Wetten und Engagements aufforderte. Die Vorbereitungen zu den Kämpfen nehmen aber den größten Theil der Zeit in Anspruch, indem die Hähne gegen einander abgewogen und in Rücksicht auf ihr Alter, ihre Erfahrung oder sonstige Eigenschaften die Odds gegeben und genommen werden. Der folgende Kampf selbst, nachdem alle Präliminarien entschieden, dauert selten länger als einige Minuten, oft nur Secunden, indem die langen scharfgeschliffenen, sensenförmigen Messer, von denen jedem Hahn eines an das rechte Bein gebunden wird, den Kampf bald entscheiden. Ein guter ausgelernter Kampfhahn muß gleich beim ersten Ansprung seinen Vortheil wahrzunehmen wissen und mit einem Schlage seinen Gegner kampfunfähig machen. Sind die Hähne beide ungeschickt, aber muthig, so zerfleischen sie sich gewöhnlich auf grausame Weise. An einem Sonntage werden oft 20 bis 30 Hähne abgeschlachtet, denn einen Kampf kann man es kaum nennen; und die Zucht der guten Hähne ist eine Hauptbeschäftigung vieler Städter und der Landleute auf den Hacienden. Für die besten Kampfhähne gelten die von Cuba importirten, doch ist auch die inländische Race eine schöne und ungewöhnlich große. Das damit verbundene Wetten oder Hazardspiel ist die schlimmste Seite des sonst ziemlich

unschuldigen, in ganz Central-Amerika leidenschaftlich verfolgten Zeitvertreibes.

Die in früheren Colonial-Zeiten hier wie in Spanien und in Mexico üblichen Stiergefechte sind bald nach der Befreiung durch ein Gesetz abgeschafft und untersagt worden. Oeffentliche Bälle bei Gelegenheit besonderer festlicher Ereignisse finden nur höchst selten Statt, und auch die Privat-Bälle unter der reicheren Einwohnerschaft kommen nicht häufig vor. Ueberhaupt scheint das Volk wenig tanzlustig, da selbst bei den unteren Classen die unter dem Namen Fandangos im ganzen spanischen Amerika bekannten ungenirten Tanzvergnügen hier in so schlechtem Rufe stehen, daß sie wenig besucht werden.

Wie rasche Fortschritte aber die moderne Civilisation, hier gegenwärtig von den Yankees repräsentirt, nachdem es ihr einmal gelungen, in diese lange vergessenen Länder erst wieder einzudringen, nunmehr auch von Tage zu Tage macht, geht auch daraus hervor, daß es bereits organisirte Truppen von amerikanischen Kunstreitern und Jongleurs giebt, die neuerlich zwischen San-Francisco und Panama ihre regelmäßigen Rundreisen durch die verschiedenen Städte dieses Theils der Westküste machen, und auch in Granada schon zwei Mal reichlichen Beifall, aber nicht sehr ergiebige Casseneinnahmen gefunden haben.

III.

Das Innere des Landes, nach der Eintheilung in Departamentos.

Wie schon weiter oben erwähnt, ist das ganze Staatsgebiet Nicaragua's, soweit es die immer noch obschwebenden Grenzstreitigkeiten nach Süden und Osten hin bisher nur zuließen, in vier nach den Himmelsgegenden benannte Departements eingetheilt. Diese Eintheilung ist schon deshalb eine ganz unpassende und zu Mißverständnissen Veranlassung gebende, weil dieselbe ganz willkürlich, ohne Rücksicht auf die Benennung zu nehmen, gemacht zu sein scheint. Die ganze Westküste, welche doch wohl eigentlich das westliche Departement ausmachen sollte, wird dem größeren Theile nach zum südlichen, und dem mittleren Theile nach sogar zum östlichen Departement gerechnet, welches letztere sich demnach (wenn Nicaragua erst für seinen Antheil an Mosquitia wieder in den früheren Besitz gelangt sein wird) nicht nur vom Atlantic bis zum Pacific ausdehnen, sondern auch vielleicht vier Fünftel des ganzen Staatsgebiets umfassen würde. Daß also später, bei geregelteren Zuständen, eine andere Eintheilung des Gebiets nothwendig sein wird, scheint unzweifelhaft; für jetzt wird es jedoch zweckmäßig sein, bei der Beschreibung des Landes der bestehenden, wenn auch confusen Departements-Eintheilung zu folgen, welche sich mehr nach der zufällig im Laufe der Zeiten stattgefundenen Concentrirung der Bevölkerung, als nach dem Staatsgebiete und der Ausdehnung des

Landes gemacht zu haben scheint. Daß auch die Grenzen der einzelnen Departements zum Theil ganz unsicher und unbestimmbar sind, ist schon deshalb ziemlich gleichgültig, weil dieselben in diesen Fällen doch stets in unbewohnte, theilweise noch ganz unerforschte Wald- und Berg-Districte fallen. Da wir bei unseren Mittheilungen über Nicaragua zuerst den Mittelpunkt desselben, die Hauptstadt Granada, in's Auge gefaßt haben, welcher Platz zugleich die Departementsstadt des Dep. Oriental ist, so erscheint es am angemessensten, vorerst bei diesem Theile, und von der Hauptstadt ausgehend, stehen zu bleiben.

---

1. Departamento Oriental.

Das östliche Departement umfaßt nicht nur, wie man nach der Benennung annehmen sollte, das östliche Ufer des Sees oder den ganzen District Chontales, sondern auch noch die Umgegend um Granada bis zum Pacific, oder diesen Theil der Westküste zwischen dem Rio Ochomojo im Süden und bis zum oberen Ende des Managua-Sees im Norden, mit Einschluß der ganzen Niederung an der Süd- und Ostseite des genannten kleineren Sees.

Die Umgegend von Granada in etwas weiterem Sinne des Worts, oder derjenige kleinere Theil dieses Departements, der zwischen den beiden Seen liegt und gegen Südwesten von der sich hart am stillen Ocean hinziehenden Küsten-Cordillere begrenzt wird, ist gegenwärtig der bei Weitem wichtigste des ausgedehnten Departements, und enthält ungefähr drei Viertel der ganzen Bevölkerung desselben. Diese Bevölkerung lebt hier, außer in der Hauptstadt und den beiden größeren Ortschaften Masaya und Managua, weniger ländlich zerstreut, als vielmehr in einer Anzahl kleiner Pueblos oder Flecken vereinigt.

Die unmittelbare, noch zur Hauptstadt zu rechnende Umgebung von Granada, die in früheren Zeiten ohne Ausnahme cultivirt und mit größeren Plantagen bedeckt gewesen zu sein scheint, ist jetzt ziem-

lich öde und wenig bevölkert. Sowohl in südlicher Richtung, am Fuße des Mombacho, als in westlicher, findet man an den verschiedenen Wegen während der ersten 3 oder 4 Leguas nur hin und wieder kleinere Besitzungen und eingezäunte Felder, mit großen Strecken Waldes und brachliegender Felder dazwischen. Nur nach Norden hin, längs des Seeufers, aber in einiger Entfernung von demselben, findet man schon eine Legua von der Stadt den kleinen Ort Malacco, und um denselben eine Anzahl größerer und besserer Cacao- und Kaffeepflanzungen, die sämmtlich in Händen von reicheren Granadinern sind.

Eine beiläufige Bemerkung möchte jedoch hier vorerst einzuschalten sein über die landesüblichen verschiedenen Benennungen der ländlichen Besitzungen, je nach deren Größe und besonderer Bestimmung, welche, zum Theil der indianischen Sprache entnommen, von Reisenden fortwährend mit einander verwechselt werden, obgleich doch jede derselben ihre bestimmte Bedeutung hat. — H a c i e n d a, gleichbedeutend mit Landgut, Plantage oder Farm, bezeichnet die größeren Besitzungen überhaupt und wird zur näheren Bezeichnung gewöhnlich der Hauptgegenstand des Betriebes hinzugefügt. So Hacienda de Ganado, Viehzucht betreibendes Gut; Hacienda de Cacao, de Caña, de Añil, je nachdem Cacao, Zuckerrohr oder Indigo hauptsächlich auf derselben erzeugt wird. — C h a h u i t a, ein indianisches Wort, bezeichnet alle kleineren Besitzungen, auf denen die verschiedenen Culturen nur im Kleinen betrieben werden, und ließe sich unseren Begriffen nach am füglichsten durch »Bauerngut« übersetzen. — H u e r t a bedeutet jeden eingezäunten Platz, mit oder ohne Haus, zum Obstgarten oder zur bloßen Viehweide benutzt. — M i l p a, gleichfalls indianisch, bezeichnet die einzelnen kleinen Maisfelder der Indianer, die meist wie unsere Weinberge, mit kleinen Wohnhütten darin und mit Zaun oder Cactushecke umgeben, an den Berghängen liegen. — P l a t a n a r ist ein ebenso eingefriedigter und regelmäßig mit Platanospalmen oder Bananen bepflanzter Platz. — R a n c h o wird hier zu Lande dagegen ohne Unterschied für alle einzeln gelegenen Häuser, Hütten oder Schuppen in Wald und Feld gebraucht.

Masaya, nebst dem angrenzenden Nindiri, liegt 12 Meilen westlich von Granada, auf einer kleinen äußerst fruchtbaren, vielleicht 1500 Fuß über dem See erhabenen Hochebene am Fuße der beiden gleichnamigen Vulcane, von denen der Nindiri jedoch bei dem letzten, dem gänzlichen Verlöschen vorangegangenen Ausbruch, in seinem oberen Theile völlig zerstört worden zu sein scheint; ein weites Lavafeld bedeckt noch jetzt seine nördliche flache Abdachung; der Vulcan Masaya dagegen erhebt die Ränder seines regelmäßigen Kraters, unweit des Ortes gleichen Namens, noch 3000 Fuß hoch. Die Bevölkerung von Masaya und den kleineren umliegenden, gewöhnlich dazu gerechneten Pueblos wird sehr verschieden von 15- bis 25,000 Seelen angegeben, und ist dieses ohne Frage der gewerbfleißigste, am meisten producirende Ort des ganzen Staates. Die Anfertigung der Hangmatten (der feineren von Pita, der gewöhnlicheren von Tabuya) wird hier im Großen betrieben, eben wie das Flechten der bunten Matten oder Petates und der gewöhnlichen Palmhüte. Auch Schuhe, Sättel und andere Ledersachen, sowie eine Art groben Baumwollenzeuges und eine Menge unbedeutenderer Artikel, unter anderen auch Dulces in Geleeform aus der Frucht Toronja (dem Guajava-Jelly ähnlich) zum weiteren Verschicken, werden hier geschäftsmäßig und zuverlässig angefertigt und über Granada oder Leon vertrieben. Besonders vieler und ziemlich guter Taback wird unter den verschiedenen Landesproducten hier cultivirt und viele Cigarren ausgeführt; d. h. nicht nach dem Auslande, sondern nur nach den anderen weniger oder gar nicht denselben producirenden Theilen Nicaragua's. Die Stadt Masaya ist regelmäßig wie gewöhnlich erbaut, nur mit breiteren, überall mit Bäumen bepflanzten Straßen und, wegen der vielen die Häuser umgebenden Gärten, weitläuftiger gebaut und ganz im Grünen liegend, von ländlicherer Erscheinung. Besonders gilt Letzteres von dem nahe gelegenen, nur durch breite Baumgänge getrennten Nindiri, welches in jeder Beziehung sich seinen ursprünglichen friedlichen indianischen Anstrich noch am meisten bewahrt hat. Beide Ortschaften haben ihre Plazas, Masaya eine größere freiliegende Kirche inmitten desselben mit Kaufläden ringsum, sowie einem täglichen sehr belebten Frühmarkt auf dem Platze. Von Granada führt ein, in der trockenen

Jahreszeit ziemlich guter Camino Carretero oder Fahrweg nach Masaya, freilich nur für die landesüblichen Carreten oder schweren Ochsenkarren berechnet und in der Regenzeit selbst für Reiter beschwerlich. Dieser Weg zieht sich in weitem Bogen und mit einem Umwege von einer halben Legua um die Ausläufer des Mombacho auf ziemlich ebenem Terrain herum; doch führen auch über die zwischenliegenden Hügelketten und durch die steilen Thäler mehrere nähere Reitpfade direct von einer Stadt zur anderen. Der am weitesten südlich über die eigentlichen Berge führende romantische Waldpfad, für den Reiter allerdings der zu passirenden Schluchten und steilen Abhänge wegen etwas beschwerlicher als die anderen Wege, führt an einem merkwürdigen kleinen salzigen See vorbei, der in tiefem Bergkessel und schwer zugänglich zwischen den Bergen eingebettet ist und in seinen, mehrere hundert Fuß hohen, felsigen Seitenwänden wahrscheinlich die Ueberreste eines früheren Kraters zeigt.

Ein merkwürdiger Fall der allgemeinen vulcanischen Bildung dieses ganzen Theils der Westküste ist der tiefe kesselförmige See, der, zwischen der Ortschaft Masaya und dem Vulcan gelegen, die zahlreiche Einwohnerschaft mit dem nöthigen Trinkwasser versorgt. Der Wasserspiegel dieses vielleicht über eine halbe Meile im Durchmesser breiten Sees liegt ungefähr 1000 Fuß (330 Varas) unterhalb des Niveaus der Stadt, und das Ufer fällt so steil, an manchen Stellen eine perpendiculäre Felswand bildend, ab, daß der beschwerliche Weg der das Wasser heraufschleppenden Weiber theilweise nur mittelst Leitern und in die Felsenwand gehauener roher Treppenstufen hergestellt ist. Schon Oviedo beschrieb diesen merkwürdigen See wie er ihn im Jahre 1629 gefunden, und paßt diese Beschreibung noch in fast allen Stücken auf den heutigen Zustand der Oertlichkeit. Der indianische Kazike, der ihn begleitete, berichtete ihm, daß in der Umgebung dieses Sees damals noch über 100,000 Indianer lebten, die sich sämmtlich auf ähnlichen, zum Theil noch beschwerlicheren Wegen ihr Trinkwasser aus dem See holten. Nur an einer Stelle am südlichen Ufer kann man auf weitem Umwege von Masaya und allenfalls zu Pferde oder Maulthier auf einem noch immer sehr steilen Pfade an den See gelangen. Das fast

nur den Weibern obliegende, mühsame Wassertragen scheint überhaupt in diesem ganzen Lande, und seit den frühesten Zeiten bei allen verschiedenen Bevölkerungen, gerade wie im Orient, als etwas Unvermeidliches, sich von selbst Verstehendes betrachtet worden zu sein; und erst der jetzigen Zeit blieb es vorbehalten, auch hierin endlich eine vernünftigere, durch Fortschritt der Wissenschaft und Eindringen derselben in diese halbwilden Länder ermöglichte Aenderung und Verbesserung herbeizuführen. Aus einem vor uns liegenden Prospectus eines Actienunternehmens, datirt vom 21. November 1851, ersehen wir nämlich, daß die Herren Myonnet und Leclerc (Letzterer ein seit 20 Jahren in Masaya ansässiger französischer Kaufmann) eine Compania Franco-Nicaraguense, por la distribucion del agua en la ciudad de Masaya errichtet haben, um mit einem zu creirenden Actiencapital von 80,000 Piastern (8000 Actien à 10 P.) eine Dampfmaschine von Frankreich kommen zu lassen und mittelst anzulegender Canäle ganz Masaya auf leichtere und ausreichendere Art mit Wasser zu versorgen. In diesem Prospectus wird die Einwohnerzahl der mit Wasser zu versorgenden Ortschaft auf 20- bis 25,000 Seelen angegeben, und angenommen, daß wenigstens 4000 Weiber und Kinder jetzt täglich allein damit beschäftigt sind, auf beschwerliche und der Gesundheit schädliche Weise das nöthige Wasser aus dem See zu holen. Von diesen werden täglich ungefähr 12,000 Cantaros (à circa 5 Gallon) Wasser getragen d. h. in der trockenen Jahreszeit vom October bis Mai; während der Regenzeit etwas weniger. Die Unternehmer der Versorgung mittelst Dampfmaschinen versprechen dann, täglich 64,000 Cantaros zu schöpfen und 16 Cantaros zu dem Preise von 1 Real zu liefern, da wohl anzunehmen, daß der Wasserverbrauch unter so günstigen Umständen bedeutend zunehmen werde. — Dürfte man diese Voraussetzungen sämmtlich als richtig annehmen, so wäre dieses Actienunternehmen bei einer täglichen Einnahme von 500 Piastern allerdings eines der rentabelsten, das sich denken läßt. Der Ausführung des ganzen Plans stellen sich augenblicklich jedoch noch so viele Hindernisse entgegen, daß wir für die nächste Zukunft wenig Hoffnung hegen, die mit unermüdlicher Geduld und bewunderungswerther Ausdauer während der ganzen heißen Tageszeit mit den

schweren Wasserkrügen auf dem Kopf auf- und niedersteigenden armen Indianerweiber von ihrer schweren Arbeit erlöst zu sehen.

Abgesehen von dem noch stattfindenden störenden Mangel an hinreichendem Trink- und Badewasser — dem Erdreich oder der Vegetation scheint es übrigens nie an der nothwendigen Feuchtigkeit zu fehlen, da wir selbst zu Ende der trockenen Jahreszeit alle Bäume und Sträucher noch grün, zum Theil mit Früchten und Blüthen bedeckt und nur die Gräser verdorrt gefunden haben —, ist Masaya, Nindiri, sowie die ganze nähere, demselben kleinen Plateau oder besonderen Bergbezirk zuzurechnende Umgebung, ein in jeder Hinsicht begünstigter Theil dieses Departements. Tausend bis funfzehnhundert Fuß höher liegend als Granada, ist es schon etwas kühler, wenn auch nicht gesunder; durch einen leicht herzustellenden, vollkommen guten Fahrweg mit der nur 4 Leguas oder 12 Meilen entfernten Hauptstadt und der Schifffahrt auf dem See in Verbindung gedacht, hat diese Gegend einen leichten Absatzweg für die vielen Producte, die der reiche Boden in größter Menge und Güte hervorbringt. Die Bewohner sind besonders gutartigen, gewerbfleißigen Naturells, und das frühere ruhige und friedliche indianische Leben scheint sich in mancher seiner guten Eigenthümlichkeiten hier vorzugsweise noch erhalten zu haben. Die größere hier herrschende Wohlhabenheit und Behaglichkeit der äußeren Existenz scheint sogar schon den sonst überall im Lande fehlenden Sinn für Verschönerungen hervorgerufen zu haben. Manche der besseren indianischen Häuser, in denen die Anfertigung der Hangmatten von den Bewohnern betrieben wird, welches Geschäft eine Art kleiner Reeperbahn erfordert, haben die hierzu erforderlichen Gänge in schönen Alleen von Platanen, Orangen- oder Mangobäumen regelmäßig vor den Häusern angelegt, und auch die übrigen von dichter Cactushecke abgeschlossenen Umgebungen der Wohnung sind oft geschmackvoll und reinlich gehalten.

Dirioma, Diria, San-Juan, Masatepec, Santa-Teresa und Niquinoma sind die Namen der verschiedenen kleineren Pueblos, die sich, wie Masaya und Nindiri an der nord-

östlichen Seite der vom Mombacho aus nordwestlich hinziehenden Hügelkette liegen, an deren südwestlichem Abfalle und in der wellenförmigen Ebene zwischen diesen Bergen und der Küsten-Cordillere sich finden. Weniger schön, meist ziemlich in der Ebene gelegen, sind diese Ortschaften nicht weniger gewerbfleißig und producirend als Masaya. Wenn in letzterem Orte mehr Fruchtbau und Tabackscultur neben den kleineren Gewerben getrieben wird, so kommt in dieser Ebene schon mehr Zuckerrohrbau im Großen vor, und man findet hin und wieder, auf den hier schon vorkommenden kleineren Hacienden, die gewöhnlichen Trapiches oder altmodischen hölzernen, mit Thieren getriebenen Zuckermühlen. — Diria und Dirioma, die noch mehr in den Bergen liegen, zeichnen sich auch durch Anfertigung von den gebräuchlichen Thonwaaren aus. Die Verbindung dieser sämmtlichen Pueblos unter einander und mit der Hauptstadt findet theils über Masaya, theils auf dem vom südlichen Departement nach Granada führenden Camino-Real Statt, welcher, über die Ausläufer des Mombacho führend, stellenweise schlecht und selbst in der trockenen Jahreszeit für Fuhrwerk beschwerlich ist.

Diriamba und Jnotepe verdienen eine besondere Erwähnung, weil sie, zwar zu demselben District zu rechnen wie die vorgenannten Pueblos, doch ihrer örtlichen, am weitesten nach Westen gerückten Lage halber sich wiederum von ihnen unterscheiden. Beide an einander grenzende Ortschaften liegen nämlich schon auf einer kleinen, etwas höheren Hochebene, die sich längs der Küsten-Cordillere hinzieht, und haben (obgleich nur 2000 bis 2500 Fuß hoch gelegen) doch ein entschieden kühleres Klima als die vorerwähnten Pueblos, oder als Granada und Masaya. In den Monaten Januar und Februar sind die Nächte z. B. schon durchgängig kalt zu nennen und man hüllt sich gern in seine wollenen Decken. Die Küsten-Cordillere erhebt sich nur wenig über diesem kleinen Plateau, fällt aber sehr schroff und von Schluchten und steilen Abhängen unwegsam vielfach durchschnitten nach dem nahen Ocean ab, an welchem hier der ganz unbedeutende Hafenort San-Rafael liegt. Der Mangel an guten und für größere Schiffe benutzbaren Hafenbuchten an dieser ganzen Küstenstrecke, sowie die zu einigen Jahreszeiten durch die aufstehenden Winde, die sogenannten Papagallos, verur-

sachte gefährliche Schifffahrt längs der Küsten, ist wohl hauptsächlich daran Schuld, daß diese schön bewaldeten und nicht besonders ungesunden bergigen Küstenstriche bis jetzt noch nie bewohnt und cultivirt worden zu sein scheinen. Auf der Ebene von Inotepe hat man neuerlich angefangen, neben dem Taback und den gewöhnlichen Früchten auch Kaffee, der hier besonders gut gedeiht, ausgedehnter zu cultiviren.

Nandayme ist die südlichst gelegene Ortschaft dieses Districts, sowie dieses ganzen westlichen Theils des Departements, und zieht sich in ziemlicher Ausdehnung und weitläufiger Bauart längs des nach dem südlichen Departement führenden Camino-Real hin, liegt völlig in der Ebene und rings von größeren Maisbau und Viehzucht treibenden Hacienden umgeben. — Zwischen Nandayme, dem Südabfall des Mombacho und dem Seeufer liegen gleichfalls eine größere Anzahl kleinerer Besitzungen, und da die vom stillen Ocean herüberziehenden Wolken sich an dieser Seite des Mombacho niederschlagen, so ist er hier auch wasserreicher und entsendet mehrere kleinere Flüsse in die Ebene, die ihren Ausfluß in dem See finden, und diese unmittelbar am Fuße des Berges gelegenen Ländereien fruchtbar und die Waldungen besonders üppig machen.

Managua, am südlichen Ufer des Sees gleichen Namens gelegen, bildet den Mittelpunkt für die ebene Ufergegend, die sich östlich ohne Unterbrechung bis Tipitapa, westlich durch einen in den See vorspringenden niedrigen, aber steilen Bergrücken unterbrochen bis Mateares und Nagarote bis an die Grenze des westlichen Departements hinzieht. Dadurch daß schon seit längerer Zeit die Asamblea Nacional oder der gesetzgebende Körper des Staates hier die jährlichen Versammlungen hält, während welcher Zeit auch die obersten Executivbehörden, namentlich der Präsident, hier anwesend sein müssen, hat dieser Ort in neuerer Zeit noch mehr Bedeutung erlangt. Die Stadt oder Ciudad de Managua, mit angeblich 10,000 bis 12,000 Einwohnern, liegt 12 Leguas von Granada oder 8 Leguas von Masaya, über welchen Ort mit einem kleinen Umwege

der Camino-Real herführt, auf ebenem, wenig vom See aus ansteigendem Terrain und eine Viertelmeile vom Seeufer entfernt, ist in der stets wiederkehrenden, regelmäßigen Art erbaut, mit Plaza, einigen wenig imponirenden Kirchen und einer geringeren Anzahl von massiven Adobe-Häusern, als man anzunehmen geneigt sein sollte. Der Platz hat auch fast gar keinen Handels- oder Betriebsverkehr und die umliegende fruchtbare Gegend erzeugt gegenwärtig wenig mehr, als die für den Lebensbedarf der Bewohner nothwendigen Artikel. Die wenige Baumwolle, die für den Landesbedarf an groben Zeugen, durch indianische Handweberei verfertigt, gegenwärtig im Lande gewonnen wird, kommt meistens aus der Umgegend von Managua, die sich besonders zu dieser Cultur eignet. Den Angaben nach soll früher sogar schon ein Exporthandel nach England in diesem Artikel stattgefunden haben, und ließe sich die der brasilianischen ähnliche Baumwolle hier, wie in anderen ebenen Strichen Nicaragua's, gewiß mit Vortheil im Großen anbauen. Auch diese Gegend schildert Oviedo als in früheren indianischen Zeiten stark bevölkert, und giebt die Einwohnerzahl von Managua vor der Eroberung auf 40,000 Seelen an, die freilich schon sechs Jahre später auf 10,000 herabgesunken war. In den niedrigen Bergen südlich von Managua finden sich mehrere der so oft vorkommenden kesselförmigen kleineren Seen, von denen der größte der See von Nihapa, zwei Leguas entfernt, offenbar der Krater eines früheren Vulcans ist und in seinen Felsenwänden Spuren altindianischer Inschriften und Monumente zeigt. Außer einem anderen, salziges Wasser enthaltenden See werden die kleineren, der Stadt näher gelegenen, fischreichen Süßwasserseen auch von den Einwohnern zum Waschen und Baden benutzt. Sämmtliche Seen sind scheinbar, ohne irgend einen Ab- oder Zufluß, für sich abgeschlossene, meist sehr tiefe Wasserbehälter.

Der nach Westen weiterführende, Granada mit Leon verbindende Camino-Real umgeht von Managua aus mit einem bedeutenden Umwege den schroffen, in den See vorspringenden Bergrücken, über welchen jedoch ein näherer, die schönsten Fernsichten über den See gewährender steiler Maulthierpfad vorhanden ist, der den Reisenden sogleich wieder an das Seeufer, und zwar zunächst

nach Matiares, einem unbedeutenden Flecken, und von hier aus dem sandigen Seeufer weiter folgend, nach Nagarote, einem ebenso ärmlichen Dorfe, und an die Grenze des östlichen Departements nach dieser Seite hin führt. Der Managua-See erhält längs seiner ganzen südwestlichen Küste nur durch wenige unbedeutende Bäche einige Zuflüsse von den zwischen ihm und dem stillen Ocean sich hinziehenden, zwar nicht hohen, aber wilden, fast überall uncultivirten Bergen.

Oestlich von Managua führt der Weg längs der flachen südlichen Ufer des Sees bis nach dem ungefähr 10 Leguas entfernten Tipitapa, einem kleinen, unbedeutenden Ort, an der Wasserverbindung der beiden Seen gelegen. Die ganze nähere Umgebung dieser eigenthümlichen Verbindung des Managua-Sees mit dem von Nicaragua, welche mit ihren beiderseitigen flachen Ufern ungefähr 4 Leguas oder 12 Meilen von einander entfernt sind, ist durchaus flachhügelig und mit sandigem, fast überall mit Waldung bestandenem Boden. — Die stattfindende Verbindung der beiden Seen durch den uneigentlich sogenannten Rio de Tipitapa ist aus Mangel an vorgenommener örtlicher Untersuchung bisher gewöhnlich ganz unrichtig dargestellt worden. Daß früher hier eine wirkliche Wasserverbindung der beiden Seen stattgefunden, die in sehr nassen Jahren auch wohl jetzt noch bisweilen wieder vorkommen kann, geht aus der Beschaffenheit des freilich jetzt zum Theil ganz trockenen Flußbettes im oberen Stücke der Verbindung klar genug hervor, wie denn die Einwirkung des Wassers auf die Felsenwände des trockenen Canals noch überall deutlich sichtbar ist. Von einer später erfolgten vulcanischen Hebung einer durchsetzenden Felsenschicht, durch welche der früher stattgefundene Wasserabfluß aus dem kleineren, 28 Fuß höher gelegenen See in den unteren größeren plötzlich gehemmt worden sei, wird demnach weniger die Rede sein können, als von früheren höheren Wasserständen, und behufs Abwässerung gewaltsam auf neptunischem Wege durch Auswaschung erfolgtem Durchbruch. Sowohl auf dem höheren Niveau des oberen, wie auf dem des unteren Sees treten zuvörderst sogenannte Esteros oder schmale Buchten in das ebene Land hinein, die stets dasselbe Niveau mit dem Wasser der Seen halten. Die nur kurze

Einbucht des oberen Sees hat jedoch nur einige Fuß Wassertiefe und endet bald in einem trockenen, mit Schilf bewachsenen, niedrigen Terraineinschnitt, dem Anfange des trockenen Flußbettes. Der größere Arm oder Einfluß des unteren Sees, der Estero Panaloya, zieht sich dagegen über 3 Leguas zwischen flachen, zum Theil sandigen, zum Theil sumpfigen Ufern in ziemlich gerader Richtung nach Nordwesten in das Land hinein bei einer durchschnittlichen Breite von über einer halben Meile und ansehnlicher, im oberen Ende bis auf 7 Fuß abnehmender Tiefe. Da, wo dieser Estero aufhört, beginnt wiederum das trockene Flußbett, anfangs mit niedrigen Ufern, die jedoch weiterhin bald höher und durchaus felsig werden. Unweit des Dorfes Tipitapa und nur ungefähr eine halbe Meile vom oberen See entfernt erhebt sich dieses felsige Flußbett plötzlich in Form einer durchsetzenden Felsenwand um 15 Fuß, und würde hier demnach bei vorhandenem Wasser einen regelmäßigen, das ganze Flußbett durchsetzenden Wasserfall bilden. In dem ganzen erwähnten, 2 bis 3 Meilen langen und zwischen 100 bis 300 Fuß breiten felsigen Flußbette finden sich aber nur einzelne, kleinere und größere, stets mit Wasser gefüllte Vertiefungen und an einigen Stellen aus dem Grunde hervorsprudelnde heiße, schweflige Quellen. Das Gestein besteht aus einer Kalk-Breccie und ist durch die Wirkung des Wassers da, wo die überall üppige Vegetation noch nicht hat Wurzel fassen können und wo der nackte Felsen zu Tage steht, vielfach ausgewaschen und durchlöchert. Oberirdisch findet gegenwärtig selbst während der nassen Jahreszeit offenbar gar keine Wasserverbindung zwischen den beiden Seen mehr Statt; ob nicht eine unterirdische Verbindung stattfinde, muß dahin gestellt bleiben, erscheint jedoch durch den Umstand, daß nach Aussage aller Bootsleute in dem Estero Panaloya eine, wenn auch nur sehr schwache, doch fortwährende Strömung nach dem Nicaragua-See bemerkbar ist, beinahe außer Zweifel. Vor angestellten genaueren Untersuchungen und Bohrungen in der wunderlichen Formation des oberen und unteren Flußbettes möchte sich schwerlich etwas darüber sagen lassen, ob eine Canalisirung der drei oder vier Meilen, die vom oberen Ende des Estero Panaloya bis zum Managua-See erforderlich sein würden, um eine schiffbare Verbindung herzustellen, mit

größeren oder geringeren Schwierigkeiten der jedenfalls thunlichen Ausführung verknüpft sein würde. Die Seichtigkeit des in seiner Mitte und seinem nordöstlichen Theile sehr tiefen Managua-Sees an der südlichen Küste und namentlich vor der Ausmündung des herzustellenden Canals ist gleichfalls als hinzukommendes Hinderniß für Herstellung einer ordentlichen Binnenschifffahrt zu berücksichtigen. Der schöne, über 1000 Quadratmeilen große Wasserspiegel des Managua-Sees mit den fruchtbaren Ufern liegt gegenwärtig selbst für die Schifffahrt mit Ruderböten so gut als todt da; als Capitän Belcher auf seiner Reise um die Welt 1836 hier war und den See befahren wollte, mußte von Leon aus erst ein Ruderboot nach dem See geschafft werden. Jetzt sind zwar einige Bongos und Piroguen auf dem See vorhanden, aber wenig in Gebrauch.

An dem östlichen Ufer des Estero Panaloya, sowie an den angrenzenden Seeufern, welche ohne höhere und dichtere Waldung sind, scheint das sogenannte Brasil-Holz besonders zu gedeihen, und trifft man hier überall, sowohl den in seiner Form häßlichen Baum, die Caesalpinia crispa, zwischen dem niedrigen Dorngebüsch, als auch Haufen schon geschlagenen und für den Export bestimmten Holzes. Die Bongos gehen auf ihrer Thalfahrt nach San-Juan gewöhnlich, wenn sie dieses Holz einnehmen wollen, zuerst nach dem Paso oder nach Pasquiel, noch etwas höher hinauf am Estero gelegen, um hier ihre Ladung sich zu holen. Der Paso bezeichnet diejenige Stelle des Estero Panaloya, wo die Straße oder der Camino-Real von Granada nach der Ostseite des Sees hinüberführt und wo man in den an beiden Ufern gelegenen Ranchos Böte zum Uebersetzen findet.

Die ausgedehnten fruchtbaren Ebenen, die sich vom östlichen Ufer des Estero längs dem östlichen Ufer des Managua-Sees und bis an die hier weiter zurücktretenden Vorberge der Cordilleren hinziehen, meist aus sogenannten Jicarales bestehend, d. h. aus Niederungen mit fettem, schwarzem Boden, auf welchen der Jicarobaum mit seinen kürbisartigen Früchten (aus denen die so nützlichen Guacales und Hicaros geschnitzt werden) und mit den wunderlichsten hängenden Parasiten bedeckt, fast die einzige Baumart ist, die einzeln oder in kleineren Gruppen zwischen den üppigen hohen Gräsern

wächst, — diese, wenn gehörig entwässert, gewiß für alle Culturen sich eignenden schönen Ebenen werden nur als Weiden benutzt von den wenigen umherliegenden Vieh-Hacienden, die im Verhältniß zu dem weitausgedehnten Terrain und dem geringen Viehstande doch nur einen schwachen Bodenertrag liefern.

Chontales begreift denjenigen Theil des Departamento Oriental, der sich längs des ganzen östlichen Ufers des Nicaragua-Sees, vom Estero Panaloya bis nach San-Carlos am Ausfluß des San-Juan hinzieht, mit ganz unbestimmten politischen Grenzen nach Osten und Nordosten hin; auch scheint nach Nordwesten die Grenze gegen das Dep. Septentrional, welche als mitten durch den District von Matagalpa gehend gewöhnlich angenommen wird, noch unbestimmt zu sein. Die in ziemlich gleichbleibender Entfernung vom Seeufer und parallel mit demselben sich hinziehende Haupt-Cordillere bildet jedoch mit ihrem Kamme für jetzt die natürliche und klimatische Abgrenzung des Bezirks Chontales nach Osten hin, indem jenseits dieser Berge das sogenannte Mosquitia beginnt, oder, richtiger ausgedrückt, die zu Nicaragua gehörenden, noch unerforschten Wälder und Thäler des Ostabfalls der Cordillere sich erstrecken, die auf dieser ganzen Distanz noch im völligen Naturzustande sich befinden und nur an wenigen einzelnen Stellen von halbwilden, von der Jagd und vom Fischfang in den benachbarten Strömen lebenden Indianern zeitweilig bewohnt oder durchstreift werden. Dieser Bezirk in der eben angegebenen Begrenzung und einer ungefähren Ausdehnung von 2000 bis 3000 Quadratmeilen ist aber in seiner ganzen natürlichen Beschaffenheit und Formation durchaus verschieden von den weiter oben beschriebenen, an der anderen Seite des Sees gelegenen Theilen desselben Departements, dagegen ziemlich übereinstimmend und gleichförmig in seiner eigenen, über 100 Meilen langen Ausdehnung. Die so auffälligen, sich überall an der Westküste findenden Erscheinungen der offenbar späteren, zum Theil noch jetzt in frischen Ausbrüchen sich zeigenden vulcanischen Thätigkeit und Einwirkungen auf die Formation des

Landes fehlen längs der Haupt-Cordillere und in den regelmäßiger gestalteten Vorbergen derselben gänzlich. Die bei der Bildung der Haupt-Cordillere thätig gewesenen frühesten vulcanischen Einwirkungen, von denen man nur in den an einzelnen Stellen noch vorhandenen zerstreuten Lavablöcken, wie in der Formation des Felsenkammes des Gebirgszuges noch die Anzeigen findet, scheinen dann ganz aufgehört zu haben, und das zwischen dem Bergrücken und dem Nicaragua-See liegende Terrain zeigt in seinen Thälern, kleinen Plateaus, abgerundeten Bergkuppen, den gleichmäßigen Wasserläufen der Flüsse und besonders in seinen fruchtbaren Niederungen am Seeufer nur das natürliche Ergebniß der seit Jahrtausenden ruhig fortwirkenden Einflüsse des Niederschlages und der vom Gebirge herabströmenden Gewässer auf die gegenwärtige Gestaltung der Erdoberfläche. Außer einer Anzahl kleinerer, die dem See zunächst gelegenen Uferstriche und kleineren Hügel entwässernder Bäche, durchströmen acht größere Flüsse, deren Quellen unweit des Kammes der Cordillere, nebst ihren zahlreichen Nebenflüßchen in gleicher Richtung von Nordost nach Südwest den Bezirk Chontales und münden in ziemlich gleichen Entfernungen von einander in den See aus. Die Mehrzahl dieser größeren Flüsse trocknen selbst während des Sommers nie ganz aus, sondern führen auch in ihrem oberen Laufe, selbst in den letzten Monaten der trockenen Jahreszeit, im März und April, noch einiges fließendes Wasser zwischen den in ihren Flußbetten sich bildenden größeren Wasseransammlungen, sind in der unteren Flußstrecke vom See aus auch dann noch mehrere Meilen landeinwärts für Böte befahrbar, und bilden, ihres oberen starken Gefälles wegen, während der Regenzeit reißende Bergströme.

Die Wasserscheiden der durch die verschiedenen, vom Gebirge dem See zuströmenden Flüsse gebildeten, einzelnen Thäler oder Niederungen, werden nun aber nicht durch mehr oder weniger regelmäßige Bergrücken gebildet, sondern vielmehr durch wild durcheinandergeworfene einzelne Hügelkuppen, kleinere Plateaus und häufig vorkommende Querthäler, die von dem einen Flußgebiet sich bis dicht an das benachbarte hinziehen, so daß man oft, das Land quer durchschneidend, nicht weiß, in welchem der verschiedenen

Flußthäler man sich eigentlich befindet. In den Niederungen, in der Nähe des Seeufers verschwinden die Wasserscheiden oft gänzlich, und zwei Flüsse bilden hier wohl nur eine breite, ununterbrochene, sumpfige Niederung. Besonders findet dieses Statt im südlichen Theile des Bezirks, in welchem die hinterliegenden Berge sich gegen das Thal des San-Juan-Stromes mehr und mehr abflachen, und die im nördlicheren Theile nur auf die unmittelbaren Seeufer beschränkten, sumpfigen Niederungen sich weit in's Innere hineinziehen und wahrscheinlich mit dem oberen Flußgebiete des San-Juan und des Savalos nur eine und dieselbe, sich über mehrere hundert Quadratmeilen ausbreitende, noch gänzlich unbekannte Ebene bilden, welche nur sehr allmälig gegen Nordost hin sich etwas mehr zu erheben scheint.

In den Niederungen findet man theils die weiter oben erwähnten Jicarales, theils und namentlich in der Nähe der Flüsse und an den sanfteren Abhängen der vorderen Hügel schöne Waldungen hochstämmiger Bäume. In allen Thälern und mittleren Ebenen trifft man das fruchtbarste Erdreich, und nur weiter hinauf in den höheren Bergen kommen einzelne steinige und felsige, weniger fruchtbare und in ihrer jetzigen Vernachlässigung kahle Berghänge und Kuppen vor. Hin und wieder stößt man auch unvermuthet auf einzelne, mit kleineren oder größeren Lavastücken wie übersäete Bergseiten, jedoch nur von geringer Ausdehnung, aber für die Pferde um so beschwerlicher zu passiren, da üppiger Graswuchs gewöhnlich dieselben oberflächlich bedeckt. Nachdem man eine solche, vielleicht nur einige hundert bis höchstens tausend Schritt breite Stelle, gewöhnlich eine Hügelseite bildend, passirt hat, findet man sich dann wiederum auf dem schönsten, fruchtbarsten Wiesenboden, auf welchem man meilenweit vergeblich nach einem Stein oder einem Lavastück suchen kann. Obgleich wir diesen District in der trockensten und heißesten Jahreszeit besucht haben, so fanden wir doch auch hier die Wälder noch grün, die Bäume voll Blüthen und Früchte, die Gräser zwar stellenweise, namentlich auf den Ebenen, entweder von der Sonne verbrannt oder absichtlich zur Verbesserung des nächsten Graswuchses der Wiesen in Brand gesteckt, aber an keinem Tage und in keiner Gegend des ausgedehnten Chon-

tales hat es uns an kühlen, schattigen Plätzen und an fließendem Wasser in den nur zum Theil versiegten Flüssen und Bächen, zum öfteren Ausruhen bei der ungewohnten zu ertragenden Hitze des Tages, je gefehlt.

Der diesen ganzen Bezirk nach Nordosten begrenzende, scharfe Bergrücken liegt in der ganzen Länge desselben von über 100 Meilen, durchschnittlich 8 bis 10 Leguas vom Seeufer entfernt, und die fruchtbarsten und für Cultur geeignetsten mittleren Thäler und kleinen Hochebenen liegen an keiner Stelle über 4 Leguas vom See entfernt. Daß nun bei so bewandten Umständen, bei fruchtbarem Boden, günstiger Lage und in der Nähe des schiffbaren Sees ganz Chontales nur 6 bis 7 unbedeutende Dörfer aufzuweisen hat, von denen das ansehnlichste oder der Districts-Hauptort kaum 500 Einwohner zählt, — daß der ganze District so wenig Bodencultur treibt, daß kaum der nöthige Mais und einige Früchte für die spärliche Bevölkerung gewonnen werden, — daß es überall an den nöthigen Wegen und Straßen fehlt, ja daß der einzige vorhandene, der Längenausdehnung des Landes folgende Verbindungsweg der verschiedenen Ortschaften unter einander selbst in der guten Jahreszeit sogar für Maulthiere beschwerlich, in der nassen Zeit gar nicht praktikabel ist, — alles dieses, sowie manche andere sonderbare Erscheinungen, finden größtentheils ihre Erklärung in dem Umstande, daß man von jeher diesen ganzen ausgedehnten District zu nichts Anderem zu benutzen gewußt hat, als zur Betreibung einer wilden, ungeregelten Viehwirthschaft für Rindviehheerden, Pferde und Maulthiere. Der bei Weitem größte Theil des Landes und namentlich alle zur Weide besonders sich eignenden Niederungen und dem Seeufer näher gelegenen Thäler werden von vielleicht einem Dutzend Grundbesitzer als Eigenthum in Anspruch genommen, welche, meistens in Granada wohnend, die seit alten Zeiten eingerichteten Haciendas de Ganado besitzen. Bei der enormen Ausdehnung der zu einer solchen größeren Hacienda gehörenden Ländereien zur ausreichenden Weide für Tausende von Hornvieh oder Pferden kann natürlich von Umzäunungen keine Rede sein, und selbst die Grenzbestimmungen der einen Hacienda gegen die andere, gewöhnlich nur im Allgemeinen durch Flüsse oder kleinere Bergrücken bestimmt,

möchten sich in manchen Fällen bei der Ungewißheit, die überhaupt hinsichtlich der Besitztitel hier herrscht, schwerlich genau angeben lassen. Als Folge hiervon findet eine Gemeinschaft sämmtlicher Weiden zwischen den verschiedenen Hacienden Statt; das Jungvieh wird einmal im Jahre zusammengetrieben und gezeichnet und nach diesen eingebrannten Zeichen später wieder vom Eigner erkannt und, wenn gebraucht, in Besitz genommen; bis dahin mag dasselbe weiden, wo es immer wolle. Die Bodencultur jeder Art muß hierunter nicht nur leiden, sondern kann im eigentlichsten Sinne des Wortes gar nicht vorkommen, indem bei ausgedehnteren Anpflanzungen, selbst wenn der Unternehmer sich der Mühe und den Kosten einer sorgfältigen Umzäunung unterziehen wollte, die halbwilden Heerden doch einbrechen und Alles wieder zerstören würden und der Besitzer des Ackers den Localgesetzen nach nicht einmal Entschädigung für den gehabten Verlust verlangen dürfte. Man findet deshalb auch, mit sehr wenigen Ausnahmen in der Nähe der kleinen Ortschaften, in ganz Chontales gegenwärtig so gut wie gar keine Bodencultur; dagegen aber nur die großen Hacienden, auf denen weder Maisfeld, noch Platanar, noch sonst irgend welche Fruchtbäume vorhanden, sondern wo der wenige Mais, den die Leute zu ihren Tortillas brauchen, und die Frijoles und unreifen Platanos, gekauft werden müssen; welche drei Artikel nebst dem reichlich vorhandenen Fleische und dem Ertrage des nie fehlenden Hühnerhofes, die stets wiederkehrende, einförmige Kost Aller ausmachen, — und dies in einem Lande, in welchem man, wenige Leguas entfernt, selbst in den höheren Gebirgsthälern neben den edelsten Früchten und Bodenerzeugnissen der Tropen noch verschiedene Palm-Arten ihre schlanken Stämme sich in die Luft erheben sieht.

Da längs des östlichen Seestrandes, der auch, mit Ausnahme einiger weniger Punkte, ganz unbewohnt ist, schon wegen der vielen hier ausmündenden, zum Theil breiten und tiefen Flüsse kein Landweg vorhanden ist, so führt der einzige vorhandene sogenannte Camino-Real, der aber in diesem ganzen Districte nur ein schlechter Maulthierpfad ist, über die mittleren Berge und Thäler zwischen dem Gebirgskamme und dem Seeufer in ungefähr gleicher Entfer-

nung von beiden hin. — Vom oberen Ende des Sees, vom Paso des Estero Panaloya ausgehend, führt dieser Weg durch eine anmuthige Waldniederung in einiger Entfernung vom Seeufer, hier ausnahmsweise mit sandigem Boden, zunächst nach dem Rio Malacatoya, dem nördlichsten und wasserreichsten von Chontales. Dieser Fluß entspringt eigentlich schon in Matagalpa, am Alto-Grande, wo die Cordillere sich schon wieder zu einer Höhe von 4000 Fuß erhoben hat, fällt aber, ziemlich genau von Norden nach Süden fließend, 4 Leguas östlich vom Panaloya in den Nicaragua-See. Da, wo der Camino-Real den Fluß trifft, werden die Ufer, zwischen steilen Sandhügeln sich hinziehend, schon höher, und hatte der Strom im März hier noch 4 bis 5 Fuß Tiefe und 40 bis 50 Fuß Breite. Einige Leguas weiter stromaufwärts, bei dem kleinen Ort Boaco, wo wir später denselben Fluß passirten, werden die tief eingeschnittenen Flußufer schon stellenweise felsig, und auch hier fanden wir zu Ende der trockenen Jahreszeit noch mehrere Fuß Wasser im, mit starkem Gefälle fließenden, 20 bis 30 Fuß breiten Strom. Noch weiter hinauf liegt an diesem Flusse das Dorf Teustepe, über welches der Gebirgspfad nach Matagalpa führt.

Der Tecolostote, der zweite (von Norden beginnende) Fluß von Chontales ist bereits weit weniger wasserreich als der Malacatoya, welches seinen Grund auch wohl darin haben mag, daß er in mehreren Armen oder Nebenflüssen vom Gebirge herunterkommt, die sich erst unweit des Sees zu einem Strome vereinigen. Der Camino-Real führt über mehrere der Zuflüsse hier schon in einer Entfernung von 4 Leguas vom Seeufer. Der Tecolostote und der Malacatoya bilden in ihrem unteren Lauf nur ein breites Flußthal oder eine Niederung, welche sich nordwestlich bis zum Managua-See ausdehnt, aber östlich von den weiter vortretenden Vorbergen am Rio-Santa-Clara abgeschlossen wird. Erst wenn man den Tecolostote durchritten, der damals schon beinahe zum rieselnden Bach eingetrocknet war, gelangt man aus der vorerwähnten breiten Thalsenkung in die Berge von Chontales und trifft zuerst auf die ziemlich einsam, hoch und frei am Berge gelegene Hacienda von Masapa, wo der ermüdete und hungrige Reisende stets einer freundlichen Aufnahme vom Besitzer, Don Augustin Hernandez,

falls derselbe anwesend sein sollte, versichert sein darf. — Von Masapa führt der Camino fortwährend bergauf und bergab, einmal sogar über ein kleines Felsenplateau, auf welchem ein einzelnes Haus, die Casa de Piedra Blanca genannt, auf zum Theil gefährlich steilen und steinigen Pfaden 4 Leguas weiter, bis man wieder in eine ebenere Gegend, wahrscheinlich das obere Flußthal des Rio de Santa-Clara, gelangt, und hier schon von Weitem die stattlichen Gebäude der Hacienda San Lorenzo vor sich sieht. Auch hier wird der Reisende, den der einbrechende Abend oder die Müdigkeit seines Thieres zum Ausruhen oder Nachtlager veranlassen sollte, an dem Mandator der Besitzung, dem Don Miguel Calderon, einen gefälligen und gastfreien Wirth finden.

Von San Lorenzo bis Yuigalpa, dem ersten etwas bedeutenderen Ort, den man auf diesem Wege antrifft, hat man noch einen beschwerlichen Ritt von 6 Leguas, und kommt hier eigentlich erst in die höheren Vorberge von Chontales, und hat von einigen Bergrücken aus hier zuerst eine volle Ansicht des ganzen Cordilleren-Kammes, wie derselbe sich um Chontales östlich hinzieht, und eine Einsicht in die wunderlich durch einander geschobenen Thäler und Ebenen der Vorberge, die sich häufig mit so überraschender Aehnlichkeit der Formen wiederholen und auf einander folgen, daß man sich äußerst schwierig in der Gegend gehörig orientiren kann.

Yuigalpa, ein kleiner Ort von weniger als hundert Häusern und Hütten, liegt auf einem der kleineren Plateaus, die sich häufig zwischen den oberen Thälern wiederholen, frei und luftig in ungefähr gleicher Entfernung (4 Leguas) vom See und von dem Kamme der Cordillere. — In den zwischen San-Lorenzo und Yuigalpa gelegenen Gebirgsschluchten, an der Höhe des Gebirges, befinden sich einige unbedeutende Goldminen, die einzigen in ganz Chontales. Das Gold kommt hier nur im Quarz fein eingesprengt vor und wird ohne Anwendung von Maschinerie irgend welcher Art durch mühsame Handarbeit, durch Zerklopfen des Gesteins und auf kaltem Amalgamationswege von den wenigen einzelnen, mit dieser wenig lohnenden Ausbeute Beschäftigten gewonnen. — Einer der Zuflüsse, der Rio Mayales, fließt in der Nähe Yuigalpa's und versorgt die Bewohner mit Wasser; nach erfolgter Vereinigung

mehrerer Zuflüsse wird der Mayales ein ziemlich ansehnlicher Fluß, ist von seiner Ausmündung an mehrere Leguas aufwärts schiffbar und hat schöne Waldungen an seinen Ufern. Der Weg von dem schon ziemlich hoch liegenden, rings von tiefen Thälern umgebenen Juigalpa direct nach dem Seeufer ist ein äußerst beschwerlicher und nur für Maulthiere praktikabel.

Acoyapa, acht Leguas weiter südlich, der Hauptort des Districts Chontales, ist etwas besser gebaut, mit ansehnlicherer Kirche auf großer Plaza, hat aber doch nicht viel über hundert Häuser, unter denen vielleicht der vierte Theil massive, von Adobe erbaute sind. Der Ort liegt gleichfalls auf einem kleinen Plateau, doch nicht so frei und hoch wie Juigalpa, indem höhere Bergrücken hier seitwärts näher herantreten. In der Nähe von Acoyapa haben sich noch zwei altindianische Pueblos bis heute erhalten, die, an den steilen, einander gegenüberliegenden Berghängen eines Thales liegend, diesem einen etwas cultivirteren Anstrich geben, als man sonst in Chontales zu finden gewohnt ist. Lovago und Loviguisco genannt, zeugt schon für ihr früheres Dasein als der jetzige Hauptort der Umstand, daß der von diesen Thälern aus dem See zufließende Wasserlauf häufiger Rio de Lovago, als Rio de Acoyapa genannt wird. In dem sich bald unterhalb Acoyapa bedeutend erweiternden und in flache Niederungen zu beiden Seiten sich ausbreitenden Flußthale führt ein in der trockenen Jahreszeit ganz erträglicher Camino-Carretero nach der Mündung des Flusses in den See, woselbst auf der Hacienda de San José der kleine Hafen von San-Ubaldo befindlich ist. — Acoyapa liegt ebenfalls ungefähr 4 Leguas vom See und 3 bis 4 Leguas vom Kamm der Cordillere entfernt.

San-Miguelito, der einzige kleine Hafenort längs dieser ganzen Küste, liegt 12 Leguas südlich von Acoyapa und eine Viertelmeile vom Strande entfernt. Das Ufer erhebt sich hier gleich vom Strande aus etwas, und der aus 20 bis 30 Hütten bestehende Ort liegt vielleicht 50 bis 80 Fuß über dem Wasserspiegel. Auch hier ist wenig Bodencultur sichtbar, die Hauptbeschäftigung der wenigen Bewohner ist gleichfalls Viehzucht. Als Ausfuhrort für die Producte der umliegenden großen Haciended, bestehend in

Häuten, Käse und Tassajo, hat San-Miguelito für diesen Theil von Chontales einige Bedeutung. Einige vorliegende, schön bewaldete kleine Inseln schließen die Bucht, in welcher der Ort liegt, gegen Süden ab. — Auf dem schlechten Wege, der von Acoyapa über die Vorberge bis hierher führt, trifft man die etwas bedeutenderen Flüsse: Oyate, Tepinaguasapa und Jaen, und an der zum Theil felsigen Küste zwischen den beiden Orten trifft man an den vorspringenden Punkten von Pedernal und Jaen wiederum einzelne Ranchos am Seeufer. — Dicht neben San-Miguelito fällt das Flüßchen Camastre in den See. — Die benachbarten 100 bis 200 Fuß hohen, abgerundeten Hügel sind meist ohne Waldung, aber mit üppigem Graswuchs versehen.

San-Carlos, am Ausflusse des San-Juan gelegen, ist dann der letzte, kaum mehr zu Chontales zu rechnende Küstenort am See, indem derselbe gänzlich vom übrigen Districte, an dessen südlicher Grenze er liegt, abgeschnitten und zu Lande wenigstens vollkommen von demselben getrennt ist. Durch die zwischen San-Miguelito und San-Carlos liegende, 6 bis 7 Meilen längs der Küste breite, sumpfige Niederung fehlt es nämlich an jedem Verbindungswege, selbst in der trockensten Zeit, und eine Verbindung zwischen den beiden Orten findet nur auf dem See oder zu Wasser Statt. Zwei etwas bedeutendere Flüßchen fallen jedoch auch auf dieser Distanz der Küste in den See und entwässern somit das unbekannte hintere, sich weit nach Osten hinziehende Flachland. In welcher Entfernung vom Seeufer oder vom San-Juan-Strome das Land sich wieder mehr zu erheben beginnt, ist eben so unbekannt, als wie es sich mit der hier offenbar sichtbaren gänzlichen Senkung der Cordillere und dem Durchbruch des Stromes durch dieselbe im Großen verhält. — Der Ort San-Carlos, aus 20 bis 30 Hütten bestehend, aber in neuester Zeit durch den Verkehr auf dem Flusse und quer über den See in sichtlicher Zunahme begriffen, liegt an dem westlichen Abhange des kleinen Hügels, der sich hier im Winkel zwischen Fluß und See plötzlich erhebt, und auf welchem das schon Eingangs erwähnte verfallene alte spanische Fort sich befindet.

Das in seinen Krümmungen über 100 Meilen lange, breite Thalgebiet des San-Juan, vom Nicaragua-See bis zum atlantischen Ocean, sowie der ganze Ostabfall der den District Chontales begrenzenden Cordillere bis zur atlantischen Küste, würden geographisch gleichfalls zum Departamento Oriental des Staats zu rechnen sein. Die Grenzstreitigkeiten mit Costarica wegen der ganzen südlichen Grenze des Staats, die noch immer nicht erledigt sind, und welche in neuerer Zeit durch die bekannten Mosquito-Intriguen und die Beeinträchtigung Nicaragua's von Seiten englischer Diplomatie noch vielfach verwickelt worden sind, lassen jedoch das eben erwähnte ausgedehnte Gebiet zwischen dem atlantischen Ocean und dem See gegenwärtig factisch als herrenlos erscheinen, im Flußthal nur an einzelnen Punkten vorläufig von der Vanderbilt'schen Transit-Compagnie und einzelnen fremden Ansiedlern in Besitz genommen. Auf die Grenzstreitigkeiten zwischen den beiden Staaten wegen des südlichen Fluß- und Seeufers und des Districtes von Guanacaste, sowie auf die hoffentlich schon in nächster Zeit eine für die wichtigsten Interessen Nicaragua's befriedigende und gerechte Entscheidung findende sogenannte Mosquitofrage wird besser weiter unten zurückzukommen sein. Daß das ganze Flußthal und der Hafen von San-Juan sowohl zufolge des geschichtlichen Verlaufs der Bildung der früheren Provinz und der späteren unabhängigen Republik, als auch vernunftgemäß zufolge der topographischen Gestaltung des Landes und Behufs Entwickelung aller Hülfsquellen desselben, nur als zum Staate Nicaragua gehörig betrachtet werden dürfen, unterliegt indeß keinem Zweifel mehr.

Aus der weiter oben mitgetheilten Beschreibung der unmittelbaren Flußufer des San-Juan und der Gestaltung des Landes zu beiden Seiten desselben, soweit sich vom Flusse aus darüber urtheilen läßt, geht schon so viel hervor, daß, mit Ausnahme der unteren Flußstrecke vom Hafen bis zum Sarapiqui und der oberen vom Rio Savalos bis zum See, im ganzen größeren mittleren Bereich des Stromes überall sich Punkte finden, zur lohnenden Cultur des Bodens und für permanente Ansiedelungen vorzüglich geeignet Wenn hier eine etwas zahlreichere Bevölkerung sich erst eingefunden, der Anbau des Landes begonnen und ein regere Lebens und

Treiben auf dem Flusse entstanden, erst dann wird es dem zum vollen ungestörten Besitz des Flußthals und des Hafenorts gelangten Staate möglich sein, nach und nach den ganzen weiten Bezirk zwischen dem Ocean und dem See aufzuschließen und in den Bereich der Civilisation zu ziehen, sowie alle die noch fehlenden Einrichtungen und Verbesserungen zu treffen, um eine ungestörte, leichte und rasche Verbindung des Inneren mit der atlantischen Küste herzustellen.

2. Departamento Septentrional.

Verfolgt man die Cordillere, die in ihrem Westabfall und den niedrigeren Vorbergen und Thälern den Bezirk von Chontales bildet, weiter nördlich, so findet man, daß dieselbe zwar in derselben Richtung wie bisher und in ungefähr gleicher Entfernung vom stillen Ocean sich hinzieht, aber mit ihrer größeren Höhe bald in ihrem westlichen Abfall einen etwas anderen Charakter annimmt. Schon dem kleineren See von Managua gegenüber, noch mehr aber nach der Bucht von Conchagua hin, werden die Ebenen am Fuße derselben breiter, treten dichter an das wirkliche Gebirge heran und letzteres wird steiler, felsiger und unfruchtbarer in seinem westlichen Abhange sowie in den hier sich hinaufziehenden einzelnen Thälern. Während Chontales ganz an der Westseite des Gebirgskammes liegt, befindet sich der größte und bevölkertste Theil des nördlichen Departements schon an der Ostseite desselben und zum Theil an den Quellen der nach dem atlantischen Ocean hin fließenden Gewässer des sogenannten Mosquitia's. Das ganze weite, von der Cordillere durchschnittene Terrain, das nur gegen Honduras hin bestimmte Grenzen hat und auch wohl mit den Districtsbenennungen Matagalpa und Segovia bezeichnet wird, ist nur schwach bevölkert und erhält, mit Ausnahme einiger an der Grenze von Honduras liegender fruchtbarer Plateaus und kleinerer Thäler, in allen seinen übrigen Theilen nur Bedeutung durch die hier sich findenden und stel-

lenweise in wilder ungeregelter Manier ausgebeuteten mineralischen Schätze.

Die beschwerlichen Gebirgspfade, auf welchen der bewohnte Theil dieses Departements vom Becken des Nicaragua-Sees oder gar von der Westküste aus nur zu erreichen ist, tragen am meisten zur Isolirung desselben vom übrigen Staatsgebiete bei. Von Granada aus brauchen die Arrieros mit unbeladenen Thieren 8 bis 12 Tage, um nach dem Bezirk Segovia zu gelangen, und man findet längs des ganzen Weges so wenig Anbau und Bevölkerung, daß man Lebensmittel und in der ungünstigen Jahreszeit selbst Futter für die Thiere stets mit sich führen muß. Auch eignen sich die felsigen, steilen und rauhen Abhänge des Gebirges hier wenig für Anbau, und die zerstreut hier in den Bergen lebenden Bewohner treiben ebenfalls nur Viehzucht. Erst nachdem man den Kamm der Cordillere überschritten hat, trifft man wieder fruchtbare Thäler und culturfähige Ebenen, namentlich an den Quellen des Rio Wanx, hier Cocos genannt, der am Cap Gracios a Dios in's atlantische Meer ausmündet.

Wie die eigentlichen Hochebenen von Segovia denn überhaupt mehr zu Honduras gehören als zu Nicaragua, so sind sie eben wie jener Staat mehr auf die atlantischen, als die Küsten und Häfen des stillen Oceans angewiesen, und werden erst dann zur Geltung gelangen, wenn ganz Mosquitia aufgeschlossen und aus seinem jetzigen wilden, unbewohnten Zustande mit in den Bereich der Civilisation hineingezogen ist. Der District Segovia theilt in seinem größeren und bewohnteren Theile auch bereits ganz das Klima des Ostabfalls der Cordillere, ist bedeutend feuchter und zugleich der höheren Lage wegen kühler als das Innere des Landes. Die vielen Stürme und mit durch diese herbeigeführten häufigen und raschen Temperaturwechsel machen diesen Theil des Gebirgslandes von Nicaragua besonders unangenehm und ungesund, und liefert dieser Umstand einen neuen Beweis dafür, wie unrichtig die früher allgemein gehegte Ansicht ist, daß es nur auf die höhere Erhebung einer Localität über das Meeresniveau ankomme, um dieselbe in den heißen Zonen, auch selbstverständlich in demselben Verhältniß, gesunder und angenehmer zum Aufenthalt für Nordländer zu machen. Die mei-

sten und schlimmsten Krankheitsfälle, selbst unter der eingebornen Bevölkerung, kommen nach der übereinstimmenden Aussage der Aerzte gerade auf den fast immer windigen, nicht minder am Tage heißen, aber Nachts kalten Hochebenen vor, während das gleichmäßig heiße Klima der Ebenen, selbst für Fremde, nicht so schädlich ist, als jene häufigen Wechsel. Aus diesen Gründen schon, abgesehen von den übrigen Hindernissen, die sich in der wunderlichen vorhandenen gemischten Bevölkerung dieser Gegenden finden würden, sind die Berge des nördlichen Departements am ungeeignetsten unter allen verschiedenen Localitäten Nicaragua's, um hinsichtlich ackerbautreibender Colonisation oder deutscher Auswanderung ernstlich in Betracht zu kommen; obgleich auf einigen der Hochebenen sogar Waizen ziemlich gedeiht. — Ueber den ganzen übrigen, später zu Nicaragua und zum Departamento Septentrional zu rechnenden Theil des sogenannten Mosquitia's, der sich hier in der größten Breitenausdehnung Central-Amerika's in der Richtung des Rio Wanx oder Pantasma bis nach dem Cap Gracios a Dios hinzieht, läßt sich gegenwärtig noch wenig sagen, da man es noch nie der Mühe werth gehalten, nur einmal das genannte Flußthal des vom atlantischen Hafen aus ziemlich weit aufwärts schiffbaren Stromes zu untersuchen; viel weniger denn versucht hat, von Segovia aus die Wildniß von Mosquitia genauer zu erforschen.

Gegenwärtig kann also der größte Theil des nördlichen Departements, eben wie die, gleichen Bedingungen unterliegenden, benachbarten Gebirgsdistricte von Honduras, nur für diejenigen besonderes Interesse haben, welche auf die Gewinnung von mehr oder weniger edlen Mineralien ausgehen. Doch auch für diesen Fall bieten die Zustände des Landes und die einmal hier vorhandene Bevölkerung so wenig Ermuthigendes, stellen vielmehr jedem Fremden so bedeutende Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg, daß trotz des unzweifelhaften Vorhandenseins von Gold und Silber und der Mannigfaltigkeit anderer reicher Erze, die Ausbeutung derselben für jetzt noch wenig Aussichten auf glückliche und rasche Erfolge darbietet. Das hier in geringeren Mengen, nur im Flußsande oder im Quarz spärlich eingesprengt vorkommende Gold hat, seit Californien und Australien mit ihren Schätzen den Goldgräbern

eröffnet worden, für letztere seine Anziehungskraft verloren; und für den umständlicheren und Capitalien wie größere Anlagen erfordernden Gruben- und Hütten-Betrieb, fehlt es an allen und jeden Garantien der Sicherheit, so lange die jetzigen inneren und äußeren politischen Zustände fortdauern.

Das Gold wird im gediegenen Zustande fast nur durch Waschen des Flußsandes von einzelnen Indianern und eingebornen spanischen Goldsuchern, und vielleicht nur zum Belauf von einigen Tausend Piastern jährlich, jetzt gewonnen. — Die Minen auf silberhaltige Bleierze, mit etwas Beimischung von Gold, sind früher am eifrigsten betrieben worden und sollen jährlich damals 2 Millionen Piaster producirt haben. Diese Erze sollen 15 bis 20 Procent Silber und 1 Procent Gold enthalten haben. Diese Minen werden jetzt nur sehr im Kleinen und unregelmäßig betrieben. — Auch reiche Kupfererze, 25 bis 60 Procent reines Kupfer enthaltend, kommen hier vor; sowie Eisenerze, Schwefel und eine Menge anderer mineralischer Producte. — Eine gründliche, wissenschaftliche Untersuchung dieser Berge mit ihren vielen und mannigfachen Schätzen würde wahrscheinlich die Liste der hier anzutreffenden nutzbaren Mineralien noch bedeutend vermehren. Wenn in früheren Zeiten nie ein Europäer in dieses Land und noch viel weniger in diese wilden Gebirge eingedrungen ist, so sind erst in neuester Zeit unter den verschiedenen Fremden aller Nationen, die diesem Theil der Cordillere einen flüchtigen Besuch gemacht, auch einige deutsche gebildetere Bergleute hierher verschlagen worden, von denen man vielleicht bald etwas Näheres über die Beschaffenheit dieses Gebirges erfährt. Da übrigens z. B. selbst auf der reichen, mit naturwissenschaftlichen Instituten seit Jahren versehenen Insel Cuba, sämmtliche metallreiche Berge im ausgedehnten Inneren der Insel noch bis heute beinahe völlige terra incognita sind, so darf man sich nicht sehr darüber wundern, daß für Nicaragua bisher noch kein Naturforscher sich gefunden, um, aller Mühseligkeiten der Wanderung, aller Beschwerden des Klimas und aller Gefahren der socialen Zustände des Landes ungeachtet, sich der schweren Forschungsarbeit zu unterziehen.

Die geringe Bevölkerung des nördlichen Departements lebt entweder, wie im größeren Theil von Matagalpa und einigen der

Vorberge von Segovia, in einzelnen Hacienden und Ranchos, Viehzucht treibend, oder in kleineren, durchweg unbedeutenden Ortschaften vereinigt. Die bisherigen Landkarten, über keinen Theil von Central-Amerika nur annähernd richtige Auskunft ertheilend, sind für alle gebirgigen Districte natürlich vollends unrichtig und unbrauchbar. So giebt es im ganzen nördlichen Departement keine Stadt oder Ortschaft Segovia, wie noch immer fälschlich auf allen Karten zu sehen. Vor alten spanischen Zeiten hat, weiter nach Mosquitia hinein, ein längst zerstörter und verlassener Platz Nueva-Segovia einmal existirt. Der jetzige Hauptort des Departements ist Ocotal, unweit der Quellen des Cocos-Flusses, ein Flecken von einigen Tausend Einwohnern. Alle übrigen Ortschaften sind, wie bemerkt, ganz unbedeutend und keiner weiteren Erwähnung werth. — Segovia und Matagalpa bezeichnen gegenwärtig nur die beiden Districte des nördlichen Departements.

---

3. Departamento Occidental.

Denkt man sich die schon erwähnte Kette oder Reihe kleiner Vulcane, die sich durch die Mitte desselben hinzieht, hinweg, so bildet dieses Departement nur eine ununterbrochene Ebene, und als solche die obere Fortsetzung oder das Ende der großen, durch die Seen bezeichneten Thalsenkung von Nicaragua. Zwischen dem stillen Ocean (im Westen), der Conchagua-Bai (im Norden), dem Fuße der Cordillere (im Osten) und dem Managua-See (im Süden) gelegen, wird diese Ebene, vom Monotombo bis zum Viejo hin, in nordwestlicher Richtung durch die Reihe der kleineren, jene beiden größeren verbindenden Vulcane in zwei ziemlich gleich große Hälften getheilt, in die Llanos de Leon und del Conejo.

Letzterer, zwischen den Vulcanen und dem Fuße der Cordillere gelegene, der Llano del Conejo, erhält seine Abwässerung durch den Estero-Real (in welchen natürlichen Canal die Fluth und Ebbe über 20 Meilen weit hineintritt) nach der Conchagua-Bai hin; während der Llano

de Leon die Niederschläge sämmtlich direct nach dem stillen Ocean, und zwar größtentheils nach der Bucht von Realejo hin, abführt. Nur im kleineren südlichen Theile dieses Küstenstriches trennen noch einige niedrige Hügel die Ebene vom Pacific, die sonst überall hier vorhandene Küsten-Cordillere verschwindet in der Umgegend von Realejo gänzlich, und nur am nördlichen Ende des Departements erhebt der erloschene Vulcan Cosiguina sich wieder, und mit seinem 4000 Fuß hohen länglichen Rücken sich in das Meer vorschiebend, bildet er die südliche Hälfte der Conchagua-Bai. Die 2000 bis 3000 Fuß hohen kleineren Vulcane Santa-Clara, Telica, Orota, Las Pilas und Axusco, die sich in der aufgeführten Reihenfolge, vom 6000 Fuß hohen Viejo bis zum 6500 Fuß hohen Monotombo, am Managua-See hinziehen, bilden aber äußerlich keine zusammenhängende Bergkette, sondern erheben sich einzeln, jeder für sich, kegelförmig aus der Ebene. Das unterirdische Feuer ist hier noch keineswegs erloschen und äußert sich, außer den regelmäßigen, dem hohen Monotombo entsteigenden Rauchsäulen, auch am Fuße und den Seitenflächen der kleineren Vulcane, durch schweflige Dünste, brennende, Nachts sichtbare Gasentwickelungen und gelegentliche Ausflüsse von Laven. Auch einzelne heiße Quellen kommen vor, und die nächste Umgebung der Vulcane besteht fast nur aus Lavafeldern, die sich in einzelnen Fällen Meilen weit erstrecken, auch wohl fruchtbare einzelne Ländereien umschließen. Die Seitenflächen der Vulcane sind übrigens bis hoch hinauf fast überall bewaldet, und während der nassen Jahreszeit ist Alles mit einer groben Grasart überzogen, welches die ganze Gegend in ein smaragdgrünes Gewand kleidet, das zu Ende der trockenen Jahreszeit sich in Gelb und Schwarz verwandelt, um dann mit den ersten gefallenen Regenschauern wieder grün zu werden.

Dieses ganze westliche Departement, besonders aber die fruchtbare gesegnete Ebene von Leon, nach drei Seiten hin mit offener leichter Communication mit dem übrigen Lande, mit gutem Hafenplatz nicht nur am stillen Ocean, sondern auch an der geschützten prachtvollen Conchagua-Bai, mit zahlreicher indianischer betriebsamer Bevölkerung von besonders friedfertiger Natur, hätte nun naturgemäß von jeher der reichste, angebauteste District sein müssen,

hat auch vorübergehend einzelne Perioden der wirklichen Blüthe gehabt, ist aber gegenwärtig wieder in auffallende Vernachlässigung und Indolenz versunken. Der in einer Hinsicht vortheilhafte Umstand der leichten Zugänglichkeit und Aufgeschlossenheit dieses Bezirkes, wodurch derselbe sich so auffallend fast vom ganzen übrigen, in seinen Bergen und geschlossenen Thalebenen schwer zugänglichen Central-Amerika unterscheidet, hat dann aber freilich auf der anderen Seite auch, in früherer wie späterer Zeit, Veranlassung genug gegeben, daß diese schöne und fruchtbare Ebene mehr wie manche andere Gegenden von Krieg, Aufruhr und Zerstörungen heimgesucht worden. Schon 1680 wurde Leon von englischen Seeräubern von Realejo aus erstürmt und in Brand gesteckt, und in den unglücklichen Bürgerkriegen, die besonders Nicaragua von 1828 bis 1846 nicht zur Ruhe kommen ließen, hat keine Gegend Central-Amerika's mehr gelitten, als die Ebene von Leon. Noch jetzt liegt über die Hälfte aller früher cultivirten Felder brach und unbenutzt, selbst längs der Hauptlandstraße, die vom See von Managua aus durch die ganze Ebene bis nach der Conchagua-Bai hinführt; von den weiter entfernt liegenden Wäldern und Savannen, mit schönstem Holze und leichtem, aber ergiebigem Boden, ganz zu geschweigen. Die Häfen, sowohl der von Realejo als die Conchagua-Bai, sind verlassen oder doch nur von einzelnen Schiffen hin und wieder besucht, und für alle hier so leicht zu beschaffenden Verbesserungen der inneren Communication geschieht noch immer so gut wie nichts.

Leon, die frühere Hauptstadt der Provinz wie des Staates Nicaragua, Sitz des Erzbischofs und zu ihrer Blüthenzeit die volkreichste Stadt des Landes, ist hauptsächlich durch die Schuld der Bewohner und durch die nie aufhörenden Intriguen und Kabalen der Pfaffen gegen die freiere Bewegung des Volks und vernünftigere Gestaltung des Staates, zu ihrer jetzigen Unbedeutendheit herabgesunken, und hat dem handelsthätigeren freisinnigeren Granada das lange bestrittene Uebergewicht auch in politischer Beziehung seit den letzten Jahren zugestehen müssen. — Die frühere angebliche Bevölkerung von 50—60,000 (wobei jedoch immer die angrenzende altindianische Stadt Subtiaba und sämmtliche Barrios mitgerechnet

werden) ist bis auf unter 20,000 herabgesunken. Ganze Stadttheile liegen in Trümmern, seit der während der inneren Unruhen erfolgten Zerstörung; und da, der immer wiederkehrenden Unruhen und Straßenkämpfe müde, ein Theil der Bewohner während dieser Zeit Leon ganz verließ und nach Chinandega übersiedelte, so hat sich die frühere Hauptstadt noch immer nicht von den Folgen jener trüben Zeiten wieder erholen können. Die Lage der Stadt, inmitten der fruchtbaren Ebene, ungefähr gleich weit vom Managua-See wie von dem Hafenplatz Realejo am stillen Ocean entfernt, ist so günstig als nur möglich, wenn nur Bodencultur, Industrie und Handel nicht fast gänzlich darniederlägen.

Die Anlage und Bauart der Stadt ist die gewöhnliche, überall hier gebräuchliche, und der weiter oben beschriebenen von Granada ganz gleich. Die eigentliche innere Stadt mit der Plaza, den Kirchen und anderen kirchlichen Gebäuden, die in früherer Zeit äußerst zahlreich waren, den geraden breiten Straßen, den Adobe-Häusern mit Ziegeldächern, in den Barrios oder Vorstädten wiederum die indianischen Häuser mit Palmdächern: Alles wiederholt sich hier wie bei allen übrigen, auf den Namen Städte Anspruch machenden Ortschaften Central-Amerika's. Die indianische Stadt Subtiaba, mit eigener Municipalität, aber sonst mit Leon zusammenhängend, hat jedoch auch ihre eigene Plaza mit großer alterthümlicher Kirche, noch aus der ersten Zeit der spanischen Herrschaft herstammend.

Obgleich weder an Fluß noch See gelegen, ist Leon doch gut mit Wasser versorgt, sowohl durch tiefe Brunnen als auch durch die beiden tiefen Erdschluchten (Barrancas), die, nördlich und südlich von der Stadt liegend, dieselbe einschließen und, sich eine halbe Stunde unterhalb der Stadt vereinigend, zugleich die Gewässer der Ebene nach dem 3 bis 4 Leguas in gerader Richtung entfernten stillen Ocean abführen. In den Seitenwänden dieser trockenen Schluchten vulcanischen Ursprungs befinden sich nämlich zahlreiche Quellen guten Trinkwassers; die im Inneren der Stadt gegrabenen Brunnen haben sämmtlich eine Tiefe von 150 bis 200 Fuß. — Von den vielen früher vorhandenen Kirchen und Klöstern sind letztere sämmtlich aufgehoben, von ersteren noch zehn oder zwölf erhalten und in Gebrauch. Die Kathedrale von 1735 bis 1745 in

massivem Renaissance-Styl mit großen Kosten und in ganz ansehnlichen Breiten- und Längen-Dimensionen erbaut, hat nebst dem daneben gelegenen Palacio del Obispo, den Zerstörungen der Zeit, der Erdbeben und der Bürgerkriege guten Widerstand geleistet. Noch im letzten Aufstande unter Muñoz ist dieselbe wiederum, wie schon oftmals, zur Citadelle umgeschaffen, das Dach mit Geschütz besetzt und zur Vertheidigung eingerichtet gewesen, ohne daß es jedoch diesesmal zum wirklichen Kampfe um dieselbe gekommen. Von früheren Belagerungen her tragen die Mauern dieser, wie der anderen größeren Kirchen, noch zahlreiche Spuren der eingeschlagenen Kanonenkugeln. Vom flachen Dache der Kathedrale hat man eine schöne Ansicht der ganzen Stadt und Umgegend, der die Ebene durchschneidenden Reihe von Vulcanen, und am fernen westlichen Horizont des stillen Oceans.

Die Zahl der hier lebenden Fremden ist gegenwärtig noch gering, und durch die ganz indianische Bevölkerung von Subtiaba diese Race hier durchaus vorherrschend. Die früheren spanischen Sitten und Trachten haben sich aus diesem Grunde in Leon auch noch mehr erhalten, als dieses z. B. in Granada der Fall ist, wo der Einfluß der fremden Sitten und Gebräuche schon von merklichem Einflusse auf die eingeborene Bevölkerung ist. — Der wenige Handel, den Leon früherhin noch etwa trieb, hat sich in letzter Zeit ganz nach Chinandega gezogen. Die Zahl der reicheren Einwohner besteht fast nur aus den größeren Grundbesitzern, welche entweder in der umgebenden Ebene oder weiter im Gebirge ihre Besitzungen und Pflanzungen haben. — Der Markt ist in Leon besser versorgt als in Granada, besonders an Früchten, und alle Artikel sind hier bedeutend billiger.

Chinandega liegt ungefähr 8 Leguas nordwestlich von Leon, an den oberen Zuflüssen des kleinen Flusses, welcher, am Vulcane Viejo entspringend, weiter unten in die Bucht von Realejo fällt. Die frühere alte Stadt, auch zur Unterscheidung jetzt abgekürzt nur El Viejo genannt, liegt noch etwas oberhalb der größeren neueren, hat nur einige Tausend Einwohner und ist neben der neueren Anlage zur unbedeutenden Landstadt herabgesunken. Auch hier findet sich eine große Kirche, noch aus der frühesten Zeit der spanischen

Eroberung herstammend, ziemlich wohl erhalten. — Das neuere, erst seit zwanzig Jahren entstandene, unter der Benennung besonders verstandene Chinandega hat dagegen jetzt schon eine Bevölkerung von über 12,000 Seelen und ist fortwährend im Zunehmen begriffen. Dieser Ort ist auch gegenwärtig der eigentliche Handelsplatz der Westküste Nicaragua's, und nur 2 Leguas vom Hafenort entfernt, wohnen alle mit dem Handel und der Schifffahrt auf dem stillen Ocean beschäftigten Kaufleute lieber hier als in dem ungesunderen Realejo. — Die Stadt liegt in einer völligen Ebene und würde ein noch heißeres Klima haben, wenn nicht die Seewinde ungehindert bis zu derselben dringen könnten.

Der Weg von Leon nach Chinandega führt über die beiden kleineren Ortschaften Poseltega und Chichigalpa, die nur von Indianern bewohnt sind. Von Chinandega aus führt die Straße nach Norden, oder zunächst nach der Conchagua-Bai, weiter nach dem Estero-Real, auf welchem man sich entweder bei Tempisque oder weiter unten bei Nacascolo einschiffen kann, um die letzten 4 oder 5 Leguas bis zur Conchagua-Bai auf dem hier schon breiten und tiefen Estero oder Meeresarm mit dem Ebbestrom hinabzufahren.

Realejo bezeichnet nicht nur den kleinen Ort von etwa 1000 Einwohnern, der 4 bis 5 Meilen vom Seestrande entfernt an dem Estero gleichen Namens liegt, sondern auch zugleich die an dessen Ausmündung durch zwei vorliegende Inseln gebildete Hafenbucht. Dieser Hafen ist, neben den größeren Baien von Nicoya und Conchagua, der einzige gute, sichere und hinlängliche Tiefe und Räumlichkeit darbietende, an der ganzen Westküste von Central-Amerika, und deshalb für die künftige Handelsentwickelung Nicaragua's von besonderer Wichtigkeit. Durch die vorliegende Insel Cardon, welche eine südliche und eine nördliche, 30 Fuß tiefe und eine Viertelmeile breite freie Einfahrt in die Hafenbucht gewährt, vor der gewaltigen Dühnung des Pacific vollkommen geschützt, finden die Schiffe hier überall sicheren, 25 bis 30 Fuß tiefen Ankergrund. Der Unterschied der Ebbe und Fluth beträgt circa 11 Fuß, so daß die Waaren mittelst Leichtern den Estero hinauf nach Realejo geschafft werden können. Mit leichter Mühe ließe sich diese

Hafenbucht in jeder Hinsicht allen Anforderungen der Schifffahrt entsprechend verbessern; bis jetzt ist jedoch noch wenig oder nichts in dieser Beziehung unternommen, und man begnügt sich noch immer mit der Benutzung des unbequem, weil zu weit vom Hafen inland, gelegenen Realejo. Am südlichen Ende der Bucht mündet der kleine, vom Vulcan Telica kommende Fluß Quesalguaque, an seinem Ausfluß den Estero de Doña Paula bildend, gleichfalls ein; und hat dieser leicht einige Meilen aufwärts in der Richtung von Leon schiffbar zu machende Estero und die günstige Lage seiner Ausmündung neuerlich das Project zur Sprache gebracht, hier eine neue Hafenstadt zu gründen, um durch zu bietende größere Leichtigkeit des unmittelbaren Aus- und Einladens, dem alten Realejo und zugleich Chinandega Concurrenz zu machen und den Handel wieder mehr nach Leon hin zu ziehen. Dieser neue Hafenplatz, der für die Schifffahrt unstreitig bequemer gelegen sein würde, als das 5 Meilen inland liegende und dann noch 6 Meilen zu Lande von Chinandega entfernte Realejo, würde in gerader Richtung nur 15 Meilen von Leon entfernt sein, und wäre auf einen Theil dieser Distanz der Estero de Doña Paula entweder zum Wassertransport zu benutzen, oder auch über das ebene, keine besonderen Schwierigkeiten bietende, waldige Terrain mit geringen Kosten eine Eisenbahn anzulegen. Die Prospecte zur Anlage dieses Platzes, der Corinth heißen sollte, wurden seiner Zeit (1850) im »Correo del Istmo« veröffentlicht, und sogar schon Lots zu Kauf ausgeboten; die späteren Unruhen, namentlich Muñoz's Aufstand, haben das Unternehmen jedoch wieder in's Stocken gebracht.

Im Llano del Conejo, oder in der zwischen dem Fuße der Cordilleren und der Reihe der kleinen Vulcane gelegenen, schönen und fruchtbaren Ebene, in welche sich der Estero-Real über 30 Meilen weit hineinzieht und in seinem oberen, nicht mehr von der Ebbe und Fluth erreichten Theile auch einzelne kleine Gebirgswässer aufnimmt, sowohl von den Vulcanen als von den Vorbergen der Cordillere herabkommend, in dieser Ebene liegen nur die kleinen gewerbfleißigen indianischen Ortschaften von Souci und Somotillo, die ihre gebrannten Thonwaaren und anderen Producte durch ganz Nicaragua vertreiben. Durch Schiffbarmachung des oberen Theiles

des Estero-Real (der 30 Meilen von der Mündung noch 10 Fuß Wassertiefe hat) oder gar durch eine Verbindung desselben mit dem Managua-See, östlich vom Monotombo, durch einen ohne große Schwierigkeiten für kleinere Fahrzeuge oder Böte herzustellenden Canal, würde auch dieser entlegenere Theil des westlichen Departements völlig aufgeschlossen und zur vollen Geltung seiner günstigen Lage und seines fruchtbaren Bodens gelangen können.

Der zwischen Leon und dem Managua-See liegende Theil des Departements, den eine niedrige Hügelkette vom stillen Ocean trennt, ist weiter nach der Grenze gegen das östliche Departement weniger angebaut, als die nähere Ebene um Leon, fast überall noch mit schöner Waldung bestanden und ebenso culturfähig als das übrige Land. — Pueblo-Nuevo ist der einzige etwas ansehnlichere Ort dieser Gegend, an der Straße zwischen Leon und dem schon zum östlichen Departement gehörigen Nagarote, mitten in der Ebene gelegen. — Am Fuße des kleinen Vulcans Axusco und an dem Ufer der nordwestlichen Einbucht des Managua-Sees sollen sich, mit dichter Waldung bedeckt, noch die Ruinen der frühesten hier gegründeten und später verlassenen Stadt Leon vorfinden. — Der auf den meisten Karten als ansehnliche Hafenbucht angegebene Ort Tamarinda, zwischen Pueblo-Nuevo und Nagarote an der Westküste gelegen, existirt als solche gar nicht, sondern an der Ausmündung eines kleinen, von den vorerwähnten Küstenhügeln herabkommenden Gebirgswassers haben in früheren Zeiten einige Küstenfahrer wohl versucht, sich Brasilholz zu verschaffen; und hieraus ist die Sage eines hier vorhandenen Hafens entstanden, welcher dann durch einen Canal mit dem Managua-See in Verbindung gesetzt werden sollte. — Doch wird auf die verschiedenen großen Canalprojecte besser weiter unten besonders zurückzukommen sein.

---

4. Departamento Meridional.

Das, sowohl der räumlichen Ausdehnung als auch der gegenwärtigen Bevölkerung nach, kleinste der vier Departements, das

südliche genannt, erhält augenblicklich seine wichtigste Bedeutung durch die dasselbe allein berührende Transitroute nach Californien und den ungewöhnlichen Verkehr, der hierdurch während der letzten beiden Jahre zwischen dem See und dem Hafenort am stillen Ocean über den Isthmus stattgefunden hat.

Nur den südlicheren, schmaleren Theil des zwischen dem See und Pacific liegenden Landstriches einnehmend, indem der Rio Ochomogo, der Insel Zapatero gegenüber in den See ausmündend, die Grenze gegen das östliche Departement bildet, umfaßt dieser Theil Nicaragua's eigentlich zugleich auch die sämmtlichen, sich längs des südlichen Seeufers bis zum San-Juan-Strome hinziehenden Ländereien, sowie den früheren Grenzbestimmungen nach auch den größten Theil des Districtes von Guanacaste oder Nicoya. Die frühere Grenzlinie zwischen Nicaragua und Costarica, sowohl provinzielle als spätere staatliche, lief nämlich vom Ausfluß des Rio Colorado an atlantischer Küste bis zum oberen Ende der Bucht von Nicoya, nach welcher ganz Guanacaste zu Nicaragua gehört. Später, als letzterer Bezirk, in seinem südlichen Theile auch topographisch mehr auf die Bucht von Nicoya als Hafenplatz, als auf die Westküste angewiesen, sich während des anhaltenden Bürgerkrieges mehr an Costarica anschloß und letzterer Staat durch englisches Protectorat in seinen Forderungen dreister geworden war, behaupteten die costaricanischen Diplomaten, die richtige nördliche Grenze ihres Staates sei eine Linie von der Culebra-Bai am Pacific nach dem Castillo-Viejo am San-Juan gezogen, und von hier dem rechten Ufer des San-Juan und Colorado-Stromes folgend, bis an das atlantische Meer. Im Jahre 1850 endlich ging Costarica noch etwas weiter und prätendirte als Grenzlinie sogar die ganze südliche Küste des Nicaragua-Sees, vom San-Juan-Flusse bis nördlich von der Salinas-Bai, wo der kleine Fluß Laflor die Grenze am Pacific bezeichnen sollte. Diese letztere Aufstellung ist aber völlig unhaltbar, wenigstens was das südliche Ufer des Sees anbelangt, das, so weit es überhaupt bewohnt ist, factisch von jeher und auch noch jetzt ohne Widerspruch von Seiten Costarica's von Nicaraguensern bevölkert ist und von dem Departementsort Rivas aus regiert wird. Die vom Diplomaten Costarica's in England, dem Señor Felipe

Molina, zuerst 1850 in einer für diesen Zweck geschriebenen Broschüre ausgesprochene Behauptung, daß der Rio Laflor die Grenze des Staates hier bilde, wurde auch nur deshalb aufgestellt, um die Bai von Salinas und somit die Möglichkeit einer Oppositions-Canallinie gegen das von Nicaragua damals schon begonnene Canal-Project innerhalb des Staatsgebietes von Costarica zu bringen.

Die sämmtlichen südlichen Uferstaaten des Sees, sowie der ganze nördliche Theil von Guanacaste, sind übrigens mit geringen Ausnahmen kleiner einzelner Ansiedlungen civilisirter Indianer und zerstreut liegender Vieh-Hacienden so wenig bevölkert und cultivirt, daß, abgesehen von der Canalfrage und was hiermit zusammenhängt, diese Grenzstreitigkeiten bei dem gegenwärtigen Zustande des Landes wenig Bedeutung haben und nur für die Folgezeit wichtig werden können. Ohne uns daher an die von Costarica gewiß mit Unrecht prätendirten Grenzen zu halten, kann man diejenigen Punkte dieser Ländereien, die einigermaßen cultivirt sind und mit Nicaragua in natürlich gegebener Verbindung stehen, während sie vom eigentlichen Costarica durch die zwischenliegenden wilden Gebirgsgegenden gänzlich abgeschnitten und getrennt sind, ohne Frage schon jetzt als mit zum südlichen Departement von Nicaragua gehörend betrachten.

Rivas oder Nicaragua, wie dieser Ort schon in frühester indianischer Zeit geheißen und dann dem ganzen Lande bei den erobernden Spaniern die Bezeichnung hat geben müssen, ist der Mittelpunkt und Departements-Hauptort. Rivas bezeichnet gegenwärtig auch eigentlich nicht eine Stadt, sondern einen Complex von 6 oder 7 verschiedenen Ortschaften, die, mit einander zusammenhängend, sich an den eigentlichen Hauptort Nicaragua nach verschiedenen Seiten hin anschließen. Obrajo, Potosi und Buen-Ayre sind die ansehnlichsten der indianischen Pueblos, durch welche die Straße von Süden nach Norden hindurch führt, und welche nebst mehreren anderen die compacter gebaute Stadt Nicaragua, wie Vorstädte nach allen Seiten hin, zwischen Gärten, Cactushecken und Anpflanzungen verschiedenster Art, auf das Anmuthigste umgeben und einschließen. Vom Ufer des Sees, und vielleicht einige hundert Fuß auf sanftansteigender Fläche über dem Wasserspiegel erhaben, liegt die Plaza von Rivas ungefähr 2 Meilen entfernt, und führt ein guter Ca-

mino-Carretero nach dem kleinen Hafenort San-Jorge an den See hinab, der dem kegelförmigen Gipfel des nahen Omotepe gerade gegenüber liegt. Die Bevölkerung von Rivas wird, wahrscheinlich zu niedrig, auf 10,000 Seelen angegeben, ist jedoch bei der nicht gehörig stattfindenden Trennung von Stadt und Land wohl nicht leicht richtig zu bestimmen. — Die ganze Ebene von Rivas, im ausgedehnteren Sinne des Worts, d. h. nördlich bis zum Rio Ochomozo und südlich bis zum Rio Lajas, gegen Westen von der dicht am Meeresstrande sich hinziehenden kleinen Küsten-Cordillere von 1000 bis 1500 Fuß Kammhöhe begrenzt, und gegen Osten in sanft-abfallenden Plateaus und flachen Einsenkungen sich bis an das Ufer des Sees hinziehend, hat leichten sandigen Boden und ist überall der Cultur fähig. In der näheren Umgebung von Rivas findet man hier auch ausnahmsweise einmal alles Land cultivirt und hohen Ertrag liefernd, sei es an Mais und Früchten aller Art, oder an Cacao, Kaffee, Zuckerrohr und Taback. Der Indigobau ist der einzige, der gegenwärtig auch hier vernachlässigt erscheint. Der Boden ist fast überall gut bewässert, die Flüsse Ochomogo, Gil-Gonzalez und Lajas fanden wir in der trockenen Jahreszeit noch wasserreich und auch in den inneren Thälern noch überall Wasser. Das Klima ist heiß, aber gesund, wozu der regelmäßig vom See her wehende Ostpassat wohl das Meiste beiträgt, der an einzelnen hoch und frei gelegenen Stellen sogar manchmal unangenehm wird. Die Nächte sind in Rivas z. B. weit kühler als in Leon oder Granada. Die Bevölkerung dieser Ebene ist, mit wenigen Ausnahmen der reicheren Grundbesitzer, durchweg indianisch und scheint von dunklerer Färbung als in den nördlicheren Departements; auch findet man hier häufigere Beimischung von Negerblut, als anderswo im Lande. Den substantielleren Gebäuden, namentlich den Kirchen in Rivas, sieht man es übrigens an, daß diese Gegend häufiger und noch in neuerer Zeit von Erdbeben zu leiden gehabt hat, als die östlichen und nördlichen Departements.

Im ganzen südlichen Departement war, bis vor Kurzem noch, Nicaragua oder Rivas die einzige vorhandene Stadt oder Ortschaft,

indem die ganze übrige Bevölkerung dieses Bezirkes nur in zerstreut liegenden Haciendas, Chahuitas und Ranchos das Land bewohnte. An der Westküste befindet sich freilich noch ein kleines, halbverlassenes indianisches Dorf Brito, unweit der kleinen Bucht von Nacascolo, welches aber selbst früher als Ortschaft kaum in Betracht kommen konnte und jetzt durch den neueren benachbarten Hafenort alle Bedeutung verloren hat. Mit Eröffnung der Transitroute nach Californien sind jedoch etwas südlich von Rivas, sowohl am See als am stillen Ocean, zwei ganz neue Orte plötzlich entstanden und in raschem Zunehmen begriffen, von denen der Hafenort am Meere sogar schon durch ein besonderes Decret der Regierung städtische Rechte erhalten hat. Eine etwas detaillirtere Beschreibung dieses schmalsten Theils des Isthmus, über welchen gegenwärtig die Transitroute etablirt ist, welche Straße, wenn auch nicht genau, doch ungefähr mit der Trace des vielbesprochenen interoceanischen Canals zusammenfällt, wird daher von Interesse sein.

Wenn man, von Rivas aus südlich weiter reitend, nicht den durch die Mitte des Landes hinführenden Camino-Real verfolgt, sondern sich auf einem Nebenpfade mehr östlich dem Seeufer zuwendet, so gelangt man nach einem Ritt von einigen Leguas durch schöne Waldungen und ziemlich ebenes Terrain an das sandige Ufer des Sees und trifft hier bald auf die Mündung des Rio Lajas, der, von Westen nach Osten fließend aus der Mitte des schmalen Landstriches herkommend, hier in den See fällt. Zur trockenen Jahreszeit schließt gewöhnlich eine schmale Sandbarre die Mündung, und hinter derselben hat dann der untere Theil des Flusses das Ansehen einer breiten Lagune, die sich bei ziemlicher Wassertiefe in einer von dichtem Walde eingeschlossenen Thalsenkung landeinwärts hinzieht. Dieses Flußbett des Lajas wollte Baily für den projectirten Canal auf eine Länge von 15,000 Fuß vom See aus landeinwärts benutzen, und nach seinen Vermessungen hat der Fluß auf dieser Distanz 30 bis 100 Fuß Breite und 6 bis 18 Fuß Tiefe, mit schlammigem Boden, unter welchem in einer Tiefe von 10 bis 30 Fuß sich Felsen finden. Ob diese Angaben für die trockene oder nasse Jahreszeit gelten sollen, ist nicht gesagt; wahrscheinlich für letztere, da Baily auch von der auffallenden, den Fluß zur trocke-

nen Jahreszeit schließenden Sandbank nichts erwähnt. Der See hat hier einen flach auflaufenden sandigen Strand mit felsigem Untergrunde. — Von der Ausmündung des Rio Lajas an kann man den Seestrand bei niedrigem Wasserstande im See weiter südlich ziemlich ungehindert verfolgen, obgleich schon hin und wieder kleinere Sandhügel bis dicht an das Ufer herantreten.

Ungefähr eine Legua oder 3 Meilen südlich vom Lajas gelangt man dann an eine kleine flache Bucht im Seeufer, die Bahia de la Virgen oder Virgin-Bai, wie die Yankees sie nennen, dem diesseitigen Landungsplatz der über den See kommenden Dampfböte mit den Californiern. Längs des sandigen, ganz offenen und ziemlich öden Strandes und landeinwärts im Anfange eines kleinen, sich von der Bucht westlich hinziehenden Thales ist nun plötzlich eine auf den Transit-Verkehr zunächst berechnete, für's Erste freilich nur noch aus Zelten und Holzhäusern bestehende Stadt emporgeschossen; das umliegende Terrain von einheimischen und fremden Speculanten bereits aufgekauft und in städtische Bauplätze eingetheilt, wird in dieser Gestalt schon zu hohen Preisen gehalten. Die Lage des Orts an dem exponirten baumlosen Strande ist, wie gesagt, unvortheilhaft, der See hat hier so wenig Tiefe, daß die »Central-Amerika«, freilich ein ziemlich großes Dampfboot, mehrere hundert Schritt vom Ufer entfernt ankern muß und die Passagiere in kleinen Böten an's Land gesetzt werden. Ein heftiger Wind, wahrscheinlich aus dem gegenüberliegenden San-Juan-Thale gerade hier aufstehend, wehet fast fortwährend und wirbelt den feinen Sand des Strandes in dichten Wolken über die baumlose Umgebung hin. Doch gilt das Gesagte nur von dem eigentlichen Strande, auf welchem aber gerade die vorläufigen Eintheilungen für die künftigen städtischen Anlagen gemacht worden sind; einige tausend Schritt weiter inland ändert sich die Umgebung vollkommen und man befindet sich in einem grünen mit Bäumen versehenem breiten Thalgrunde, durch welchen der Weg über den Isthmus sich hinschlängelt.

Dieses Thal bald verlassend, führt der Weg während der nächsten 6 Meilen meist durch ganz flache oder sanft hügelige Niederungen, die selbst in der trockensten Jahreszeit, während welcher wir dieselben nach verschiedenen Richtungen durchstreiften, einen frischen,

grünen und, der Abwechselung in der Waldung und den Wiesengründen halber, vollkommen parkähnlichen, anmuthigen Anstrich hatten. Während der nassen Jahreszeit, wenn zwar die Vegetation noch üppiger und voller ist, sind diese Wiesengründe in ihren tieferen, alsdann zum Theil sumpfigen Partieen für jetzt noch freilich eines der größten Hindernisse für den Transit, da von einer Wegeanlage irgend welcher Art hier bisher noch nicht die Rede gewesen, so nothwendig und unerläßlich es erscheinen mußte, wenigstens die schlimmsten Stellen mit einigen Vorkehrungen zu versehen, damit die Thiere nicht förmlich im weichen Erdreich stecken bleiben, wie dieses mehrfach daselbst vorgekommen war. — Zu beiden Seiten des Weges trifft man von Zeit zu Zeit auf einzelne Ranchos und eingehegte Felder, deren Mehrzahl jedoch erst aus neuester Zeit herstammt und zum Theil zum Aufenthalt der zahlreichen Maulthiere und Pferde dient, welche die Transit-Compagnie sich verpflichtet hat, den Reisenden für die Passage über den Isthmus zu stellen. — Nachdem man in diesem offneren, nur sanft accidentirten Terrain etwas über 6 Meilen zurückgelegt hat, fängt die Gegend an gebirgiger zu werden und der höhere dichtere Wald tritt näher an den Weg heran. Nachdem man den eigentlichen Bergwald erreicht, traf man damals auch auf die ersten Anzeichen des seit Kurzem erst begonnenen Wegebaues der Compagnie. Die künftige Straße war hier schon durch eine, über eine halbe Meile lange, in gerader Richtung durch den Wald geführte, mehrere hundert Fuß breite Lichtung mit Wassergräben zur Seite bezeichnet. Im Uebrigen war freilich für den Weg noch wenig genug geschehen, der schmale Maulthierpfad wand sich in der breiten Lichtung durch die stehengebliebenen Baumstümpfe und kolossalen Wurzeln von einer Seite zur anderen durch, und die von runden Knüppelhölzern auf das Sorgloseste construirten einzelnen Brücken über kleinere Gräben und Schluchten waren der Art, daß jedes Maulthier verständig genug war, lieber neben der Brücke durch den Graben zu klettern, als einen höchst wahrscheinlichen Beinbruch auf den Brücken zu riskiren. Am Ende der gedachten Waldlichtung gelangte man zu dem sogenannten Half-Way House, der Zeltwohnung eines unternehmenden Engländers oder vielmehr Irländers, der hier das erste Wirthshaus

im Walde zur Erfrischung der Reisenden errichtet hatte und mit seiner ächtamerikanischen Bar und einem Handel mit den Früchten des Landes sehr gute Geschäfte zu machen schien; natürlich bei californischen Preisen, 25 Cents für jedes Glas Getränk, 1 Dollar für eine halbe Flasche Ale, 6 Cents für eine Orange, 12½ Cents für ein Stück Wassermelone u. s. w. — und dies in einem Lande, in dem man einige Meilen weiter beide letztgenannten Früchte umsonst bekommen konnte! —

Bald nachdem man diese Waldschenke verlassen, beginnt die schlimmere Hälfte des Weges und offenbaren sich alle unerwarteten Schwierigkeiten dieser Route. Die Berge, die hier von Norden nach Süden den Isthmus durchsetzen, sind an dieser Stelle vielleicht kaum 1000 Fuß hoch, aber durch Thäler und Schluchten so durchschnitten und nach verschiedenen Richtungen durcheinandergeworfen, daß der bald an abschüssigen Berghängen hinführende, bald die steilsten Schluchten rechtwinklig durchschneidende, bald im Felsenbett eines Sturzbaches befindliche schmale Bergpfad in der trockenen Jahreszeit selbst höchst beschwerlich und nur mit Vorsicht zu passiren, in der nassen Jahreszeit mit wirklichen Gefahren verknüpft ist oder doch damals war; denn man fing 1852 endlich von Seiten der Compagnie einmal an, für die schlimmsten Stellen einige verbessernde Vorkehrungen zu treffen.

Nachdem man zu den 6 Meilen vom Half-Way-House bis nach der Küste, aus billiger Rücksicht auf Pferd oder Maulthier — und man sollte eigentlich nur letzterer sich in den Bergen bedienen, obgleich die Pferde ihrer angenehmen Gangart wegen meist vorgezogen werden — ungefähr die dopelte Zeit gebraucht hat, in der man die 7 Meilen von Virgin-Bai bis auf das Gebirge hinauf zurücklegte, erhält man endlich, erst dicht vor dem Hafenort selber aus dem dichteren Walde heraustretend, den ersten Blick auf den stillen Ocean, oder vielmehr auf die von Felsenbergen eingeschlossene Bai von San-Juan del Sur. — Das kleine Flußthal, dem man zuletzt gefolgt war, wieder verlassend und direct dem Strande sich zuwendend, gelangt man durch eine die Hauptstraße San-Juans repräsentirende breite Allee oder Lichtung im Walde, wo zu beiden Seiten damals noch Zelte und Bretterbuden unter dem Schatten der hohen

Bäume die Stelle der künftigen Häuser vertraten, an den gleichmäßig und sanft abfallenden Strand der Hafenbucht, längs welcher im Halbkreise eine Reihe schon ansehnlicherer Gebäude sich hinziehen und wo man die Wahl hat zwischen einem halben Dutzend sogenannter Hotels, ganz ähnlich denen des gleichnamigen Hafenortes an der atlantischen Küste.

Obgleich dieses San-Juan del Sur oder de la Concordia, oder die Ciudad de Pineda, wie der Ort damals zu Ehren des zeitweiligen Präsidenten des Staates umgetauft wurde, bereits anfängt, Prätensionen als Stadt zu machen, so sieht man doch überall noch die Anzeichen, daß noch vor zwei Jahren diese ganze romantische Bucht mit dem einfallenden kleinen Fluß und den angrenzenden Wäldern sich im Zustande der vollkommensten Wildheit befunden, gänzlich unbewohnt und unbeachtet, und nur dann und wann von einzelnen Fischern, Jägern und Viehhirten besucht wurde. Gegenwärtig herrscht hier dagegen beinahe ein regeres Leben und Treiben als in San-Juan del Norte, wozu die günstigere Lage gegen das Hinterland und das größere Interesse, welches die Regierung von Nicaragua an dem Aufblühen dieses Ortes nimmt, wohl das Meiste beitragen. Als Hafen kann sich dagegen das San-Juan am stillen Ocean nicht entfernt mit dem am atlantischen Meere messen.

Die sichere, geschützte, aber nicht hinreichend große und tiefe Hafenbucht von San-Juan del Sur hat ziemlich genau die Form eines Hufeisens. Die nur ungefähr 3500 Fuß breite Einfahrt wird durch zwei gleich hohe felsige Vorgebirge (400 bis 500 Fuß hoch) gebildet und hat eine Wassertiefe von 10 Faden, welche jedoch gegen die innere Küste rasch abnimmt und im hinteren Theile der Bucht, 600 Fuß vom Ufer entfernt, nur noch im Mittel 10 Fuß beträgt. Die Fluth steigt und fällt in der Bucht zwischen 10 und 14 Fuß. Die Breite der Bai mag im größten Durchmesser etwas über eine Meile betragen und die größte Länge von der Einfahrt bis an den hinteren Strand ungefähr 1½ Meilen. Zu beiden Seiten der Bucht fallen die einschließenden felsigen Berge ziemlich steil ab, nur bei niedrigem Wasser einen schmalen Strand frei lassend; im hinteren Theil schließen die sanft ansteigenden Berge mit fruchtbarem

Boden und dichter Waldung bedeckt, dieselbe amphitheatralisch ringsum ein, nur gegen Norden öffnet sich das schmale Flußthal des kleinen hier einfallenden Gebirgswassers, welches weiter inland auf der einen Seite wiederum mit einem anderen und durch dieses mit der kleinen Bai von Nacascolo in Verbindung steht. Bei niedrigem Wasser schließen auch hier die von der mächtigen Brandung aufgeworfenen Sandbänke die Ausflüsse dieser Wässer, die sich deshalb weiter inland bei geringem Gefälle in ihren unteren Läufen versumpfen. Diesem von einigen der Bewohner für nachtheilig für den Gesundheitszustand von San-Juan gehaltenen Uebelstande ließe sich durch Entwässerung der ihrer Ausdehnung nach unbedeutenden Flußthäler leicht abhelfen. Die Unmöglichkeit für Segelschiffe, bei aufstehendem starken Winde aus der geschlossenen Bucht herauszukommen, und die gefährliche Lage der außerhalb der Bucht auf völlig ungeschützter Rhede an den nahen Felsenküsten ankernden größeren Seeschiffe sind die größten Uebelstände dieses für Dampfschiffe ausreichenden Hafens. Während der guten Jahreszeit, wenn weniger von den heftigen Papagallos oder Nordweststürmen zu fürchten ist, sieht man die Hafenbucht jedoch gewöhnlich mit Schiffen verschiedenster Größe, die an der Westküste Handel treiben, belebt. Realejo, Acapulco und San-Francisco im Norden, wie Punta-Arenas, Panama und Guayaquil im Süden sind diejenigen Häfen der Westküste, mit denen San-Juan schon jetzt in fortwährender Verbindung steht; besonders da die Bewohner für sich und die Schaaren der durchpassirenden Reisenden für jetzt und die nächste Folgezeit, bevor das Hinterland nicht besser cultivirt wird, noch fast allein auf die vom stillen Meer zu erhaltende Zufuhr an Lebensmitteln angewiesen sind. Die Steamers der Vanderbilt-Linie machen die Passage von hier nach San-Francisco durchschnittlich jetzt in 12 Tagen, und ist der Anfang und die Mitte jedes Monats ihre regelmäßige Ankunfts- und Abgangszeit von beiden Punkten. Der Vorschrift nach sollen die 600 bis 800 Lastthiere, die theils der Compagnie gehören, theils von ihr nur gemiethet werden, bei Ankunft des Steamers schon in San-Juan warten, werden aber gewöhnlich dann erst von den verschiedenen in den Bergen zerstreut liegenden Hacienden, wo sie in der Zwischenzeit stehen, zusammengeholt, um

die Passagiere und deren Gepäck über den Isthmus nach Virgin-Bai zu bringen, wozu sie in der Regel in der guten Jahreszeit vier Stunden brauchen. In Virgin-Bai liegt dann das Dampfboot »Central-Amerika« bereit zur Weiterbeförderung stromabwärts u. s. w., wie dieses Eingangs schon erwähnt worden.

Verfolgt man von der Bahia de la Virgen das Ufer des Nicaragua-Sees weiter südlich, so nimmt dasselbe sehr bald einen anderen, gebirgigeren Charakter an. Die bisher stets niedrigen sandigen Hügel werden höher, steiler, felsiger und treten näher an den See heran. In den kleinen Thalsenkungen zwischen den Hügeln rieseln eine große Anzahl kleinerer Flüsse dem See zu; die Landschaft ist aber noch fast ganz unbewohnt und uncultivirt. Erst 18 Meilen von der Virgen entfernt gelangt man, immer dem Seeufer folgend, in das cultivirtere Thal des ziemlich ansehnlichen, schiffbaren Rio Sapoa und findet sowohl an seiner Mündung als weiter oberhalb zu beiden Seiten desselben eine Anzahl größerer und kleinerer Besitzungen, sowohl Viehzucht treibend, als anderen Culturen im Kleineren obliegend. Der Sapoa hat seine Quellen schon am Orosi, dem höchsten Bergkegel Guanacaste's, und hinter Sapoa treten schon höhere Bergrücken nahe an den See heran. — Am 12 Meilen weiter südöstlich in den See ausmündenden Rio Tortugas findet man das letzte kleine indianische Pueblo, und weiter hin nur noch wenige Vieh-Hacienden, bis dann bald die Ufer des Sees wieder flacher und sumpfig werden, die Berge wieder weiter zurücktreten und eine weite, gänzlich unbekannte, unwegsame, wahrscheinlich nur von den wilden Indianern am Rio Frio besuchte flache Niederung sich bis an die Mündung des genannten Flusses in den San-Juan-Strom hinzieht.

Die beiden größeren, durch eine schmale Landzunge verbundenen Berginseln von Madera und Omotepe gehören, außer mehreren kleineren, unbedeutenderen, ebenfalls zum südlichen Departement, und verdienen der ihnen in Zukunft wahrscheinlich bevorstehenden Cultur wegen noch einer besonderen Erwähnung. Gegenwärtig sind diese zusammen über 100 Quadratmeilen des schönsten fruchtbarsten Waldbodens enthaltenden Inseln fast nur von einigen indianischen gewerbfleißigen, wenig zahlreichen Pueblos bewohnt, die ihre Fabrikate verschiedener Art, besonders hübsche geflochtene Matten, Körbchen und dergleichen, sowie die Früchte ihrer Gärten, regelmäßig nach Rivas und Granada zu Markt bringen.

IV.

Gegenwärtiger Stand der großen interoceanischen Canalfrage.

Nach vorhergegangener Beschreibung des Landes und der natürlichen Bedingungen, denen die verschiedenen Theile desselben unterliegen, werden die folgenden Bemerkungen über die, für alle Interessen Nicaragua's und die zukünftige Gestaltung und Entwickelung der Bevölkerung wichtigste Frage, die der interoceanischen Verbindung, am Platze sein. — Wem daran gelegen, von dem früheren historischen Verlauf dieser Angelegenheit, in den allgemeinen Beziehungen auf Central-Amerika und die verschiedenen im Laufe der Zeit zur Sprache gekommenen Projecte zur Verbindung der beiden Oceane, ausführlichere Kenntniß zu nehmen, den müssen wir hier auf eine 1851 erschienene Zusammenstellung über diesen Gegenstand verweisen, in welcher wir uns bemüht haben, alles Dasjenige zusammenzutragen und zu vergleichen, was früher und bis 1851 in dieser Angelegenheit geschehen ist*). Hier interessirt uns das Canalproject und was damit zusammenhängt nur in Beziehung auf Nicaragua, und eine kurze Andeutung, wie es gegenwärtig mit den Projecten für die anderen seither zur Sprache gekommenen Uebergangspunkte steht, wird genügen.

*) Centro-Amerika — in Beziehung auf die Verbindung der beiden Oceane u. s. w., von C. F. Reichardt. Braunschweig, Friedr. Vieweg und Sohn. 1851.

Bekanntlich waren die Isthmen von Panama und von Tehuantepec bisher die beiden, durch die besondere Gestaltung des Landes und Senkung der Gebirge ausgezeichneten Stellen — zugleich im Süden und Norden die natürlichen Grenzen Central-Amerika's bezeichnend —, welche nicht nur mit Nicaragua hinsichtlich des zu erbauenden Canals rivalisirten, sondern für welche Localitäten sich gleichfalls schon Compagnien oder Actiengesellschaften zur Ausführung der Unternehmungen gebildet hatten. Für beide Localitäten scheint jedoch für jetzt und von den bestehenden Gesellschaften die Idee der Canalisirung wieder aufgegeben zu sein, wogegen andere neue Projecte kürzlich aufgetaucht sind.

Auf der Landenge von Panama hat die New-Yorker Compagnie, welche von der Regierung von Nueva-Grenada das Privilegium für Anlage einer Eisenbahn erhalten, diese bis jetzt ungefähr zur Hälfte, auf atlantischer Seite von Limon-Bai oder der neuangelegten Stadt Aspinwall an, bis nach der Nähe von Gorgona am Chagres-Fluß, bereits vollendet und der Benutzung übergeben, und hofft man im Jahre 1854 die ganze Bahn bis Panama vollenden zu können. Durch das rasche Vorgehen mit der Eisenbahn und das Infahrtsetzen einer größeren Anzahl guter See-Dampfschiffe auf beiden Oceanen hat diese Gesellschaft bis jetzt noch den größten Theil des Verkehrs zwischen den atlantischen Seestädten der Vereinigten Staaten und Californien sich zu sichern gewußt.

Die in New-Orleans gebildete Actiengesellschaft, die »Tehuantepec Railroad-Company of New-Orleans«, die bekanntlich den aus früherer Zeit herstammenden Garay-Tractat übernommen und hierdurch gleichfalls vom Staate Mexico das Privilegium in Händen hat, eine Eisenbahn zur Verbindung beider Oceane zu erbauen, hat dagegen bisher immer neue Schwierigkeiten gefunden in den diplomatischen Weigerungen der Regierung Mexico's, ihr gutes Recht anzuerkennen, sowie auch in den fortwährenden Unruhen im Inneren des Landes. Das einzige Ergebniß der Anstrengungen und Vorarbeiten dieser Compagnie für die Oeffentlichkeit ist ein 1852 erschienener, ausführlicher Bericht des Majors J. G. Barnard U. S. E., über die natürliche Beschaffenheit des Isthmus und die Aufnahme des Ingenieur-Corps von 54 Personen, die unter der

Leitung des Majors Barnard die Landvermessungen, sowie eines anderen Corps, das unter Mr. Trastour U. S. N., die Küsten- und Fluß-Vermessungen besorgte.

Für den Golf von Darien und den Atrato-Fluß, schon in Südamerika gelegen, welches Project bereits vor Jahren von A. v. Humboldt angeregt wurde als eine am leichtesten durch die sich der Westküste nähernden Flußbetten des Atrato und Naipi herzustellende schiffbare Verbindung der beiden Meere, hat sich neuerlich in London eine Actiengesellschaft gebildet, von welcher man, außer den Aufforderungen zur Betheiligung durch Actienzeichnung, jedoch noch nichts weiter vernommen, als daß dieselbe ein kleines Dampfboot auf dem Atrato vorläufig in Fahrt gesetzt hat; wahrscheinlich, um mittelst desselben vorerst die noch gänzlich fehlenden genaueren Untersuchungen der Localitäten anzustellen.

Ganz neuerlich will ein Mr. Lionel Gisborne durch Untersuchung an Ort und Stelle, etwas südlich von Panama, zwischen der kleinen Bai von San Miguel am Pacific und dem durch eine frühere verunglückte schottische Niederlassung bekannten Puerto Escoses am Atlantic, eine für Anlage eines Canals passendste Localität gefunden haben, und ist auch schon in London die Bildung einer neuen Actiengesellschaft zur Verfolgung dieser Idee im Werke, an deren Spitze die Herren Fox, Henderson und Brassey stehen.

Die Bestrebungen der Regierung von Costarica, um durch ihr gebirgiges Land Verbindungsstraßen von einer Küste zur anderen herzustellen, sind kaum hierher zu rechnen, und zwar eben so wenig die frühere, der Pariser Compagnie Lafond ertheilte Concession, vom Golfe Dulce nach der Chiriqui-Lagune eine Heerstraße anzulegen, von welcher jetzt gar nicht mehr die Rede zu sein scheint, als auch die neuerlich der Berliner Colonisations-Gesellschaft gemachten Bewilligungen, nach welchen dieselbe die Erlaubniß erhalten hat, vom kleinen Hafen Saltcreek am Atlantic aus eine Straße nach dem 6000 Fuß über dem Meere gelegenen Carthago zu erbauen, um so, von hier aus dann die schon vorhandene Straße nach Punta-Arenas am Pacific benutzend, einen beschwerlichen Landweg von einer Küste zur anderen herzustellen. So zweckmäßig und vor-

theilhaft diese beschwerlichen Wegeanlagen auch für das kleine Plateau von Costarica, von Carthago bis Alajuela, und für die Interessen der durch ihre Gebirge vom übrigen Lande völlig abgeschnittenen 100,000 Bewohner dieses Plateaus sein mögen, so wenig Bedeutung haben dieselben für den großen Weltverkehr und die allgemeinen Interessen Central-Amerika's.

Doch kehren wir nach dieser kurzen, zur Orientirung in der allgemeinen Frage nöthigen Abschweifung wieder zu dem Canal-Project von Nicaragua zurück.

Als damals, am 26. September 1849, die Regierung von Nicaragua den ersten Contract ratificirte mit der »American Atlantic and Pacific Ship-Canal-Company«, die sich in New-York unter den Auspicien des Mr. Vanderbilt gebildet hatte, durfte man wohl mit Recht große Hoffnungen des Gelingens des Unternehmens sowohl, als auch gerechte Erwartungen der vielfachen indirecten Vortheile für das Land, die dadurch erzielt werden konnten, an diesen wichtigen Act knüpfen. Selbst die früheren traurigen politischen Verhältnisse Nicaragua's, sowohl im Inneren als nach auswärts hin, hatten augenblicklich eine günstigere Gestaltung angenommen. Der Bürgerkrieg im Inneren hatte in den letzten Jahren etwas geordneteren Zuständen und der Ruhe und dem Frieden zwischen den beiden Parteien Platz gemacht; die Regierung der Vereinigten Staaten schien endlich ernsthaft gesonnen, sich politisch der schwachen Schwester-Republik anzunehmen; der mit neuen und ausgedehnteren Vollmachten nach Nicaragua entsendete Chargé d'Affaires (Mr. Squier) hielt sich sogar zu der bestimmten Zusage ermächtigt, daß sein Gouvernement nicht nur die Garantie des Canal-Contracts übernehmen, sondern auch ein Schutzbündniß mit Nicaragua eingehen werde, um letzteren Staat gegen die Anmaßungen der englischen Diplomatie zu schützen. Gegen letztere schien auch der zu Anfang des Jahres 1850 abgeschlossene Nicaragua-Treaty zwischen den Vereinigten Staaten und England, dem klaren Wortlaute nach, gerade diesen Staat von Centro-Amerika in Zukunft sicher zu stellen.

Die der Canal-Compagnie vom Staate Nicaragua ertheilten Concessionen und ausschließlichen Privilegien — gegen welche andererseits nur geringe Geldentschädigung und Vorbehalt eines An-

theils an dem pecuniären Nutzen des vollendeten Werkes beansprucht wurden — waren aber so ausgedehnt und in jeder Beziehung für die Compagnie vortheilhaft, daß nur die Rücksicht auf die großen indirecten Vortheile, die später dem ganzen Lande aus dem Zustandekommen des Unternehmens erwachsen mußten, die Bewilligungen der Regierungen einigermaßen rechtfertigen konnten.

Das ausschließliche Privilegium, von jetzt an und bis 85 Jahre nach Vollendung des Canals sämmtliche Gewässer des Staates Nicaragua allein mit Dampfschiffen befahren zu dürfen; — während der 12 Jahre der Erbauung des Canals allein das Recht zu haben, andere Straßen, Canäle oder Eisenbahnen durch das Land zu erbauen; — die Erlaubniß, sich aller Ländereien des Staates und der Privaten (ersterer umsonst), aller Gewässer und alles Baumaterials an Hölzern und Steinen frei bedienen zu dürfen; — die zollfreie Einfuhr aller anderen erforderlichen Gegenstände, sowie Befreiung aller Arbeiter und Angestellten der Compagnie von Abgaben und Diensten jeder Art, wobei dieselben alle Vortheile der Staatsbürger genießen sollten; — die Abtretung von acht Sectionen Staatsländereien, jede zu 6 Quadratmeilen, welche die Compagnie längs der ganz nach ihrem Gutdünken zu bestimmenden Canalroute beliebig auswählen konnte; — die zehnjährige Befreiung der Colonisten, welche die Compagnie auf diesen Ländereien etwa ansiedeln würde, von allen Staatsabgaben und Lasten: dieses waren Bewilligungen und Zugeständnisse, wie sie wohl selten in solcher Ausdehnung und Liberalität in ähnlichen Fällen einer fremden Actiengesellschaft gemacht worden sind. Bei den eigenthümlichen stattfindenden socialen und politischen Zuständen des Landes konnten diese Zugeständnisse, wenn schlau und richtig benutzt, die Canal-Compagnie in kurzer Zeit zur Herrin des Landes machen, und fanden diese Bewilligungen auch von Anfang an unter den Eingeborenen Mißbilligung und Tadel genug.

Die Canal-Compagnie übernahm ihrerseits: für ihre alleinigen Kosten einen Schiffscanal für Schiffe jeder Größe vom atlantischen Ocean bis zum stillen Meere zu erbauen; — den Bau innerhalb 12 Monaten zu beginnen und innerhalb 12 Jahren zu vollenden; — dem Staate jährlich, bis zur Vollendung des Werkes,

10,000 Piaster zu bezahlen; — für 200,000 Piaster Actien zu übergeben, nach Vollendung des Canals von den Dividenden über 7 Procent dem Staate 20 Procent abzugeben; — und von den Einnahmen aller interimistischen Straßen oder Communicationswege während des Baues dem Staate 10 Procent der reinen Einnahme abzugeben. — Die Wahl der Canalroute nach irgend einem Punkt der Westküste blieb natürlich der Compagnie allein überlassen, und konnte sie eben so gut Realejo wie San-Juan del Sur oder die Conchagua-Bai zum Ausgangspunkt wählen.

So einfach und unzweideutig nun aber auch dieses contractliche Verhältniß zwischen dem Staate Nicaragua und der New-Yorker Canal-Compagnie an und für sich, und besonders nach den gehegten Hoffnungen und leider nur zu rasch wieder veränderten Aussichten des Jahres 1849 zu sein schien, so bot dasselbe doch schon damals mehrere zweifelhafte, unklare Seiten dar und complicirte und verwickelte sich noch mehr durch später eingetretene Ereignisse. Der anscheinend die ernsthaftesten Hindernisse involvirende sonderbare Umstand, daß Nicaragua in dem Uebereinkommen ganz frei disponirte, sowohl über das ganze Flußthal des San-Juan, als auch den Hafenplatz an atlantischer Küste, während der Staat, wenn auch rechtlich der Eigenthümer, doch factisch in Besitz von keinem von beiden war, indem Costarica Mitansprüche an den Fluß erhob und England den Hafen San-Juan del Norte für den König von Mosquitia behaupten zu müssen vorgab, dieser eine beinahe komische Rolle spielende Umstand und die an denselben sich knüpfenden Zweifel wurden später ganz einfach dadurch erledigt, daß die Vanderbilt'sche Compagnie nicht nur ungestört sich in den Besitz des Stromes setzte, sondern auch die früher so prahlerische englische Diplomatie sich ganz bescheiden vor der Handvoll Nordamerikanern zurückzog, die sich, ohne Jemanden darum zu fragen, in San-Juan niederließen und sich gleichfalls factisch diesen Platz als freies Eigenthum einrichteten.

Ernsterer Natur und dem Canalproject hinderlicher waren die zu Ende 1850 wiederum ausbrechenden inneren Unruhen in Nicaragua und die Spaltung des Landes in zwei feindliche, einander mit den Waffen in der Hand gegenüberstehende Parteien, deren eine in Leon, die andere in Granada, und welche beide sich als die

rechtmäßige Regierung des Staates betrachteten. Anstatt sich hierdurch abschrecken zu lassen, wußten jedoch die schlauen Yankees hieraus ganz neue Vortheile für anderweitige ergiebige Ausbeute zum Besten der einmal bestehenden Canal-Compagnie zu ziehen.

In wie weit man es von vornherein von Seiten der Central-Compagnie oder vielmehr von Seiten der fünf oder sechs nebst Mr. Vanderbilt an der Spitze des ganzen Unternehmens stehenden Individuen ehrlich gemeint hat mit dem in Rede stehenden Project, ob man überhaupt von dieser Seite je ernsthaft daran gedacht hat, den Canal wirklich zu beginnen, oder ob, wie damals schon mehrfach in New-York behauptet wurde, das Ganze nur auf eine großartige Stockjobbery nebenbei abgesehen war, mag dahin gestellt bleiben. Das spätere Benehmen der Directoren rechtfertigt wenigstens den Verdacht. Jedenfalls sandte die Compagnie jedoch 1850 einige Ingenieure ab, die auch in Nicaragua sowohl längs des San-Juan-Stromes, als auch an der Westküste einige Vermessungen vorgenommen, ohne daß jedoch bis jetzt, trotz aller Versprechungen, ein genügender Bericht über diese Untersuchungen veröffentlicht worden. Die rasche und unerwartete Zunahme des Verkehrs mit Californien und das im Canal-Contract mit eingeschlossene Privilegium der Compagnie, während der 12 Jahre der Erbauung des Canals zugleich andere Transportwege anlegen und verwerthen zu dürfen, veranlaßten die Direction zu Ergreifung eines ganz neuen Operationsplanes.

Mr. White, einer der Directoren der Compagnie, begab sich im Sommer 1851 nach Nicaragua und wußte theils durch falsche Vorspiegelungen und Versprechungen thätlicher Unterstützung von Seiten der Nordamerikaner im Kampfe mit der anderen politischen Partei, theils auch durch ansehnliche Geldbestechungen Einzelner, die Regierungs-Partei von Granada zu jener schmählichen »Convencion de 19. Agosto de 1851« zu bewegen, welcher zufolge die frühere Canal-Compagnie das Recht erhielt, sich in eine andere Gesellschaft umzugestalten, der die wichtigsten der früher ertheilten Privilegien blieben, ohne daß dieselbe fernerhin verpflichtet wäre, den Canalbau zu unternehmen. La nueva compañia será designada bajo el nombre „Compañia accessoria del Transito“ — heißt es in

dieser Uebereinkunft, und diese Transit-Compagnie ist es, welche eigentlich nur noch existirt, und zwar lediglich behufs Ausbeutung des reisenden Publicums zwischen New-York und San-Francisco durch Nicaragua hindurch. In einem anderen Paragraphen dieser fast unglaublichen, geradezu gegen die besten Interessen des Landes gerichteten, von gewissenlosen, käuflichen Regierungs-Beamten in der damaligen unruhigen Zeit erschlichenen Convention heißt es mit folgenden Worten: Dicha Compañia (die frühere Canal-Compagnie) queda igualmente autorizada à formar otra Compañia distinta y separada, compuestos de los mismos miembros que la primitiva, und erhält diese so naiv umgeformte neue Compagnie: el derecho esclusivo de construir ferro-curriles, caminos de carruage y puentes, y de establecer botes y buques de vapor en dichos rios y lagos, und zwar gleichfalls für 85 Jahre! — Die Partei in Leon legte zwar sogleich gegen diesen neuen, durch Nichts zu rechtfertigenden Vertrag Protest ein; da die Granadiner Partei jedoch später die Oberhand behielt, so hat die Transit-Compagnie, ohne sich hieran weiter zu kehren, ihre allein auf Herstellung der California-Route bezüglichen Operationen ungestört fortgesetzt, so großer Unwillen auch über diesen Act der Regierung, sowie über das Verfahren der Compagnie in mancher anderen Beziehung sich immer mehr unter der intelligenteren Classe der Bewohner verbreitete.

Hätte die Regierung wenigstens von der Compagnie verlangt, daß dieselbe nun ihrerseits auch für die Herstellung der nothwendigsten Communication des Inneren, namentlich der Hauptstadt mit der Hafenstadt sorgen müsse, um so nur einigen Vortheil für das Land aus dem ausschließlichen Privilegium entspringen zu lassen, so ließe sich die Bewilligung noch allenfalls motiviren. Hiervon ist aber so wenig die Rede, daß z. B. nicht einmal die Beförderung der Post von San-Juan del Norte den Fluß hinauf und über den See durch die Dampfböte geschieht, sondern alle 14 Tage einmal, nach Eintreffen des englischen Mailsteamers, eine kleine Pirogue, mit 4 Indianern bemannt, den Briefbeutel nach Granada bringt, der dann 10 bis 14 Tage gebraucht, um die Hauptstadt des Landes zu erreichen, während er durch die Dampfböte der Compagnie in

3 Tagen hingelangen könnte. So kann man mit vollem Recht behaupten, daß durch die Ertheilung dieses unsinnigen Privilegiums, ohne irgend andere Gegenleistung zu verlangen, als eine gar nicht der Wichtigkeit der Concession entsprechende Geldentschädigung, anstatt die so nothwendige leichtere Communication der verschiedenen Theile des Landes möglichst zu befördern, derselben dadurch nur neue Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg gelegt sind.

Die Transit-Compagnie, der es lediglich um beste, durch anderweitige Concurrenz unbehinderte Ausbeutung der neuen California-Route zu thun war, welche aber zufällig nur den unbewohntesten südlichen Theil des Staates berührt, hat sich demnach auch bisher nur darum bemüht, hier die unerläßlichsten kleinen Arbeiten und Verbesserungen auf die leichtfertigste Weise mit möglichst wenig Unkosten vorzunehmen, sich weder um die Hafenstädte und deren Verbesserung, noch um das Innere des Landes weiter kümmernd. Auf einige der größten Uebelstände haben wir weiter oben, bei Gelegenheit der Beschreibung des Flusses, den wir damals mit einem der kleinen Dampfböte hinaufgingen, bereits aufmerksam gemacht; die von der Direction beliebten Einrichtungen bei der Ueberland-Passage verschlimmerten sich jedoch noch mehrfach schon während der Zeit unseres Aufenthalts im Inneren.

Bei dem stetigen Zunehmen des Reiseverkehrs von und nach Californien reichten die vorhandenen kleinen Böte bald kaum mehr aus zur alleinigen Beförderung dieser Passagiere, die Zwischenfahrten auf dem Fluß, welche früher dem übrigen reisenden Publicum zu Gute kamen, wurden gänzlich eingestellt. Der Transport von Lebensmitteln und Waaren den Fluß hinauf mittelst der kleinen Dampfböte, der früher stattgefunden hatte, durfte nur noch für die Beamten und Wirthshäuser der Compagnie stattfinden. Für die Verbesserung oder selbst nur die Bezeichnung des schwierigen Fahrwassers auf dem unteren Theile des Flusses geschah so gut wie Nichts; bei niedrigen Wasserständen kam es vor, daß die kleinen Flußdampfer hier ihre Fahrten zeitweilig einstellen mußten und nur oberhalb des Colorado fahren konnten; die Hunderte oder richtiger Tausende von Passagieren mußten dann mittelst kleiner Ruderbarken die ersten 15 Meilen weit stromaufwärts befördert werden und

Nachts unter freiem Himmel campiren. — Die Compagnie machte trotz aller dieser oft genug gerügten, aber von den rastlosen Californiern wenig geachteten Unvollkommenheiten ihrer Beförderungsmittel, und da der Zudrang sich gleich blieb, wo nicht zunahm, brillante Geschäfte. Ungeachtet der damals noch exorbitanten Preise von 250 Dollars in der Cajüte und 180 Dollars im Zwischendeck brachte jedes Dampfboot zweimal im Monat nach jedem Endpunkt der Route 500 bis 1000 Passagiere, außer welchen, durchschnittlich sicher auf 3000 Personen monatlich anzunehmenden Passagieren der Vanderbilt-Linie noch eine beträchtliche Anzahl sogenannter wilder Californier in Segelschiffen an beiden Endpunkten landeten, die dann ihren Weg, so gut sie konnten, durch das Land machten. Von diesem ganzen Reiseverkehr hatten jedoch das Land und die Bewohner nur sehr geringen Vortheil, und zwar hauptsächlich deshalb, weil die Regierung bei der Ertheilung des wichtigen Privilegiums an jene Compagnie so gewissenlos und alle Interessen des Landes verletzend zu Werke gegangen war.

Daß es der zu einer Compañia del Transito umgeformten »Atlantic and Pacific Ship-Canal-Company« überhaupt gar nicht mehr um den Canalbau zu thun war, sondern lediglich um augenblickliche und vorübergehende Ausbeutung des Passagier-Verkehrs nach Californien, dazu bedurfte es nur der oberflächlichsten Beobachtung des ganzen Verfahrens derselben in den Hafenorten, auf dem See und längs des San-Juan-Stromes. Die Bemerkung, daß dieser Zustand der Dinge, namentlich die durch Nichts gerechtfertigte Ausschließung aller Concurrenz zur Befahrung des Stromes und großen Binnensees, nicht lange so fortbestehen könne, drängte sich zunächst nicht nur Jedem von selber auf, sondern hörte man diese Bemerkung auch am häufigsten von den im Lande anwesenden Nordamerikanern selbst aussprechen. Schwieriger war es dagegen, zu irgend einer Ueberzeugung zu gelangen, was überhaupt aus dem ganzen Canalproject werden sollte, selbst angenommen, daß eine spätere kräftigere und die wahren Interessen des Landes besser begreifende Regierung von Nicaragua die sämmtlichen, längst einseitig gebrochenen Contracte und erschlichenen Concessionen der erwähnten Compagnie sofort wieder aufheben und annulliren sollte.

Auch wenn es nicht gänzlich außerhalb des Zweckes vorliegender Mittheilungen läge, eine technische und erschöpfende Erörterung über die Ausführbarkeit des in Rede stehenden großen interoceanischen Schiffscanals vorzunehmen, so wäre Solches schon aus dem sehr triftigen Grunde unthunlich, weil es bislang noch immer an dem nothwendigen vollständigen Material fehlt, auf welches sich eine jede derartige Erörterung, falls sie einigen Werth haben soll, durchaus basiren muß. Die gedachte vom Staate Nicaragua privilegirte Compagnie hat es, wie schon erwähnt, bisher nicht für zweckmäßig erachtet, die Resultate der in den Jahren 1850 und 1851 von den Ingenieuren derselben vorgenommenen örtlichen Untersuchungen und Vermessungen, so weit solche gehen mögen, aus ihr wahrscheinlich allein bekannten Gründen, vollständig der Oeffentlichkeit vorzulegen. Wir würden aber ferner in einen von uns mehrfach gerügten Fehler selber verfallen, wenn wir nach der nothwendig nur oberflächlichen Kenntniß, die sich ein einzelner Reisender ohne Instrumente, Beihülfe und längeren Zeitaufwand doch immer nur von der Localität eines ausgedehnten wilden Berg- und Waldlandes zu verschaffen im Stande ist, uns ein Endurtheil über diese Frage erlauben wollten. Das bloße, wenn auch wiederholte Befahren eines Flusses oder der Ritt über ein Waldgebirge sind so wenig im Stande, selbst für den schärfsten und technisch geübtesten Blick, zu einem richtigen und entscheidenden Urtheil über ähnliche Fragen zu verhelfen, daß man sich billig darüber wundern muß, wenn auf dergleichen ganz unzuverlässige, individuelle Ansichten und erhaltene oberflächliche, oft ganz falsche Eindrücke noch das geringste Gewicht gelegt wird. Auch Mr. Squier hat sich in seinem oft citirten und sich einer gewissen Autorität erfreuenden Werke über Nicaragua dazu verleiten lassen, ein solches sich auf Nichts basirendes, absprechendes Urtheil über die Ausführbarkeit des großen Canalprojects abzugeben.

Von der Unmöglichkeit reden zu wollen, einen 3000 bis 4000 Quadratmeilen großen Binnensee, der 128 Fuß über dem Niveau des Meeres gelegen, von diesem nur durch einen Isthmus von 80,000 Fuß Breite und 600 Fuß Höhe getrennt, durch einen Canal mit dem Ocean zu verbinden, ist bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft und den gebotenen Hülfsmitteln der Technik und Maschinen-

kunst geradezu eine Absurdität. Eben so thöricht ist es ferner, von einem Strome, der noch im völligen Naturzustande, nur von einigen Stromschnellen unterbrochen wird, und in seinem unteren Theile ein durch mehrere Arme getheiltes versandetes Flußbett aufweiset und von dem nachzuweisen ist, daß er vor 300 Jahren schon ungefähr in demselben Zustande sich befand, der übrigens selbst in der trockenen Jahreszeit eine Wassermasse von ungefähr 100,000 Cubikfuß per Secunde abführt, sagen zu wollen, daß er nicht schiffbar zu machen sei.

Ueber die größeren oder geringeren Schwierigkeiten der Ausführung eines solchen Unternehmens, über die hieraus sich ergebenden Kosten und in letzter Instanz über die wahrscheinliche Rentabilität, welche am Ende doch das entscheidende Moment sein wird, läßt sich aber nicht das Geringste sagen, bevor nicht genaue Terrainaufnahmen, Vermessungen aller Art, mit einem Wort das ausgearbeitete Project selbst vorliegen und sich prüfen lassen. Diese sind aber in Bezug auf den großen Nicaragua-Canal bis jetzt entweder gar nicht in ausreichender Vollständigkeit vorhanden oder werden auch nur von den Directoren der Compagnie absichtlich verheimlicht.

Ein wahrscheinlich nahe bevorstehender Umschwung der Dinge wird hoffentlich, wo nicht diese Canalfrage zur rascheren Entscheidung bringen, doch sicher das Land und die innere Communication von den Fesseln befreien, welche jener thörichte Doppel-Vertrag mit der New-Yorker Compagnie demselben in letzter Zeit angelegt hatte. So wichtig nun auch die Frage hinsichtlich des großen projectirten Schiffscanals im Allgemeinen und für den Welthandel sein mag, so liegt uns hier doch nur die eine Seite derselben, in Beziehung auf die Entwickelung und die Zukunft Nicaragua's, zur Betrachtung vor, und in dieser einen bestimmten Beziehung handelt es sich mehr um die Schiffbarmachung des San-Juan-Stromes und die weitere innere Wasserverbindung der verschiedenen Theile unter sich, als gerade um jene größere Frage.

Man hat bekanntlich schon früher so obenhin und ohne nähere Terrainkunde mehrere Linien für den Schiffscanal von den Seen nach dem stillen Ocean hin vorgeschlagen; denn für den Theil vom atlantischen Meer bis zum See giebt es selbstverständlich nur den

einen Weg durch das Flußthal des San-Juan. Vom Nicaragua-See aus nach dem Pacific hat man, außer der ältesten Baily'schen Linie vom Rio Lajas nach San-Juan del Sur, noch die vom Rio Sapoa nach Salinas-Bai in Vorschlag gebracht. Schon Louis Napoleon machte ferner in den dreißiger Jahren in einer über diesen Gegenstand handelnden Broschüre darauf aufmerksam, daß man am Ende besser thäte, den längeren aber leichteren Weg durch den kleineren oberen Managua-See nach dem Pacific hin zu nehmen, und schlug vor: entweder an der wenigst breiten Stelle des Isthmus, zwischen Nagarote und Pueblo Nuevo, nach dem vorgeblichen Hafen von Tamarindo den Canal zu graben, oder durch die Ebene von Leon denselben bis zu der besseren Hafenbucht von Realejo zu führen. Endlich hat Mr. Squier neuerlich, auf eigene, sehr oberflächliche und auf die besseren Untersuchungen des Capitän Belcher gestützt, die Linie vom nordöstlichen Ende des Managua-Sees durch den Llano del Conejo nach der Conchagua-Bai wiederum als die beste in Anregung gebracht.

Abgesehen von den Vorzügen oder Nachtheilen, oder der mehr oder minderen Ausführbarkeit der verschiedenen Canallinien, über welchen Gegenstand alles bessere Urtheil aufgeschoben bleiben muß, bis erst einigermaßen richtige Karten und zuverlässige Angaben vorliegen, so bezeichnet die letzterwähnte Linie die natürlich gegebene und in der ganzen Formation des großen Beckens von Nicaragua begründete, leicht herzustellende Wasserverbindung, und zwar für alle Bedürfnisse der inneren Communication vollkommen ausreichend. Denkt man sich diese Wasserstraße, von San-Juan del Norte an, den Fluß hinauf, über den Nicaragua-See in den Estero-Panaloya hinein, und durch diesen und über den Managua-See bis an dessen nordöstliches Ende, von hier aber mittelst eines Canals durch den Llano del Conejo nach dem breiten und tiefen Estero-Real, und so nach der Conchagua-Bai, dem gemeinschaftlichen großen Hafen-Bassin von Nicaragua, Honduras und Salvador, nur für kleine Dampfböte und Canal-Barken vollständig hergestellt, so wären für das Innere des Landes und dessen Verbindung mit den beiden Meeren für alle Zwecke des eigenen Handels- und Reiseverkehrs fast alle Wünsche erreicht; selbst wenn das Project eines großen Schiffscanals zum

Durchlassen großer Seeschiffe von einem Meer in's andere unausgeführt bliebe.

Obgleich auch der Herstellung einer solchen, sich auf den leichten und sicheren Transport der Reisenden und Güter von einem Meer zum anderen und zwischen den verschiedenen Plätzen im Inneren beschränkenden Wasserverbindung, manche natürliche Hindernisse und zu überwindende Schwierigkeiten sich entgegenstellen würden, so sind diese doch nicht entfernt zu vergleichen mit den kolossalen Anstrengungen und Mitteln, welche zur Durchführung eines den Erfordernissen des Welthandels entsprechenden Schiffscanals aufgewandt werden müßten. Die Schiffbarmachung des San-Juan-Stromes im unteren und mittleren Theile, für alle Jahreszeiten und für kleine flachgehende Dampfböte, sowie die Herstellung einer Wasserverbindung der beiden Seen mit dem Estero-Real und somit mit der Conchagua-Bai und dem stillen Ocean für Canalböte, würden in civilisirten, einigermaßen bevölkerten Ländern der gemäßigten Zonen als ganz gewöhnliche, leicht ausführbare Werke der Wasserbaukunst angesehen werden. Sämmtliche einem solchen Unternehmen augenblicklich noch sich entgegenstellende wirkliche größere Schwierigkeiten, begründet im Klima und den socialen wie politischen Zuständen des Landes, verringern sich von Tage zu Tage durch erlangte bessere Kenntniß der Eigenthümlichkeiten der heißen Zonen und die in Anwendung gebrachte Erfahrung über die Mittel, solche unschädlich zu machen, sowie andererseits durch Verbesserung jener Zustände und Zunahme der Bevölkerung.

Es bedarf wohl nur eines Blickes auf die Karte und einer ungefähren Vergegenwärtigung der Formation der verschiedenen Thäler, Berge und Theile von Nicaragua, wie solche das große Becken der Seen umschließen, um die ganze Wichtigkeit und Bedeutung einer solchen herzustellenden Verbindung sogleich zu übersehen. Um so bedauerlicher muß es erscheinen, daß die Regierung des Staates ihrerseits sich die Hände gebunden hat jener Compagnie gegenüber, und andererseits diese Compagnie eine so kurzsichtige und am Ende doch falsche Politik befolgt hat, um nur bei möglichst geringen Auslagen sich augenblicklichen Gewinn zu verschaffen; während, wenn dieselbe, anstatt ernten zu wollen ohne gesäet zu haben,

mit etwas größeren Auslagen eine bessere, mehr den Vortheilen des Landes entsprechende Route durch das Innere hergestellt hätte, ihre Existenz wahrscheinlich eine dauerndere und ihre pecuniären Ausbeuten mit der Zeit noch ansehnlicher gewesen sein würden, als dieses unter bewandten Umständen für die Zukunft der Fall sein dürfte.

Denkt man sich die höheren Ufer und Berge des San-Juan-Stromes zum Theil von neuen betriebsamen Ansiedlern angebaut, wodurch allein schon ein regeres Leben auf dem Flusse entstehen würde; — die östlichen Ufer der beiden Seen, anstatt den halbwilden Heerden zur Weide zu dienen, mit Dörfern und Feldern geschmückt; — die Seen selber mit Schiffen und Böten belebt; — die fruchtbare Ebene von Leon oder von Conejo, durch deren eine der Canal sich hinziehen würde, in vollständiger Cultur, — und bringt damit die stets abwechselnde Schönheit der Fluß-, Berg- und See-Landschaften, welche die Route bei fast immer heiterem Himmel und mildem Klima von einem Ocean zum anderen durchschneiden würde, in gehörigen Betracht: so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß in ganz Central-Amerika kein schönerer, angenehmerer und leichterer Ueberlandweg von einem Meer zum anderen gefunden werden kann, als dieser; und daß derselbe ungeachtet seiner größeren Länge doch selbst für spätere Zeiten, wenn außer den jetzigen beiden Uebergängen noch andere Wege nach Californien und die ganze Westküste Amerika's etablirt sein werden, doch unter den im Vorstehenden gemachten Voraussetzungen jede Concurrenz wird aushalten können.

Die Frage über die Herstellung der bis jetzt noch nicht vorhandenen, neuen Uebergangs-Routen von den atlantischen Küsten Amerika's nach denen am stillen Ocean, zur besseren Verbindung der verschiedenen Staaten oder Länder, durch welche diese Routen gehen, ist auch eine ganz andere, für sich zu betrachtende, in ihren Folgen für jene Länder, als die sogenannte große Canalfrage. Letztere, die Herstellung einer freien, ungehinderten Schifffahrts-Verbindung beider Oceane, selbst für die größten Dampf- und Segelschiffe, berührt weit mehr den Welthandel selbst, als unmittelbar den Landstrich oder den Staat, durch welchen eine solche Verbin-

dung, oder ein freier, offener Canal von einem Meer zum anderen angelegt werden sollte. Außer der allernächsten Umgebung eines solchen Canalweges würde das betreffende Landesgebiet am Ende wenig directe Vortheile von der bloßen Passage der größeren Schifffahrt durch dasselbe genießen. Falls sich die neuesten Angaben über die Beschaffenheit des Isthmus südlich von Panama durch die genauere, eben jetzt in Ausführung begriffene Untersuchung so bestätigen sollten, wie Dr. Cullen und Mr. Gisborne nach flüchtiger Ansicht des Landes dieselben gemacht haben, so würde hier allerdings die vortheilhafteste bis jetzt bekannte Stelle des überhaupt in seinem südlichen Theil noch nie untersuchten Isthmus von Panama gefunden sein, um den fraglichen großen, freien, für die größten Fahrzeuge ausreichenden Schiffscanal (ohne Schleusen) mit ziemlich sicherer Aussicht auf rasches Zustandekommen und Rentabilität hier unternehmen zu können. — Daneben würde aber, so groß die Vortheile für den Welthandel und die sämmtlichen Küstenstaaten Amerika's auch sein mögen, der Staat Nueva-Grenada, hinsichtlich Verbesserung seiner inneren Zustände und direct influencirt, nur geringe Vortheile von einem solchen Unternehmen haben; wogegen eine jede neu hergestellte, bessere, raschere und angenehmere Transitroute für den Reiseverkehr im Allgemeinen — finde dieselbe nun, wie vorerwähnt, durch Nicaragua statt, oder über den breiteren, gleichfalls fruchtbaren Isthmus von Tehuantepec, oder, wie auch wohl schon vorgeschlagen, von Vera-Cruz nach Acapulco — mit den größten Vortheilen und wohlthätigen Folgen für das Innere der Landstriche selber nothwendig verbunden sein muß.

V.

Klima und Boden-Production.

Die Boden-Production in ihrer Eigenthümlichkeit, Mannigfaltigkeit und der durch Arbeitskräfte erforderlichen Nachhülfe steht nicht nur mit dem Klima und dessen Einflüssen auf die Bevölkerung in natürlichem genauen Zusammenhange, sondern es hängt auch das Gelingen aller neuen Ansiedlungen und Colonien so wesentlich von diesen beiden Factoren ab, daß dieselben in besonderer Beziehung auf diesen Gegenstand eine nähere Erörterung verlangen.

So bekannt auch die allgemeinen Bedingungen und Erscheinungen im Großen sind, durch welche sich die verschiedenen Zonen klimatisch von einander unterscheiden, und so gleichbleibend und übereinstimmend für gleiche Breitengrade die Erscheinungen der höheren Temperatur, des größeren Niederschlages und der constanten Winde auch im Allgemeinen sein mögen, so finden hiervon doch beständig durch Meeresnähe, Bergesformation und andere örtliche Bedingungen hervorgebrachte Abweichungen statt. Diese Abweichungen von der allgemeinen Regel tragen aber so wesentlich zur Modification des Klimas bei, daß man sie nicht übersehen darf, wenn man zu richtigen Schlußfolgerungen gelangen will. Leider fehlt es für Central-Amerika noch gänzlich an längeren und zuverlässigen meteorologischen Beobachtungen an den verschiedenen Oertlichkeiten, die in ihrem klimatischen Verhalten häufig so sehr von einander abweichen, so wenig entfernt sie auch von einander liegen.

Die Nähe der beiden Oceane im Nordosten und Südwesten des ganzen Landstriches, die fast durchgehends eine Wetterscheide bildende, sich durch das Land erstreckende Cordillere, sowie die kleineren Bergzüge des durchweg gebirgigen großen Isthmus von Amerika wirken, je nach der besonderen Oertlichkeit, verschiedentlich modificirend auf das Klima ein. Im Allgemeinen und für ganz Central-Amerika gültig, läßt sich für jetzt nur der entschiedene Gegensatz der beiden Küsten in klimatischer Beziehung mit Bestimmtheit hervorheben, welchen Gegensatz man auch wohl auf das ganze Innere des Landes zu beiden Seiten des Hauptkammes der Cordillere ausgedehnt hat. Ob dieser Unterschied des nordöstlichen und südwestlichen Abfalles der Gebirge auch für diejenigen Theile Central-Amerika's festzuhalten sei oder klimatisch bestimmt hervortrete, welche sich in größerer Breite nach der atlantischen Seite hin ausdehnen, für Mosquitia, Vera-Paz und Yucatan, muß jedoch noch dahingestellt bleiben, da hier nicht nur alle Beobachtungen, sondern auch die Kenntniß der Formation der Gebirge im Großen noch gänzlich fehlen. Im Folgenden ist selbstverständlich nur von dem besonderen Klima von Nicaragua die Rede, welches sich in mancher Beziehung schon wesentlich unterscheidet, sowohl von dem des südlich angrenzenden Costarica, als auch von dem des nördlich daran stoßenden Honduras.

Die eben erwähnte Verschiedenheit der nordöstlichen und südwestlichen, oder, wie man im Lande selbst sie etwas uneigentlich bezeichnet, der nördlichen und südlichen Küsten in klimatischer Hinsicht findet nun aber für ganz Nicaragua, nicht nur für diese Küstenstriche selber, sondern auch für das ganze Innere, je nach der südwestlichen oder nordöstlichen Lage desselben gegen die Hauptcordillere, entschieden statt. Die einzige vielleicht zu statuirende Ausnahme von diesem Verhalten möchte das obere Fußthal des San-Juan-Stromes darbieten, welches allerdings einige später zu erwähnende Abweichungen von der allgemeinen Regel aufzuweisen scheint. — Das während des ganzen Jahreslaufs ziemlich gleich feuchtheiße ungesunde Klima der ganzen Ostküste Central-Amerika's, von Balize bis zum Golf von Darien, ist beinahe sprüchwörtlich geworden, und macht die besondere Küste von Nicaragua, vom Cap

Gracias a Dios bis nach der Mündung des Colorado, hiervon keine Ausnahme, wenn das Klima sich hier auch an einzelnen Punkten wieder etwas günstiger zeigt, als es z. B. in Chagres oder in der Bai von Honduras sich verhält. Der Regen überwiegt hier während des ganzen Jahres so sehr, daß von einer eigentlichen Trennung in eine trockene und nasse Jahreszeit nur insofern die Rede sein kann, als es in manchen Monaten etwas weniger regnet, als in anderen. In San-Juan del Norte, wo das hinterliegende breite Flußthal vielleicht noch modificirend einwirkt, sind die Monate von Juli bis October die trockneren, und auch während der übrigen Zeit des Jahres regnet es hier weniger anhaltend, als an den meisten anderen Punkten derselben Küste. Die Temperatur ist an der Ostküste übrigens durchgehends einige Grade kühler, als im Inneren, und die Seebrise trägt gleichfalls zur Erfrischung der Luft bei. Daß die meisten der Ursachen, welche gegenwärtig noch die unmittelbar am Seestrande gelegenen Hafenplätze, wie z. B. San-Juan, hauptsächlich ungesund machen, mit der Zeit zu entfernen sein werden, und der Gesundheitszustand der Bewohner sich dann, selbst unter diesem ungünstigen Klima, bedeutend verbessern wird, unterliegt keinem Zweifel. Die den Ort dicht umschließenden Wälder müssen gelichtet, die Sümpfe trocken gelegt und die wohnlichen Einrichtungen erst verbessert sein, bevor sich entscheiden läßt, welcher Theil aller Klagen über den schlechten Gesundheitszustand wirklich allein dem Klima zur Last fällt. Die ausgedehnten, sich von der Ostküste theils in weiten Niederungen, theils in sanft ansteigenden Thälern und Hügeln nach dem Kamme der hier nicht sehr hohen Cordillere hinaufziehenden unbekannten Wälder Mosquitia's scheinen ganz demselben klimatischen Verhalten zu unterliegen, wie der Küstenstrich.

Für das ganze südwestlich von der Cordillere liegende Becken von Nicaragua, einschließlich der Westküste am stillen Ocean, findet folgendes regelmäßige Verhalten statt. Das Jahr theilt sich hier in zwei, eigentlich nur durch größere Nässe oder Trockenheit und das Vorherrschen verschiedener Winde von einander getrennte Jahreszeiten, während der Unterschied der Temperatur für sogenannten Sommer und Winter, oder nasse und trockene Saison so unbedeu-

tend ist, daß selbst die Ansichten der Eingeborenen nicht darin übereinstimmen, welche von beiden Jahreszeiten eigentlich als die kühlere zu bezeichnen sei. Wenn während der trockenen Saison oder im Winter die nördlichen kühleren Winde auch vorherrschen, so erfrischen doch wiederum während der Regenzeit oder im Sommer die häufigen Gewitter die Luft. Obgleich der Eintritt der nassen und trockenen Jahreszeit etwas variirt und überhaupt kein schroffer Uebergang von einer Saison in die andere stattfindet, so kann man doch im Allgemeinen die Zeit vom November bis Mai als die trockene, und die von Mitte oder Ende Mai bis Ende October als die nasse Jahreszeit bezeichnen. Abweichungen von diesem regelmäßigen Verhalten kommen jedoch in manchen Jahren vor, und sind solche dann gewöhnlich auch für die Ernten ungünstige zu nennen. Der für eine gute Ernte und die Erneuerung der Vegetation erwünschte Eintritt der ersten stärkeren Regenzeit ist der 20. Mai, und pflegt es dann täglich oder nächtlich (aber selten Tag und Nacht zugleich) nur für einige Stunden stark zu regnen. Dieses Wetter dauert gewöhnlich fort bis Mitte Juli, wo dann eine mehrwöchentliche Unterbrechung der regelmäßigen Regenzeit, der sogenannte Veranito einzutreten pflegt. Nach diesem tritt dann wieder die Regenzeit, und zwar nun stärker ein, mit häufigen Gewittern und bis zu sechsstündigem anhaltenden Regen, August und September andauernd. Mehrere Tage anhaltende Regenstürme, die sogenannten Temporales, kommen im Inneren und an der Westküste fast nie vor, wohl aber auf den höheren Plateaus und in den Bergthälern der Cordilleren, wo sie (wie auf der Ostküste) eine gewöhnliche Erscheinung sind. Im October nimmt dann die Regenzeit hinsichtlich der fallenden Massen atmosphärischen Niederschlages und der Dauer der einzelnen Regenschauer eben so wieder ab, wie sie begonnen; und wenn auch im November kurz vor dem Eintritt der entschieden trockenen Saison, den Wechsel der Jahreszeiten bezeichnend, noch einzelne mit Platzregen begleitete Gewitter vorkommen, so kann man dagegen vom December bis Anfang Mai auf immerwährenden heiteren Himmel und gänzliche Trockenheit sicher rechnen. Vor der Wiederkehr der nassen Jahreszeit gehen dann jedoch gewöhnlich wiederum einige Gewitter mit rasch vorübergehen-

den Platzregen vorher. — Man hat in letzter Zeit die Bemerkung gemacht, daß die jedes Jahr vorkommenden schwachen Erderschütterungen im Becken von Nicaragua fast ohne Ausnahme in die Zeit des Wechsels der Jahreszeiten, November und April, fallen.

Als Temperatur-Bestimmung kann man für das ganze innere Becken von Nicaragua als äußerste Grenzen, zwischen denen sich das Thermometer nur bewegt, annehmen: 17 und 28° Réaumur, oder 70 und 96° Fahrenheit. Während der sechs trockenen Monate, während welcher Zeit die größere Regelmäßigkeit und Ruhe in der Atmosphäre stattfindet, variirt dagegen das Thermometer während der ganzen Tages- und Nachtzeit selten über 5° R. oder 10° F., d. h. es sinkt gegen Morgen auf 20° (78) herab und steigt am Nachmittage (im Schatten) auf 25° (88) hinauf. — Die niedrigsten wie die höchsten Thermometerstände kommen in der Regel nür während der Uebergangszeit aus einer Saison in die andere vor, zu welcher Zeit, namentlich vor dem Eintritt der Regenzeit, die Atmosphäre am unruhigsten ist. Wegen der dann vorkommenden häufigen Windstillen, oder vielmehr der Unterbrechungen in den sonst regelmäßig wehenden Ostwinden, der dadurch vermehrten Schwüle und der Zunahme der Muskitos sind auch die letzten vier oder sechs Wochen der trockenen Jahreszeit oder der Uebergang zur Regenzeit als die heißesten und unangenehmsten des ganzen Jahres zu betrachten. Alsdann steigt das Quecksilber im Thermometer an einzelnen Tagen wohl bis 28 Grad, oder fällt auf der anderen Seite auch wohl bei einem plötzlich ausbrechenden Gewitter rasch bis auf 17 Grad herab, und machen diese zwar vergleichungsweise nur wenige Grade betragenden, aber nach der langen Gleichmäßigkeit der Temperatur empfindlich bemerkbaren, plötzlichen Temperaturwechsel diese Monate zugleich zu den ungesundesten im ganzen Jahr.

Wenn nun aber das angedeutete Witterungsverhalten im Allgemeinen, wie bemerkt, für das ganze Innere von Nicaragua, von dem Kamme der Cordillere im Osten bis an den stillen Ocean im Westen, seine Gültigkeit hat, so kommen doch für einzelne Localitäten wiederum kleine Abweichungen von demselben vor. Obgleich für die Tagestemperatur innerhalb des ganzen Bezirkes kein Unterschied stattfindet, so werden doch die Nächte auf allen nur wenig

höher gelegenen Punkten sogleich bemerkbar kühler; so macht sich schon zwischen Granada, welches nur 2—300 Fuß über dem Meeresniveau, und dem benachbarten Masaya, das vielleicht 1000 Fuß über demselben liegt, dieses fühlbar; noch mehr auf den kleinen Plateaus der Küsten-Cordillere, z. B. in Diriamba und Jnotepe, oder den höher gelegenen Thälern von Chontales. Ferner trägt die mehr oder weniger freie und gegen Osten geöffnete Lage zur scheinbaren Ermäßigung der Temperatur durch die Einwirkungen des regelmäßig wehenden Ost-Passates bei, welcher in der trockenen Jahreszeit zum Nordost, in der nassen zum Südost-Winde übergeht. Auch hinsichtlich des atmosphärischen Niederschlages bringen einzelne höhere Berge zuweilen ganz locale Abweichungen in beschränktem Maßstabe hervor; so regnet es manchmal auch während der trockenen Saison am Südwest-Abhange des Mombacho und der höheren Berglehnen der Küsten-Cordillere, während kein Tropfen die nahegelegenen Ebenen berührt. — Die auffallendste Abweichung, den fallenden Regen betreffend, kommt jedoch an der Südküste des Sees von Nicaragua vor, in den Hügeln und Thälern zwischen dem Sapoa und Tortugas, wo es gleichfalls auch während der trockenen Zeit im übrigen Lande häufig in einzelnen Schauern regnet. Dieser Umstand erklärt sich entweder aus der Einwirkung des San-Juan-Flußthals und der durch diese Oeffnung der Gebirge hier gerade aufstehenden Winde, oder auch durch die Nähe des Orosi und der höheren Gebirgskette von Guanacaste, welche hier mit ihren Vorbergen näher an den See herantritt.

Für das eigentliche Flußthal des San-Juan in seiner noch unbekannten Ausdehnung nach beiden Seiten müßten längere Beobachtungen vorliegen, um bestimmen zu können, welcher Theil desselben klimatisch zu dem atlantischen Küstenstrich und welcher Theil zu dem Inneren und dessen besonderem Klima zu rechnen sei. Daß die untere Strecke, vom Hafen bis zum Sarapiqui oder San-Carlos-Flusse, entschieden das Klima der atlantischen Küste theilt, unterliegt eben so wenig einem Zweifel, als daß der obere Theil und namentlich das Fort San-Carlos (über welchen schon seit längerer Zeit bewohnten Punkt man allein sichere Data hat) ganz dasselbe Klima wie z. B. Granada hat. Ueber den mittleren gebirgigeren

Theil des Flußthales, in welchem erst seit Ende 1851 wieder bleibendere Niederlassungen an zwei oder drei Punkten entstanden sind, herrscht hinsichtlich des klimatischen Verhaltens noch eine große Ungewißheit. Am Castillo-Viejo scheint eine Art Uebergangs-Klima von dem der atlantischen Küste zu dem des Inneren stattzufinden; anhaltende Regen, wie an der Küste, sind hier seltener, wogegen auch während der trockenen Jahreszeit im Inneren, während welcher es z. B. im Fort San-Carlos nie regnet, hier häufige rasch vorüberziehende Regenschauer noch vorkommen.

Der unmittelbare Seestrand der Westküste, der mit dem Inneren, obgleich durch die Küsten-Cordillere von demselben getrennt, dasselbe klimatische Verhalten theilt, hat durch die Nähe des Meeres bei eben so heißen oder oft heißeren Tagen doch kühlere Nächte, und ist überall, wo sandiger Boden vorherrscht und keine Versumpfungen durch die kleinen von den Bergen kommenden und in ihrem Ausfluß behinderten Gewässer stattfinden, vollkommen gesund für den Aufenthalt der Bewohner. An der ganzen Westküste Nicaragua's, von der Salinas-Bai bis nach Realejo hinauf, ist der sandige Strand auch vorherrschend; nur die Bucht von Realejo leidet leider zum Theil an sumpfigem Boden, wozu die ungeregelt in denselben entwässernden, von den Vulcanen Viejo und Telica herabkommenden kleinen Flüsse wohl das Meiste beitragen. Dasselbe gilt von dem südlichen Ufer der Conchagua-Bai und dem in dieselbe fallenden Estero-Real, dessen ganzer unterer Theil sumpfigen Boden hat, der diese verlassene Küstengegend bis jetzt noch ziemlich ungesund macht.

Bei dem für die rasche Entwickelung der Vegetation so günstigen Klima und bei der vortheilhaften Configuration des großen Beckens von Nicaragua, welche für die meisten einzelnen Localitäten auch während der Jahreszeit, in welcher die atmosphärischen Niederschläge beinahe ganz aufhören, doch keinen absoluten Wassermangel und eine für die tiefer wurzelnde Vegetation verderbliche Dürre eintreten läßt, kann die große und mannigfaltige Productivität

des fast überall fruchtbaren, culturfähigen Bodens kaum überraschen. So gering auch im Verhältniß zu der großen Ausdehnung des Landes derjenige Theil desselben erscheint, der, bereits unter Cultur gebracht, für die mäßigen Bedürfnisse der schwachen Bevölkerung vollkommen ausreichende Nahrung gewährt, so groß ist doch jetzt schon die Anzahl der verschiedenen Producte, die dem Boden nicht etwa mühsam abgewonnen, sondern fast ohne Zuthun menschlicher Kräfte und Industrie von demselben auf das Reichlichste erzeugt werden. Zu welcher kolossalen Ausdehnung die allgemeine Cultur des Bodens und die noch schlummernde rationelle Entwickelung der mannigfachen Hülfsquellen des Landes bei stärkerer, arbeitsamerer und nur einigermaßen industriöser Bevölkerung leicht gebracht werden könnte, wird wohl aus der weiter oben beigebrachten Beschreibung des Landes nach den verschiedenen Departements schon zu entnehmen sein.

Ohne es unternehmen zu wollen, nur eine annähernd vollständige Aufzählung aller der verschiedenen, mehr oder weniger nutzbar zu machenden Vegetabilien zu geben, welche in diesem Lande nicht nur überhaupt vorkommen, sondern entweder bereits cultivirt werden, oder deren Cultur mit leichter Mühe und ohne Zweifel am Gelingen eingeführt werden könnte, beschränken wir uns, dem Zwecke vorliegender Schrift zufolge, darauf, die hauptsächlichsten Culturen derjenigen Pflanzen etwas näher zu erörtern, die entweder als Nahrungsmittel, oder als rohes Material für die industrielle Bearbeitung, oder als Handelsartikel bereits betrieben werden, und auf welche sich das Hauptaugenmerk aller fremden Ansiedler zu richten haben wird. Beiläufig mag jedoch schon hier bemerkt werden, daß neuerlich angestellte Versuche im Kleinen es bereits außer Frage gestellt haben, daß auch andere, bisher hier noch nicht eingeführte Culturen von Gewächsen der gemäßigten Zonen, wie z. B. Feigen, Oliven, Wein u. dergl., gleichfalls mit Vortheil an den besonders geeigneten Localitäten im Großen betrieben werden könnten.

Um nun zunächst von den unentbehrlichsten Brotstoffen zu reden, so bestehen diese bis jetzt aus: Mais, Platanos (Bananen), Reis, Yams, Bataten, Ignames, Frijoles und anderen Hülsen-

früchten, die sämmtlich ohne alle anstrengende Arbeit oder künstliche Vorbereitung des Bodens gewonnen werden.

Der Mais (indianisch Mahis) ist auch hier das allgemeine Brotkorn, wird überall in den heißesten Thälern und Niederungen, wie auch auf den Bergen gebaut, und zwar ausschließlich die kleinere, plattförmige Species, wie in Mexico. Wenn auch meist in eingehegten Feldern gezogen, wird doch auf die Bestellung des Bodens vor dem Pflanzen oder während des Wachsens so gut wie gar keine Sorgfalt verwendet. Nachdem der Boden nur oberflächlich gesäubert, die übrige vorhandene niedere Vegetation gewöhnlich durch Verbrennen vertilgt worden, wird der Boden nur mit der Machete, oft nur mit einem spitzen Stock etwas aufgelockert und die Maiskörner eingepflanzt und mit Erde bedeckt. Ohne daß dann irgend eine weitere fürsorgliche Arbeit, wie Hacken, Häufeln u. s. w., angewandt wird, findet drei Monate nach dem Pflanzen häufig schon die Ernte der reifen Maiskolben statt, und das Feld kann von Neuem bestellt werden. Es wird glaubwürdig versichert, daß in einzelnen besonders günstig gelegenen Gegenden der Acre 60 bis 70 Bushels ertrage und drei volle Ernten im Jahre gemacht werden können. Ein hundertundfunfzigfältiger Ertrag kann im Durchschnitt angenommen werden. Zwei volle Ernten werden regelmäßig gemacht, und die dritte, welche in die volle trockene Jahreszeit fällt, häufig mit den noch unreifen Kolben grün geschnitten, um getrocknet als das nahrhafteste Pferdefutter am Ende der trockenen Saison, wenn es an grünem Gras- und Schilffutter fehlt, verwendet zu werden. Der Ertrag der Ernten wechselt jedoch häufig und hängt ganz vom, hier freilich zuverlässigeren Wetter ab; dieser Umstand des manchmal unvorhergesehenen Ausfalls der Ernten und die Sorglosigkeit der Bewohner in Anpflanzung bewirkt das große Schwanken im Preise des Korns. In früheren Zeiten, d. h. vor 1848, war der Preis im Inneren, namentlich in Leon, oft nur 1 Dollar für die Fanega (ungefähr 5 Bushels), während jetzt der Marktpreis gewöhnlich in den Städten zwischen 3 und 6 Dollars die Fanega schwankt und auf dem Lande häufig zu keinem Preise Mais zu erhalten ist, indem jede Haushaltung ihren kleinen Vorrath für eigenen Bedarf bis zur nächsten Ernte zurückhält.

Von der mangelhaften Art der Anwendung dieses Korns auf die Zubereitung zur menschlichen Nahrung ist schon weiter oben die Rede gewesen.

Die Platanos, eine Species der Musa oder Banane, die in drei oder vier Abarten vorkommen, sind als eigentliche Brotfrucht der Einwohner neben den Mais zu stellen. Die unvergleichliche Ertragsfähigkeit dieser Pflanze im Verhältniß zur Bodenfläche und die unter diesem Klima nie versagende Ergiebigkeit an Früchten ist allgemein bekannt. Auch diese Frucht dient nicht nur zur Nahrung der Menschen, sondern wird auch von allen Hausthieren bis zum Geflügel herab begierig gefressen. Selbst die Blätter müssen im grünen frischen Zustande oft den Pferden und Maulthieren in Ermangelung anderen Futters aushelfen, und werden, wenn auch von ersteren nur ungern, von letzteren ohne Widerstreben angenommen. Ein aus Schößlingen oder Cepas neu angelegter Platanar liefert nach acht Monaten schon reichliche Früchte, kommt im dritten Jahre zum vollen Ertrag und bedarf dann keiner anderen Nachhülfe weiter, als des Abhauens der dürren Stämme, um den neu aufschießenden Platz zu machen. Die Einzäunung oder der Schutz gegen Angriffe von außen ist neben dem ersten Einstecken der Schößlinge die einzige Arbeit, die ein jahraus jahrein Früchte im Ueberfluß liefernder Platanar nur erfordert; man müßte dann, gleich den trägen Eingebornen, das Abpflücken und Eintragen der Fruchtbüschel als Arbeit betrachten wollen. Nach dem Gewichte berechnet, verhält sich der Ertrag der Platanos zu dem der Kartoffel auf einer gleichen Bodenfläche, wie 44 zu 1, und zum Weizen wie 130 zu 1. Der Preis dieser Frucht läßt sich im Allgemeinen kaum bestimmen, da es ganz davon abhängt, ob in einer bestimmten Localität viele Platanars vorhanden sind oder nicht. In Granada verkauften die Indianer der Umgegend die von ihnen Meilen weit zu Markt gebrachten reifen Früchte zu ½ Real für 20 bis 30 Stück; die unreifen, sogenannten Verdes, die nur gekocht genossen werden, noch weit billiger. Auch ein vorzügliches Mehl läßt sich aus diesen Früchten bereiten, welche Benutzungsart hier zu Lande jedoch nicht gebräuchlich ist.

Der Reis, und zwar ein kleinkörniger Bergreis, gedeiht

gleichfalls vorzüglich und wird schon ziemlich stark gebaut, ohne jedoch, wie in manchen Gegenden Asiens, das Hauptnahrungsmittel der ärmeren Bevölkerung zu sein. Auch ist der Marktpreis von 6 bis 12 Real für die Arroba in den Städten noch ein ziemlich hoher zu nennen.

Die mehligen Knollengewächse, die Bataten, die Yams, von letzteren mehrere Species, Quiquisque und Igname oder Name (Dioscorea alata?) genannt, die Yucca oder Maniocwurzeln (Jatropha manihot), welche vollkommen im Stande sind, dem Nordländer die Kartoffel zu ersetzen und in größter Vollkommenheit und Ueberfluß erzeugt werden könnten, sind bei den Einwohnern eine weniger beliebte Speise, obgleich sie von den indianischen Pueblos aus auch wohl nach den Städten zu Markt gebracht werden.

Die Frijoles, oder gewöhnliche Bohnen, von denen eine größere rothe und schwarze, und eine kleinere weiße Art gezogen werden, sind dagegen das tägliche Nahrungsmittel aller Classen der Bevölkerung und werden auf das Ausgedehnteste in allen Theilen des Landes cultivirt. Erbsen und Linsen kommen seltener vor und bis jetzt auf den Märkten der Städte nur in schlechter Qualität; ließen sich jedoch ohne Zweifel eben so gut ziehen als die Bohnen.

Nicht allein als angenehme Zugabe zu den vorerwähnten wichtigsten vegetabilischen Lebensmitteln und zur wünschenswerthen Abwechselung im gewöhnlichen Lebensunterhalt beitragend, sondern als wesentlicher Bestandtheil der durch das heiße Klima bedingten Diät ist hier noch beiläufig des Reichthums an Früchten verschiedenster Art zu gedenken, den dieses Land aufzuweisen im Stande ist. Um nur die gewöhnlicheren, überall vorhandenen, entweder perennirenden oder sich im Kreislaufe des Jahres fortwährend abwechselnden Baumfrüchte zu nennen, so sind als solche aufzuführen: die süßen und sauren Orangen, die Citronen, die kleinen aromatischen Limonen, die Tamarinden, die Mangos [1]), die Mammeys [2]), die Grenadillas [3]), Zapotes [4]), Papayas [5]), Marañons [6]), Chirimogas [7]),

[1]) Mangibera indica. [2]) Mammea americana. [3]) Passiflora quadrangularis oder Punica granatum. [4]) Achras sapota. [5]) Carica papaya. [6]) Anacardium occidentale. [7]) Anona cherimolia.

Hocotes [1]), Manzanas de Rosa [2]), Aguacates [3]), und von den Strauchfrüchten die Guajavas [4]), Toronjas [5]), Iguachambas [6]), und eine Menge anderer in den bis heute noch unerforschten Wäldern wildwachsender, zum Theil gänzlich unbekannter Gewächse und deren Früchte. Die verschiedenen Palmarten, die sowohl an den beiden Küsten, wie im Inneren und bis an den Kamm der Cordilleren hinauf vorkommen, sind ihrer allgemeinen Nützlichkeit und hauptsächlichen Verwendung zu den Zwecken der Industrie wegen nicht allein zu den Fruchtbäumen zu rechnen, obgleich die Cocusnüsse fortwährend auf dem Fruchtmarkte und die Früchte der Kohlpalme auf dem Gemüsemarkte zu finden sind. Zählt man ferner noch hinzu: die verschiedenen Arten der Melonen, die Sandias, die Piñas oder Ananas, von denen es ebenfalls mehrere Sorten giebt, der anderen geringeren kürbißartigen Früchte und der Gurken, Tomatos, Cactusfeigen nicht einmal zu erwähnen, so wird man zugeben müssen, daß wenige Länder und Klimate sich in dieser Hinsicht des Reichthums und der Verschiedenheit der Bodenerzeugnisse an Früchten allein, mit Nicaragua messen können.

So reich die Natur nun aber auch diesen günstig gelegenen und formirten Landstrich mit ihren Gaben ausgestattet hat und so wenig Arbeit und Sorgfalt auch nur dazu gehört, um mit einiger menschlichen Nachhülfe das ganze innere Land von Nicaragua wiederum wie zu altindianischer Zeit zu einem üppigen Fruchtgarten und in jeder Beziehung reizenden Aufenthalt umzuschaffen, so ist die beinahe unglaubliche Indolenz der gegenwärtigen verwahrlosten Bewohner doch eine solche, daß selbst der fast ohne Zuthun sich machende Obstbau nicht nur im weniger bewohnten Inneren, sondern selbst in der Nähe der größeren Ortschaften sich mit wenigen Ausnahmen noch in völliger Vernachlässigung findet. Kaum daß den für die Lebensgewohnheiten der Bewohner so nothwendigen Orangen-, Mango- und Marañon-Bäumen die gehörige Aufmerksamkeit und Pflege gewidmet und für deren Anpflanzung gesorgt wird. Die Hocotes und Zapodillas, unsere Pflaumen und Birnen

[1]) Spondias purpurea. [2]) Jambosa vulgaris. [3]) Persea gratissima. [4]) Psidium pomiferum. [5]) Citrus malus. [6]) Opuntia ficus indica.

gewissermaßen vertretend und ihnen in Geschmack und Form entfernt ähnlich, werden in ihrem wildwachsenden Zustande entweder unreif abgepflückt oder verfaulen auf den Bäumen. Man findet ausgedehnte Vieh-Hacienden im Inneren ohne alle und jede Fruchtbäume, auf denen freilich auch weder von Feldbau noch Gemüsezucht die Rede ist, obgleich häufig der Besitzer doch wenigstens einen Theil des Jahres hier zubringt, und sein Mandator mit seiner Familie und vielleicht einem Dutzend Leuten fortwährend hier wohnt, es sich aber selten einfallen läßt, einige Obstbäume zu pflanzen und für deren Erhaltung und Schonung gegen die frei umherstreifenden Heerden einige Fürsorge zu tragen.

Um nunmehr zu den für den künftigen Aufschwung des Landes wichtigsten Erzeugnissen überzugehen, so gestatten das günstige Klima und der fruchtbare Boden Nicaragua's die vereinigten Culturen von: Cacao, Kaffee, Zuckerrohr, Taback, Baumwolle, Indigo und Cochenille, — der hauptsächlichsten aller sogenannten Colonialproducte, und zwar ohne Ausnahme in vorzüglichster Qualität. Letztere Behauptung ist auch nicht etwa nur nach oberflächlicher Kenntnißnahme an Ort und Stelle und nach Hörensagen hier mit Bestimmtheit aufgestellt, sondern Verfasser dieses hat auf den verschiedenen Touren im Inneren des Landes Gelegenheit genommen, sich Proben sämmtlicher Producte, und zwar von den verschiedenen Localitäten zu sammeln, und diese competenten Richtern in Hamburg zur Ansicht und Untersuchung vorgelegt.

Der Cacao, dieses edelste Erzeugniß der Aequatorial-Zone, von den Botanikern nicht mit Unrecht »Theobroma« (Götternahrung) benannt, gedeiht innerhalb des Beckens von Nicaragua überall in fast gleicher Vollkommenheit, und unterscheidet sich wenig vom besten Soconusco-Cacao. Die Anlage von größeren Plantagen ist jedoch wegen der Eigenthümlichkeiten des Gewächses mit größerem Capital- und Zeitaufwand nothwendig verbunden, als andere Culturen solches erfordern, und hierin wohl der Hauptgrund zu suchen, weshalb bei den hohen Cacaopreisen im Lande und dem späteren sicheren Gewinne doch nicht mehr, als geschieht, producirt wird. Die jungen Cacaobäume, die aus Samen gezogen werden, verlangen während der drei bis vier ersten Jahre unbedingten Schutz

vor den Sonnenstrahlen und dabei einen feuchten, warmen Boden. Dem Aussetzen der jungen Cacaopflanzen in regelmäßige Plantagen muß demnach das Anpflanzen von schattengebenden Alleen vorangehen, zu welchen bleibenden Baumgängen man entweder Mangos oder den sogenannten Madre=Baum des Cacao *) anwendet. Außerdem werden für die erste Zeit auch noch Platanos und andere rasch wachsende und sogleich schattengebende Gewächse neben die jungen Bäume gepflanzt, welche man später wieder wegräumt. Ferner muß die ganze Plantage mit Wassergräben durchzogen sein, durch welche man zu jeder Zeit dem Boden den erforderlichen Grad von Feuchtigkeit geben kann. Gewöhnlich wird ein kleines fließendes Gewässer aufgestaut und mittelst einfacher Schüttvorrichtungen der Wasserstand in den zu beiden Seiten der Baumgänge hinlaufenden kleinen Gräben regulirt. Erst nach fünf Jahren, nachdem man die jungen einjährigen Cacaobäumchen dergestalt in eine regelmäßige Plantage gebracht hat, kann man auf einen nennenswerthen ersten Ertrag rechnen, obgleich einzelne Bäume schon im dritten und vierten Jahre einige Früchte tragen. Von da an nimmt dann aber der Ertrag jährlich zu, und zwar, wie allgemein behauptet wird, bis zum 50sten Jahre des Alters der Bäume, nach welcher Zeit eine allmälige Abnahme eintritt. Hieraus geht schon hervor, daß diese Cultur nur im Großen und mit einem gewissen Capitalaufwande betrieben werden kann, dann aber gewiß zu den einträglichsten gehört. Eine einmal hergerichtete Pflanzung mit vollständig eingerichteter Bewässerung erfordert später wenige Unterhaltungsarbeiten und läßt sich nach und nach beliebig ausdehnen. Die Ernte der reifen Früchte fällt auch nicht, wie beim Kaffee und anderen Culturen, in eine bestimmte kurze Zeit, sondern dauert eigentlich den größten Theil des Jahres über fort, indem derselbe Baum gleichzeitig Blüthen, halbreife und reife Früchte trägt; man bedarf also auch für das Einernten weniger Arbeitskräfte. Der Baum, der im Aussehen und den freilich viel längeren Blättern dem Kirschbaum gleicht, wird selten über 20 bis 30 Fuß hoch, hat blaßrothe Blüthen und setzt die Früchte, in großen, birnenförmigen Schoten be-

*) Erythrina corallodendron.

stehend, am Stamme und dem Holze der dickeren Zweige an. Die dickschäligen, weißen, hell- oder dunkelbraunen Schoten enthalten in getrennten Zellen die einzelnen Cacaobohnen oder Körner oft bis zu funfzig in einer glutinösen, süßsäuerlichen, sehr wohlschmeckenden, erfrischenden Flüssigkeit. Die ausgeschälten Früchte werden nur an der Sonne, gewöhnlich auf ausgebreiteten Ochsenhäuten getrocknet. Man sieht, die Cultur und Gewinnung ist eine eben so einfache, als der Ertrag einer älteren Pflanzung ein lohnender sein muß. Man rechnet wohl auf tausend Bäume einen reinen Ertrag von 300 Piaster, wonach eine Hacienda mit vierzigtausend Bäumen, wie es deren mehrere im östlichen und südlichen Departement giebt, 12,000 Piaster jährlich einbringen würde. Die vorhandenen größeren Cacao-Hacienden, in Nicaragua fast sämmtlich in den Händen einiger der reichsten Familien, produciren bis jetzt kaum den für die unentbehrliche Chocolade und Tiste der Bevölkerung nöthigen Bedarf; an der Westküste soll sogar noch jährlich ein ansehnliches Quantum des schlechteren, aber wohlfeileren Guajaquil-Cacao eingeführt werden. — Durch das Zurückbleiben der Production gegen den Consum sind in den letzten Jahren im abgeschlossenen Inneren des Landes die Marktpreise von 14 Real bis auf 16 und 24 Real für den Medio gemessener Cacaobohnen, ungefähr dem Gewichte nach für 7 Pfund, gestiegen, also auf 2 bis über 3 Real pro Pfund. — Ueber das überhaupt producirte Quantum lassen sich natürlich nicht einmal ungefähre Schätzungen anstellen; doch mögen im Ganzen kaum ein Dutzend eigentlicher Cacao-Hacienden in ganz Nicaragua vorhanden sein, von denen nur die kleinere Hälfte von einiger Ausdehnung sind. — Passende Ländereien für Anlage von dergleichen Plantagen finden sich dagegen noch an vielen Orten, sowohl im östlichen und südlichen, als auch an einzelnen Localitäten des westlichen Departements.

Der Kaffeebaum, der in den Wäldern überall wildwachsend angetroffen wird, liefert eine kleine, vortreffliche, dem Moccakaffee ähnliche Bohne. In früheren Zeiten fast gar nicht, in letzter Zeit auch fast nur als Luxusartikel nebenbei cultivirt, ist der Kaffee erst in neuester Zeit durch die Fremden im Lande zu einem Gegenstande des täglichen Gebrauchs geworden; die Eingebornen, denen

in früherer Zeit der Cacao den Kaffee vollkommen ersetzte, haben erst neuerlich angefangen, sich auch des letzteren als Getränk zu bedienen. Besonders durch den pecuniär lohnenden Erfolg der seit den letzten zwanzig Jahren in Costarica eingeführten Kaffeecultur bestimmt, hat man während der letzten Jahre auch in Nicaragua angefangen, Kaffeeplantagen anzulegen, und kann schon jetzt mit dem Erfolg vollkommen zufrieden sein, obgleich, wie gesagt, diese Cultur erst im Beginnen begriffen ist und noch kein Kaffee in einiger Quantität bisher ausgeführt worden ist. Der Vergleich des in Nicaragua an verschiedenen Localitäten sowohl in der Nähe von Granada, als im südlichen Departement erzeugten Kaffees mit dem von Costarica hat ergeben, daß derselbe letzterem, der bereits auf den europäischen Märkten bekannt ist, um Nichts nachsteht, und berechtigt das gleichmäßige Klima des Bodens von Nicaragua zu der Annahme, daß man hier noch mehr als auf dem Plateau von Costarica auf sichere Ernten rechnen kann. Zur Unzeit eintretendes Regenwetter, besonders bei der zweiten Ernte und der noch stattfindende Mangel an hinreichenden Arbeitskräften, um das Einsammeln der Früchte rasch zu vollbringen, wirken nämlich häufig nachtheilig auf den erwarteten Ertrag ein. Für den wenigen Kaffee, der bis jetzt im Lande auf kleinen Pflanzungen und, wie gesagt, mehr nebenbei lediglich für den Consum im Inneren producirt wird, ist der ziemlich feststehende Preis bis jetzt noch 1 Real pro Pfund von reinen, ausgesuchten Bohnen, und wird sämmtlicher, unter den Einwohnern nur als Luxusartikel behandelter Kaffee auch nur en detail verkauft.

Das Zuckerrohr findet sich hier in einer von der gewöhnlichen westindischen Pflanze verschiedenen Species und gedeiht überall auf das Ueppigste. Es kommen Rohre von 2 bis 3 Zoll Dicke und 28 Ringen vor. Zwei, in günstigen Fällen drei Ernten im Jahre liefernd, brauchen die Felder nur alle zehn bis vierzehn Jahre neu bepflanzt zu werden. Die Cultur des Zuckerrohrs, sowie die Bereitung des ordinären braunen Zuckers, der Chancaca, und die Destillation des Aguardiente oder schlechten Rums, ist schon in frühester spanischer Zeit eingeführt, und besonders von den geistlichen Brüderschaften, namentlich den Jesuiten, begünstigt worden. Die

Bereitung und der Verkauf des Aguardiente ist noch jetzt ein Estanco oder Regal des Staats und darf nur unter Controle vorgenommen werden. Die Vorrichtungen zur Gewinnung des Zuckersaftes und des Einkochens sind auch, mit Ausnahme zweier größerer Plantagen in der Nähe Leons noch überall die primitiven, mit hölzernen, durch Maulthiere getriebenen Walzen, den sogenannten Trapiches, und wird der braune Zucker nur bis zur Krystallisation eingekocht und in losen, in Palmblättern verpackten Broten in den Handel gebracht. Für diesen im Lande allein gebräuchlichen, abgesehen von seiner Farbe und Beimischung der Melasse, vortrefflichen Zucker variirt der Marktpreis von $1/2$ bis 1 Piaster per Arroba. Die vorerwähnten größeren Plantagen in der Nähe von Leon, mit verbesserter Maschinerie, produciren jedoch auch schon weiße gereinigte Zucker zur Ausfuhr an der Westküste. Im westlichen Departement ist die Cultur des Zuckerrohrs auch überhaupt am ausgedehntesten, obgleich das östliche und südliche, wo man nur kleinere Zuckerfelder und Trapiches findet, sich eben so gut für diese Cultur eignen.

Der Taback ist schon seit Jahrhunderten ein so unentbehrliches Lebensbedürfniß der ganzen rauchenden spanisch-indianischen Bevölkerung geworden, daß dessen ausgebreitete, wenn auch noch primitive unvollkommene Cultur für diese Länder beinahe selbstverständlich ist. Die nur im Kleinen, meist in den indianischen Pueblos betriebene Production reicht jedoch, was Nicaragua besonders betrifft, nicht einmal für den inländischen Consum aus, und ein ansehnlicher Theil der jährlichen Tabacksernten von Honduras und Costarica findet in der Form von Blättern und Cigarren einen Markt in den Städten Nicaragua's, namentlich seit den letzten beiden Jahren durch die vermehrte Anzahl der Fremden, sowohl durchreisender als bleibender. Die Tabacke von Costarica, von Honduras und von einigen Stellen Salvadors werden auch in Nicaragua selber dem Taback des eigenen Landes vorgezogen, und scheinen in der That einige der heißen Thäler von Honduras denselben Taback, wie die berühmte Vuelta de Abajo auf Cuba, erzeugen zu können. Der von Costarica kommende Taback, der sogenannte Chilcagre, ist besonders stark, von grobem Blatt und hat ein ganz eigenthümli-

ches, scharfes Arom, welches ihn zum Lieblingstaback für die landesüblichen kleinen Cigarren in Nicaragua macht. Bei der geringen Sorgfalt, die man bisher noch stets nur verwendet hat sowohl auf den Samen als die richtige Behandlung der Pflanze, das Trocknen der Blätter und die Zubereitung der Cigarren (die meist in den Händen der Weiber ist), läßt sich schwerlich sagen, ob man nicht in den geeigneten Localitäten Nicaragua's bei demselben Boden und demselben Klima auch hier eben so guten Taback sollte erzeugen können als in Honduras. Als der beste Taback von Nicaragua gilt der von Masaya, wo man neuerlich auch zuerst Versuche mit ausländischem Samen gemacht hat, und seit Etablirung der Transitroute und des größeren Reiseverkehrs im übrigen Lande auch angefangen hat, etwas größere Sorgfalt auf Anfertigung der Cigarren selbst zu verwenden. Bei dem häufig eintretenden augenblicklichen Mangel an den getrockneten Blättern, welche meist von den Indianern in kleinen Bündeln oder Manojos zu Markt gebracht werden, schwanken die Preise natürlich in den Städten hin und her und bewegen sich, je nach dem Bedarf und der Güte des Tabacks zwischen 1 Real für die schlechtesten Blätter und 6 Real, z. B. für Chilcagre-Taback, für das Pfund getrockneter, zur Cigarrenanfertigung geeigneter Blätter.

Die Baumwolle ist gleichfalls seit Alters her für den Bedarf der inländischen, indianischen Industrie, zur Anfertigung von groben Handwebereien, besonders in der Umgegend des Managua-Sees und in der Ebene von Leon schon in ziemlicher Ausdehnung angebaut worden. Daß zu irgend einer Zeit sogar eine beträchtliche Ausfuhr roher Baumwolle aus Nicaragua nach England stattgefunden, wie von einigen Berichterstattern der früheren Jahre (Dunlap, Baily u. A.) behauptet worden, möchten wir aus guten Gründen bezweifeln. Gegenwärtig wird in ganz Nicaragua kaum genug gewonnen, um den geringen inländischen Consum zu befriedigen, wofür am besten der Umstand zu sprechen scheint, daß der ziemlich feste Preis für das Pfund 1 Real beträgt. Die hier wachsende Baumwolle ist Short-Staple, feiner Textur, und wird von den Amerikanern im Lande, dem Upland-Cotton der Vereinigten Staaten gleichgestellt. Außer dieser weißen Sorte kommt auch eine

geringere gelbliche Art vor. Daß es weder eine Cotton=Gin zum Reinigen derselben, noch Pressen zum Verpacken im ganzen Lande giebt, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Die Indigo=Production, welche in früheren Jahren so stark betrieben wurde, daß jährlich 5000 Ballen, à 150 Pfund, ausgeführt sein sollen, hat in den letzten Jahren, ohne daß außer den allgemeinen ungünstigen Zuständen specielle Gründe dafür aufzufinden wären, fast ganz aufgehört. Es kommen zwei verschiedene Species der Indigofera in Nicaragua vor, deren eine überall wild wächst, aber nur geringen Ertrag giebt (Añil Cimarron genannt), während nur die andere Art, I. tinctoria oder disperma, cultivirt wird. Das Aufgeben der Indigobereitung in fast allen, sich ohne Ausnahme dazu eignenden Theilen des Landes im südlichen, östlichen und westlichen Departement, da die Pflanze beinahe in jedem Boden gedeiht, ist um so auffallender, da man an so vielen Orten noch die vollständigen, aber verfallenden Einrichtungen und Apparate manchmal in ziemlich großem Maßstabe angelegt vorfindet. Sorgfältig ausgemauerte höhere Reservoirs zum Einsumpfen der Blätter, daneben tiefer liegende ähnliche Behälter mit großen Schaufelrädern zum Schlagen und Umrühren der Flüssigkeit behufs Absonderung des Farbestoffs, und daneben kleinere Bassins zum Abtrocknen des niedergeschlagenen Indigos, stehen dutzendweise im Lande auf den größeren und kleineren Besitzungen verlassen und unbenutzt da. Der Umstand, daß diese Cultur und Bereitung des Farbestoffs, wenn auch einfach in der Procedur, doch mehr als gewöhnlich hier zu Lande von den Arbeitern zu erwartende Sorgfalt und Genauigkeit verlangt, um günstige Resultate zu erzielen, mag freilich in letzterer unruhiger Zeit dazu beigetragen haben, dieselbe in Verfall gerathen zu lassen. Die Pflanzen, welche in zwei bis drei Monaten nach der im April oder Mai erfolgten Aussaat für die erste Blätterernte reif sind, müssen während dieser Zeit fleißig gejätet oder von Unkraut frei gehalten werden. Sechs bis acht Wochen nach der ersten Ernte kann man schon wieder die seitdem aus der Wurzel emporgeschossenen neuen Blätter abpflücken, und die einmal bepflanzten Felder brauchen dann mehrere Jahre keine neue Aussaat weiter. Bei dem Einsumpfungsproceß der Blätter

kommt Alles darauf an, den richtigen Moment der Gährung zu treffen, um das Wasser von den Blättern abzulassen, der manchmal schon nach sechs, manchmal erst nach sechzehn Stunden eintritt, je nach dem Wetter und dem Wärmegrade. Nur bei unausgesetzter Aufmerksamkeit kann man des guten Resultates ziemlich sicher sein. Der früher so ausgedehnte, jetzt nur noch an wenigen Orten in Nicaragua erzeugte Indigo ist übrigens nach untersuchten Proben ganz dem von Salvador, der bekanntlich nach neun verschiedenen Qualitäten, als Flores, Cortes und Cobres in den Handel kommt, gleich.

Die Cochenille-Zucht, die hier einheimisch zu sein scheint, da sowohl der Cactus coccinellifer, als das Insect, der Coccus Cacti, in den Wäldern sich finden, und der Farbestoff seit alten Zeiten von den Indianerweibern zum Färben ihrer Dulces benutzt worden ist, wird bisher nur ganz im Kleinen und für besagten localen Zweck betrieben, ließe sich jedoch ohne allen Zweifel, falls dieser Industriezweig überhaupt sich noch lohnen sollte, hier eben so gut betrieben, als in Salvador und Guatemala.

Außer den vorstehend aufgeführten wichtigsten Bodenproducten, deren ausgedehntere und rationellere Cultur diesem Lande in kurzer Zeit zu ungewöhnlichem Wohlstande und zu jetzt noch kaum geahnter Blüthe und Entwickelung verhelfen könnte, ließe sich nun noch eine lange Liste nutzbarer Vegetabilien aufstellen, deren Gewinnung, Bearbeitung und vielfache Anwendung für Industrie und Handel von großem Vortheil für die Bevölkerung sein würde. Da zu einer erschöpfenden vollständigen Aufzählung jedoch gegenwärtig noch das, nur durch speciell wissenschaftliche Untersuchung des Landes und der ganzen reichen Flora desselben zu erhaltende Material fehlt, so wollen wir uns hier damit begnügen, auf einige derselben kurz hinzuweisen, deren sich entweder die, wenn auch noch sehr unvollkommene Industrie der jetzigen Bevölkerung bereits bemächtigt hat, oder über deren Vorhandensein und leichte künftige Ausbeutung für den Handel nicht der geringste Zweifel mehr obwaltet.

Die Pita (Bromelia sylvestris) ist hier deshalb zuerst zu nennen, weil diese flachsartigen Fasern die Hauptrolle in der bisherigen indianischen Industrie hinsichtlich Anfertigung verschiedener

Gewebe und Geflechte spielen, und ihrer Feinheit und Dauer wegen eine allgemeinere Verwendung verdienen. Die der Agave und Maguey ähnliche Pflanze wächst fast in jedem Boden, und die Fibern der Blätter verfeinern sich im cultivirten Zustande.

Die verschiedenen Arten der Palmen sind ohne Ausnahme in einem oder dem anderen ihrer Bestandtheile, sei es in dem Holze, dem Safte, den Fruchtfasern, den Blättern oder den Früchten selbst, auf die mannigfachste Weise auch bei einer entwickelteren Industrie auf das Nutzbarste zu verwenden, wie sie denn schon jetzt, wie vor alten Zeiten, den verschiedensten Bedürfnissen der Eingebornen abhelfen müssen.

Die Palma Christi, das werthvolle Ricinusöl liefernd, sieht man in allen Gärten und Höfen der Städte als Zierpflanze wild wachsen. Bei unseren Reisen im Inneren ist uns nur ein Fall vorgekommen, wo ein in einem indianischen kleinen Pueblo (Jnotepe) lebender Spanier diesen Baum Behufs regelmäßiger Oelgewinnung durch einfache Handpresse bereits cultivirte.

Von der großen Anzahl der als Handelsartikel werthvoll zu machenden medicinellen Pflanzen und deren Wurzeln, Oelen, Harzen, Blättern u. s. w., welche sämmtlich in den dichten Wäldern, namentlich des noch fast unbekannten und unerforschten Ostabfalles der Cordillere und der atlantischen Küstenstriche wild wachsen, und bis jetzt nur gelegentlich von den dortigen Indianern eingesammelt werden, möchten besonders zu nennen sein: Vanille, Sassaparille, Aloe, Jngwer, Peruvianischer Balsam, Ipecacuanha, Anota, Copaiva, Kautschuk, und eine Menge anderer, bis jetzt nur unter ihren indianischen Benennungen im eigenen Lande bekannter. So der Guaco, dessen Nüsse ein wirksames Mittel gegen den Biß giftiger Schlangen; — der Cuapinal, ein wohlriechendes Harz liefernd; — der Guamuchi und Bejuco-Amarillo, zum Gerben verwandt; — endlich die verschiedenen, oft kolossalen Schlingpflanzen und deren Früchte, von denen die Indianer verschiedenen Nutzen bereits zu ziehen wissen.

Unter den werthvollen Farbehölzern, von denen das sogenannte Brasilholz (Caesalpinia crispa) zum Rothfärben das bekannteste, und innerhalb des Beckens von Nicaragua das verbrei-

tetste (besonders an den Ufern der beiden Seen überall wachsend) ist, und außer dem nicht weniger bekannten und fast eben so häufigen Campeche-Holz (Haematoxylum campechianum), kommen ebenfalls gelbfärbende Hölzer: Azofron (Carthamus tinctoria) und Palo-Amarillo (Morus tinctoria), — schwarzfärbende: Cascalote und Uale (Genipa americana?) — und ein weniger bekanntes, brillant grünfärbendes Holz, der Ebano-Verde (Chloroxylum), hin und wieder vor.

Von den Bau- und Nutzhölzern verdienen ihrer größeren Dimensionen und Dauer wegen besonders die Mahagoni, Cedern (Cedrela odorata), Ceibas (Eriodendrum anfractuosum), Encina Blanca (Quercus alba), Guanacaste (Lignum vitae), Quiebra Hacha (Hymenea), Chico-Sapote (Sapota mammosa), und Mesquite (Acacia arabica), und nächst diesen einige der größeren Fruchtbäume besonderer Erwähnung. Fast alle diese Hölzer zeichnen sich durch ihr großes specifisches Gewicht aus und erschweren hierdurch allerdings die Bearbeitung, gewähren dafür aber auch eine beinahe unverwüstliche Dauer. Mahagoni- und Cedernholz sind die am häufigsten zu baulichen Zwecken verwendeten Hölzer, und ist letzteres von vorzüglicher Qualität und Härte und kommt in so großen Dimensionen vor, daß Planken von 3 bis 4 Fuß Breite nichts Ungewöhnliches sind, und die Canoes und Piroguen der Indianer stets nur aus einem vollen Cedernstamme ausgehöhlt sind.

Als mit Klima und Bodenbeschaffenheit in genauester Verbindung und Wechselwirkung stehend, werden hier auch einige Bemerkungen über die Fauna des Landes am Platze sein, welche übrigens, was den wilden, in den schwer zugänglichen Wäldern, auf den höheren Bergen und in den vielen Gewässern des Landes sich aufhaltenden Theil der Thierwelt anbelangt, noch unbekannter ist, als die Flora Central-Amerika's.

Die größeren vierfüßigen Hausthiere sind auch hier, wie auf den westindischen Inseln und in anderen Gegenden Amerika's, erst durch die erobernden Spanier eingeführt, haben sich aber mit weni-

gen Ausnahmen bald acclimatisirt und sind zum Theil wieder in den Zustand der Wildheit zurückverfallen. — Viehzucht wird im ganzen Lande und in einigen Theilen desselben ausschließlich betrieben, aber auf eine im Allgemeinen noch sehr wilde, wenig rationelle Art und Weise. Die großen Heerden von Rindvieh, von dem sich auf einzelnen Hacienden 5000 bis 10,000 Stück befinden, liefern wenig mehr als zusammen 30,000 bis 40,000 Häute jährlich für den Export, und einiges Schlachtvieh für die größeren Ortschaften und die Viehmärkte in Salvador; die Milch- und Käsewirthschaft ist noch in völliger Kindheit. Pferde und Maulthiere werden gleichfalls in großer Menge gezüchtet, theils für den inneren Bedarf, theils für die auswärtigen Märkte, sind kleiner, unansehnlicher, aber dauerhafter Race und in Betracht ihrer Unentbehrlichkeit überall zu billigen Preisen zu haben. Nur in den ebeneren Gegenden und in den Städten werden die Ochsen zum Ziehen vor schweren Karren gebraucht, im Uebrigen geschieht aller Transport auf dem Rücken von Maulthieren oder Pferden, welche eine Last von 200 bis 250 Pfund in den gebirgigsten Gegenden mit Leichtigkeit tragen. — Ziegen und Schafe sieht man weniger, letztere fast nur in den gebirgigeren Gegenden, erstere häufig in den Städten frei umherlaufend. — Die Schweine scheinen sich von den vierfüßigen Hausthieren am schnellsten zu vermehren; denn ungeachtet des starken Verbrauchs gerade des Fleisches und Fettes dieser Thiere findet man nicht die kleinste Indianerhütte ohne dieselben, und spielen sie hier ungefähr dieselbe Rolle, wie in den Cabins der irischen Landbevölkerung. Das Schweinefleisch ist in der Regel schlecht und gewöhnlich finnig.

Das zahme Federvieh ist im größten Ueberfluß im ganzen Lande vorhanden, und sind Geflügel aller Art und Eier die hauptsächlichsten Artikel der täglichen Nahrung der wohlhabenderen Classen. Nicht nur auf dem flachen Lande und in den Dörfern, sondern auch in den Städten überall vorzugsweise gezogen und gepflegt, findet man kein Haus ohne zahlreiches Federvieh, sowohl Hühner und Tauben, als Truthühner und Enten. Gänse scheint es nicht im Lande zu geben, obgleich eine besonders große Art Enten fälschlich so genannt wird. Die Hühner sind noch mehr als die gleichfalls zahlreich vorhandenen mageren Hunde, als die eigentlichen

Hausthiere zu betrachten, bei dem Volke mehr in den Häusern als in den Höfen lebend, und sich durch Vertilgung aller schädlichen und lästigen kriechenden Insecten sehr nützlich machend. Die auch fast in jedem Hause vorhandenen schönen und großen Kampfhähne werden mit besonderer Sorgfalt und Aufmerksamkeit behandelt.

Die vorkommenden wilden vierfüßigen Thiere sind: Tapir oder Danta, Jaguar oder Tiger, Puma oder amerikanischer Löwe, Coyote (eine Art Wolf), Peccaro oder Wildschwein, Rehe, Füchse, Affen, Opossum, verschiedene unbekanntere Arten Waschbären und Faulthiere (Guatusa, Coatimondi, Cucalo, in der indianischen Bezeichnung), Hasen, Kaninchen, Stachelschwein, Armadillo u. s. w.

Die Tapire halten sich nur in den wildesten Gebirgswaldungen und fast nur am östlichen Abhange der Cordillere auf, im Inneren und an der Westküste kommen sie seltener vor. — Die Tiger, wie die große Art Jaguar oder Unze, die hier sowohl mit gelbem, schön gezeichnetem, als auch mit schwarzem Fell vorkommen, allgemein im Lande genannt werden, sind bei der geringen Cultur und der spärlichen Bevölkerung noch überall, selbst in der Nähe der größeren Ortschaften, häufig vorhanden. Wenn angegriffen äußerst gefährlich und muthig, sind sie bei Tage selten sichtbar und nur auf den Vieh-Hacienden für die Heerden schädlich; auf den größeren Besitzungen werden eigene Tigreros, oder mit der Tigerjagd ausschließlich beschäftigte Indianer gehalten. — Die Puma ist ein von Natur feiges Thier, scheint Aehnlichkeit mit der Hyäne in ihren Gewohnheiten zu haben und ist für Menschen etwa nur in dunklen Nächten, bei dem Schlafen in den Wäldern zu fürchten. Diese Art Löwen sind ganz ohne Mähnen. — Der Coyote, eine Art ziemlich hochbeiniger Wolf, ist gleichfalls nur für die Viehheerden gefährlich, unter denen er manchmal große Verwüstungen anrichtet. — Die eßbaren von den aufgeführten Thieren, zu welchen hier zu Lande auch die Affen gerechnet werden, nebst den wilden Schweinen, den Rehen, Kaninchen, Guatusas, bieten dem Jäger eine zwar wegen des Klimas und der Beschaffenheit der Wälder ziemlich beschwerliche und angreifende, aber sehr ergiebige Jagd dar. — Unter den Affen findet man außer der gewöhnlichen kleineren gelben Art, die meist in großen Schaaren die Wälder

durchziehen, auch eine größere schwarze Species, und besonders längs des Flußufers des San-Juan auch häufig den Brüllaffen (M. ursinus).

An Vögeln verschiedenster Art ist Central-Amerika reicher, als die meisten anderen Theile dieses Welttheils, von denen die auffallendsten und sich am bemerkbarsten machenden die verschiedenen Arten Papageien sind, welche von den Eingebornen gleichfalls gegessen werden, namentlich die großen rothen und blauen Arras (oder Lapas, wie sie hier heißen) gelten als guter Braten. Am häufigsten sind die grünen Lorys in verschiedenen Größen; die kleinsten, die sogenannten Chocoytos, vertreten gleichsam die Stelle der Sperlinge und halten sich schaarenweise selbst in der Nähe der Städte auf. Unter den übrigen jagdbaren Vögeln sind die wohl uneigentlich als wilde Truthühner gewöhnlich bezeichneten Pavos, eine Art Pfau dem Ansehen nach, und der Curasso die vorzüglichsten. Außerdem kommen Fasanen, Rebhühner, wilde Tauben, eine Art Wachteln und endlich eine Anzahl kleinerer und größerer schmackhafter Wasservögel dem leichteren Jagdvergnügen zu Statten.

An Land- und Wasserschildkröten fehlt es ferner eben so wenig, als an Fischen verschiedener Art in den Seen und Flüssen des Inneren, von der Meeresfischerei an beiden Küsten ganz zu geschweigen.

Unter den verschiedenen Arten Schlangen giebt es mehrere giftige, einige, der Sage nach, deren Biß sofort tödtlich sein soll; doch hört man in den bewohnteren Theilen und an der Westküste weniger davon, als in den Wäldern und Sümpfen der atlantischen Küste. Unschädliche Schlangen, sowie harmlose Eidechsen aller Art und Größe, trifft man dagegen überall in großer Anzahl.

Um schließlich auch der so oft in grellen Farben ausgemalten, allerdings vorhandenen Schattenseite der hiesigen Thierwelt, der störenden, den Menschen plagenden und in einzelnen Fällen giftigen Insecten zu erwähnen, so verliert auch diese, jetzt noch überall verbreitete Plage bei längerem Aufenthalte und nach gewonnener Erfahrung über die wirkliche Beschaffenheit derselben manche der Schrecknisse und selbstverschuldeten Leiden, denen sie den Reisenden während seines vorübergehenden Besuches der verschiedensten Localitäten nothwendig aussetzt. Eine so reiche Ausbeute auch ohne Zweifel der

Entomolog noch finden würde unter den Tausenden von fliegenden, kriechenden und hüpfenden Insecten-Arten, von denen die Luft und der Boden wimmelt, so kommen in der vorerwähnten Beziehung als besondere Plage für den Menschen doch nur in Betracht: Muskitos oder Sancudos und Sandfliegen, Garrapatas, Niguas, Ameisen, Centipeden, Skorpione; und für die so unentbehrlichen Pferde, somit den Menschen indirect berührend, außer der gewöhnlichen Bremse, eine Art giftiger Spinne und die Vampyr-Fledermaus.

Die Muskitos, im Lande auch Sancudos genannt, kleiner und zarter gebaut als unsere Mücken, kommen in größten Schaaren an den Küsten und den sumpfigen Niederungen und in den geschützten Wäldern im Inneren vor, und zwar während des ganzen Jahres. In den freier gelegenen Gegenden im Inneren, in den Städten sind sie weniger zahlreich und nur während gewisser Monate besonders lästig; in den höher gelegenen bergigen Districten findet man sie nur ausnahmsweise. Ein nur mäßiger Luftzug vertreibt sie schon, und Nachts kann man sich durch Muskitonetze vollkommen gegen ihre Angriffe schützen. Sie würden in den Städten und allen bewohnten Orten weit weniger vorkommen, wenn nicht die überall vorhandenen Bäume und Sträucher ihnen Schutz gewährten. Durch Hinwegräumen der höheren Vegetation kann man fast jede Localität von den Muskitos befreien. — Die kleinen, ohne zu stechen, peinigenden Sandfliegen machen im Inneren ihre Erscheinung auch nur in den letzten Monaten der trockenen Saison, im März und April, lästig; an einzelnen Küstenstrichen sind sie dagegen fast fortwährend eine arge Plage. — Die gewöhnliche Stubenfliege ist dagegen wenig zahlreich vertreten und nicht lästig. — Auf dem San-Juan-Strome kommt zur großen Plage der in völligem Naturzustande rudernden Marineros eine stechende Fliege vor, ganz unserer gewöhnlichen Stubenfliege in der oberflächlichen äußeren Erscheinung ähnlich, deren Stich für den Augenblick äußerst empfindlich ist und nachblutet, ohne jedoch irgend weitere Anschwellungen oder Schmerzen zur Folge zu haben.

Die Garrapatas, deren es vier unterscheidbare Arten der Größe nach giebt, die kleinsten wie ein Senfkorn, die größten wie eine Erbse, haben in ihrem hungrigen Zustande, bevor sie sich an Men-

schen oder Thieren vollgesogen, in welchem sie zu Millionen auf gewissen Büschen im Walde hausen, die Gestalt von Blattläusen, mit ziemlich langen Beinen, auf denen sie rasch fortkriechen können. Sobald sie ihr Opfer erreicht haben, beißen sie sich jedoch in die Haut fest und bleiben hier sitzen, bis sie mit Gewalt entfernt werden, die größeren Sorten saugen sich an den Beinen der Pferde oft wochenlang voll und erreichen hier die Größe und Form einer Bohne. Bei der leichten offenen Kleidung ist man nach jedem längeren Ritt, oder noch mehr nach jedem Gang durch die Wälder mehr oder weniger mit Garrapatas der kleineren Art bedeckt, die zwar eben so leicht wieder zu entfernen sind, als ihr Biß an und für sich weder schädlich noch giftig ist. Das mehrere Tage nachher anhaltende Jucken und das unvermeidliche Kratzen der kleinen Bisse erzeugt aber bald kleine flache Geschwüre, die durch Unachtsamkeit und fortgesetzte starke Bewegung in der Hitze der Tage leicht allgemein, und wenn nicht gefährlich, doch äußerst lästig werden können. Die Eingeborenen, besonders die Indianer, deren Haut auch an und für sich dicker ist, abgesehen von der Abhärtung durch wenige Bekleidung, leiden weniger von diesen Thieren als die Fremden, und das anfangs fast unerträgliche Jucken und der allgemeine Hautreiz scheint sich auch bei letzteren mit der Zeit mehr und mehr zu verlieren.

Die weit gefährlicheren Niguas, eine Art kleiner, mit unbewaffnetem Auge kaum erkennbarer Erdflöhe, sind zum Glück weit weniger verbreitet und zahlreich, als die Garrapatas, und kann man sich weit leichter gegen dieselben schützen. Die Niguas, ihren Aufenthalt im Sande oder Erdreich des Bodens habend, suchen sich ihren Angriffspunkt nur an den Füßen der Menschen, wo sie unter den Nägeln der Zehen sich festsetzen und hier ihre Eier ablegen. Das Eingraben des winzig kleinen Thieres fühlt man selten und erst, wenn der Eiersack sich auszudehnen anfängt, beginnt ein schwaches Jucken unter dem Nagel. Dann ist es höchste Zeit, den oft schon wie eine Linse großen Eiersack mit dem kleinen Thiere darin vorsichtig herauszunehmen, wenn man nicht riskiren will, äußerst schmerzhafte und langwierige Geschwüre an den Füßen zu bekommen. Wenn Niguas in den Häusern, besonders in denen der Städte

sich finden, so ist dieses gewiß allemal nur Folge von Unreinlichkeit; an einigen Orten der Küsten kommen diese Thiere dagegen so häufig vor, daß man sich selbst bei aller Vorsicht nicht davor schützen kann. Die Eingeborenen wissen dieselben übrigens mit großer Geschicklichkeit zu finden und ohne weitere nachtheilige Folgen wieder zu entfernen, wobei die entstandene kleine Wunde jedesmal mit Cigarrenasche eingerieben wird.

Die Ameisen, wie eine Art großer schwarzer Wespen, die in den Wäldern hausen und manchen Gewächsen schädlich sind und hierdurch wohl in den Feldern Unheil anrichten, greifen den Menschen nur an, wenn sie zufällig mit ihm in Contact gerathen; in den bewohnten Orten kommen die größeren Arten Ameisen überhaupt selten vor. Die gewöhnliche ganz kleine Art, welche in den Häusern ihr Wesen überall ungestört treibt, ist ganz harmlos und nur hinter dem Zucker und allen Süßigkeiten her.

Centipeden und Skorpione (Alacran), deren Biß, wenn man will, giftig zu nennen ist, weil schmerzhaft und von längeren Folgen, ist doch nie tödtlich oder nur besonders gefährlich. Durch häufiges Nachsehen und allgemeine Reinlichkeit kann man die Häuser auch von diesem Ungeziefer ziemlich frei halten. Von selber greifen beide den Menschen nicht an; nur hat der Skorpion die üble Angewohnheit, sich vorzugsweise gern zwischen die Betten und Decken, oder in alte freihängende Kleidungsstücke einzuschleichen, wo er wochenlang ganz unschädlich sitzt, bis bei dem zufälligen, ihn in seiner Ruhe störenden Contact mit dem menschlichen Körper er sich seines gekrümmten Stachels schonungslos bedient.

Von Flöhen und Wanzen, die, wie überall, so auch hier allerdings vorhanden, haben wir durchgängig sowohl in den Städten, wie auf dem Lande, in den besseren Häusern wie in den Hütten der Indianer weniger zu leiden gehabt, als in den meisten Städten des südlichen und mittleren Europa.

Die Pferde und Maulthiere haben, außer von den größeren Sorten der Garrapatas, den Fliegen und Bremsen — von letzteren jedoch nur während einiger Monate in besonderem Grade — auch vom Biß einer giftigen Erdspinne zu leiden, die sich unmittelbar oberhalb des Hufes einbeißt, welches gewöhnlich das Abfallen des

Hufes zur Folge hat und das Thier für drei Monate unbrauchbar macht. In den bewohnten Orten sind diese Spinnen jedoch zum Glück nicht häufig, und in den Wäldern oder beim Reisen schützt man die Thiere durch Einschmieren der Hufe mit Theer oder einer ähnlichen Substanz. — Gegen die nächtlichen Besuche der Vampyr-Fledermäuse, die sich gewöhnlich an oder hinter die Ohren setzen und hier ihre anfangs unschädlichen, aber bei öfterer Wiederholung verderblichen Aderlässe anbringen, gilt als probates Schutzmittel der Aufenthalt eines der großen blauen und rothen Arras oder Lapas, da die Anwesenheit eines solchen Vogels im Stalle oder unter dem Schutzdach, unter welchem die Thiere stehen, alle blutdürstigen Murcielagos verscheuchen soll. Ob wahr oder nicht, haben wir nicht erproben können, da zur Zeit, als unsere Pferde häufig dergleichen nächtliche Besuche erhielten, von denen des Morgens ihre blutigen Ohren das Zeugniß ablegten, gerade kein solcher Vogel aufzutreiben war.

VI.

Rückkehr vom Inneren des Landes nach der atlantischen Küste.

Von dem letzten Ausfluge nach einem Theil des westlichen Departements wieder nach Granada zurückgekehrt, begannen bereits die Vorboten der Regenzeit sich einzustellen und mahnten daran, die Vorbereitungen zur Rückreise zu treffen, da es nicht unsere Absicht war, während der nassen Jahreszeit, welche das Reisen im Lande gegenwärtig noch ziemlich unthunlich macht, unthätig in Granada zu verweilen. Wir hatten uns schon bei der Heraufreise in den Flußdampfböten der Transit-Compagnie und nach gemachter Erfahrung der gänzlichen Unzuverlässigkeit und willkürlichen Wirthschaft, die bei diesem Transporte der Californier stattfand, vorgenommen, keinesfalls uns bei der Rückkehr derselben auf dem Flusse wieder zu bedienen, sondern für die raschere Thalfahrt eines der landesüblichen Bongos oder Ruderbarken zu engagiren. Diese Beförderungs-Art gewährte noch den Vortheil, bei größerer Muße und Selbstbestimmung der Fahrt, was das Anhalten und die Zeitdauer anbelangte, die Flußufer, die Inseln im Fluß und das Fahrwasser genauer ansehen und theilweise untersuchen zu können, als solches auf den Dampfböten nur möglich gewesen war. Man würde sich aber sehr irren in der Annahme, daß einem derartigen gefaßten Entschlusse nun auch die Ausführung so ohne Weiteres, wie in anderen Ländern, selbstverständlich folgen müsse. Bei den wunderlichen Zuständen, in denen sich gerade damals die ganze landesübliche See- und Flußschifffahrt befand, und den unzähligen unvorhergesehenen und immer wieder von Neuem auftauchenden Schwierigkeiten und Hindernissen

verloren wir nicht nur volle 14 Tage in, am Ende doch vergeblichen Bemühungen, ein solches Bongo mit der nöthigen Mannschaft zu engagiren, sondern mußten uns zu guterletzt, als alle Vorbereitungen getroffen waren, dadurch, daß unsere sämmtlichen Marineros wieder eingefangen und unter das Militär gesteckt wurden, doch noch entschließen, in einer der Goeletten des Mr. Sigur nach San-Carlos zu gehen und erst dort die Flußbarke zu miethen.

Mr. oder Doctor Sigur, wie er gewöhnlich genannt wurde, indem er früher ärztliche Praxis betrieben und sich in dringenden Fällen auch wohl noch damit befaßt, lebt schon seit mehreren Jahren in Granada und ist einer der ersten Nordamerikaner gewesen, der sich, mit Capital und Unternehmungsgeist versehen, mit Vorliebe in Central-Amerika angesiedelt hat. In früherer Zeit, als General Muñoz noch in Ansehen stand, mit diesem besonders befreundet, ging sein Hauptaugenmerk in allen seinen Unternehmungen zuvörderst auf Verbesserung der inneren Verkehrswege, an welchen es dem ganzen Lande so schmählich gebricht. Früher mit einem Eisenbahn-Project in der Längen-Ausdehnung des großen Beckens von Nicaragua beschäftigt, traten hier zuerst die inneren Unruhen und später die der Transit-Compagnie ertheilten Privilegien hindernd entgegen. Durch letztere an der Anwendung von Dampfkraft auf allen Gewässern des Staates gehindert, geht gegenwärtig das Bestreben des Mr. Sigur dahin, eine möglichst vollkommene Fluß- und Seeschifffahrt, durch kleinere Segelschiffe und größere bessere Ruderbarken, als die einheimischen Bongos, herzustellen. Er hat gegenwärtig schon drei kleine in New-Orleans (dem Geburtsort des Unternehmers) erbaute Goeletten oder Schooner, von 15 bis 30 Tonnen Gehalt, auf dem See in Fahrt gesetzt und war auf seiner Schiffswerfte in Granada, zur Zeit unserer Abreise, gerade mit der Construction eines neuen Fahrzeugs beschäftigt, um den Versuch zu machen, mit einer größeren bedeckten Ruderbarke, die auch vollkommen zum Segelschiff eingerichtet war, den Fluß und See zugleich zu befahren. Das neue Schiff, beinahe in der Größe der anderen Schooner, aber ohne oder doch nur mit ganz flachem Kiel gebaut, wurde ganz aus dem vortrefflichen rothen Cedernholze des Landes construirt und zwar von nordamerikanischen

gelernten Schiffszimmerleuten, die Mr. Sigur hatte kommen lassen.

Das Verdienst des unternehmenden Mannes, der sich in ächter Yankee-Ausdauer bisher durch alle Hindernisse und Chicanen noch nicht hatte irre machen lassen, sondern ruhig sein einmal gestecktes Ziel verfolgte, wurde leider unter der Bevölkerung wenig anerkannt, und von den Behörden noch weniger, durch welche letztere die monopolisirende Transit-Compagnie es sogar versucht hatte, dem Mr. Sigur seine Schoonerfahrten auf dem See verbieten zu lassen, als dem Privilegium der Compagnie für Beförderung der Californier zu nahe tretend. Die drei Goeletten fuhren nämlich abwechselnd immer zwischen Granada, San-Carlos und Virginbai oder San-Jorge, dem Hafen von Rivas, an letzteren beiden Orten häufig von den von Californien kommenden Reisenden benutzt, welche die hohen Preise der Dampfböte nicht bezahlen wollten. Ebenso beförderten die Goeletten von San-Carlos aus die den Fluß in Ruderböden herauf Kommenden über den See nach Granada oder nach Rivas. Die vorerwähnten unverschämten Prätensionen der übermüthigen Compagnie, denen die schwache Regierung des Landes ein williges Gehör zu schenken geneigt schien, wurden jedoch von Mr. Sigur auf das Entschiedenste zurückgewiesen, der erklärte, nur der Anwendung von Gewalt weichen zu wollen, zu welchen Maßregeln gegen das wahre Interesse der eigenen Bevölkerung zu greifen, sich die damaligen Machthaber Nicaragua's doch nicht entschließen konnten. Die kurzsichtigen bestochenen Regierungsbehörden beschränkten sich lieber darauf, durch allerlei kleinliche Chicanen den gefürchteten Fremden möglichst in seinen, nur für das Beste des Landes berechneten Unternehmungen zu stören und ihm dieselben zu verleiden.

Auch in mancher anderen Beziehung hätte die Mehrzahl der wohlhabenderen fremden Einwohner von Granada, sowohl Engländer als Deutsche und Franzosen, sich diesen gebildeten Nordamerikaner und sein Leben und Treiben zum nachahmungswürdigen Muster nehmen können. In einem landesüblichen, aber zweckmäßig eingerichteten und mit allen Erfordernissen der Bildung und des Comforts versehenen Hause, ruhig und von allen Cliquen und Klatschereien zurückgezogen, nur seinen Unternehmungen und

seiner Familie lebend, machte derselbe in dieser Hinsicht damals die einzige Ausnahme von der leidigen allgemeinen Lebensgewohnheit der sogenannten Gesellschaft von Granada. Doch kann freilich nicht von einer Gesellschaft im gewöhnlichen conventionellen Sinne, noch viel weniger aber von einer guten Gesellschaft, weder in Granada noch auch in allen anderen größeren Städten Central-Amerika's und der ähnlich situirten spanisch-amerikanischen Länder bis jetzt füglich die Rede sein. Dieser Umstand ist um so bedauernswerther und dem ersten Anscheine nach um so auffallender, da der spanische urbane Nationalcharakter gerade alle diejenigen Eigenschaften besitzt, welche den gesellschaftlichen Umgang anziehend machen, erklärt sich aber aus dem gegenwärtigen Uebergangszustande, in dem sich jene Orte befinden.

Nachdem vor ungefähr 30 Jahren auch diese während der vorangegangenen Jahrhunderte allen fremden Nationen verschlossenen Häfen und Länder des früheren spanischen Amerika sich dem Welthandel zuerst öffneten, konnte es nicht fehlen, daß nach und nach einzelne fremde Abenteurer auch an diesen Plätzen ihr Glück versuchten und theils vorübergehend, theils bleibend sich hier niederließen. In Nicaragua und namentlich in San-Juan und Granada waren es französische weiße Creolen von Hayti und englische Mulatten von Jamaica, welche als erste fremde Ansiedler hier Handelsgeschäfte zu etabliren suchten. Später, als von Schottland und Frankreich aus zuerst einzelne verunglückte Colonisationsversuche an den atlantischen Küsten unternommen wurden, waren es die Ueberbleibsel dieser Colonien, meist ungebildete Abenteurer aus den niedrigsten Schichten der europäischen Bevölkerung, die anfangs sehr wider ihren Willen in den Städten des Inneren ihre Subsistenz zu gewinnen suchen mußten. Bei der unglaublichen Indolenz der wohlhabenderen Eingebornen und deren gänzlichem Mangel an kaufmännischem Unternehmungsgeist wurde es damals allen diesen eben so mittellosen als gewissenlosen Abenteurern sehr leicht, sich bald zu einigem Wohlstande und mitunter zu ansehnlichem Vermögen heranzuarbeiten. Mehrere der gegenwärtig in Wohlstand und Ansehen lebenden Kaufleute und Grundbesitzer in Granada sind damals als Tagelöhner oder Diener der frühesten Colonie-Projectanten von

Frankreich herübergekommen, und ein solches sich Emporarbeiten zu Reichthum und Ansehen würde diesen Individuen nur zum Ruhme gereichen, wenn es nicht fast ohne Ausnahme auf Kosten ihrer europäischen Handelsfreunde geschehen wäre. Bei der bis auf die letzten Jahre noch vorhandenen Schwierigkeit der Verbindung, nicht nur der Hafenplätze mit Europa, sondern vorzüglich des Inneren mit den Küsten, und der Unmöglichkeit für europäische Handelshäuser, sich bei den Behörden des Landes in Geldforderungen an Einheimische Recht zu verschaffen, lag in früheren Zeiten die Versuchung für jene Subjecte zu nahe, das Geld für consignirt erhaltene Waaren anstatt zu remittiren, in Häusern oder Ländereien anzulegen, welche, auf den Namen der Frau geschrieben, dem Bankerotteur, selbst bei angestelltem gerichtlichen Verfahren, sicher genug verbleiben mußten. Wir würden dieser unerfreulichen Erscheinung hier nicht gedacht haben, wenn es sich nur um vereinzelte Fälle handelte und nicht vielmehr diese, nicht allein für Granada, sondern für manche der ähnlich situirten, erst halbcivilisirten Plätze des spanischen Amerika geltende Betrügereien, früherhin ebenso allgemein stattgefunden, als an Ort und Stelle hinreichend bekannt und öffentlich besprochene Dinge wären.

Daß es bei dem gänzlichen Mangel an allen Bildungsanstalten im Lande (man müßte denn die katholische Kirche und ihre Unterweisungs-Methode hierher rechnen wollen) und den wahrhaft primitiven socialen und intellectuellen Zuständen, in denen selbst die ersten und ältesten sich spanischer Abkunft rühmenden Familien sich zum Theil noch jetzt, ohne Ausnahme aber noch vor zehn Jahren befanden, auch jedem nur den äußersten Anstrich von europäischer Civilisation zur Schau tragenden Aventurier, früherhin sehr leicht werden mußte, den Eingeborenen zu imponiren, ist wohl eben so einleuchtend, als daß die Folgen davon für die sogenannte gute Gesellschaft und deren Ton nur sehr traurige sein konnten. In neuester Zeit ist es jedoch, Dank sei es den erleichterten Verbindungsmitteln mit der civilisirten Welt, schon ziemlich allgemein geworden, daß die Söhne der wohlhabenderen spanischen Familien, wo nicht auswärts erzogen, doch wenigstens einige Zeit auf Reisen geschickt werden, und bei der großen Bildungsfähigkeit dieses Volkes und der

wachsenden größeren Anzahl von gebildeteren, Handel, Gewerbe oder Landbau treibenden Ansiedlern besserer Art von den Vereinigten Staaten, Deutschland und England wird es gar nicht lange mehr dauern, bis auch in dieser Beziehung hier erfreulichere sociale Zustände Platz greifen müssen.

Die Folgen der früheren gänzlichen Abgeschlossenheit von der übrigen civilisirten Welt und der noch jetzt stattfindenden, nur höchst unvollkommenen, unsicheren und unregelmäßigen Verbindung mit den beiden Seeküsten, selbst was die Beförderung von Briefen und sonstigen Nachrichten und politischen Neuigkeiten betrifft, machen sich hier überall für den nicht an dergleichen Zustände gewöhnten Fremden auf das Unangenehmste fühlbar. Die einzige in Nicaragua erscheinende Zeitung, früher unter dem Titel »Correo del Istmo« in Leon ausgegeben, ist gegenwärtig die in Granada wöchentlich einmal herauskommende »Gazeta oficial de Nicaragua«, deren erste Nummer am 22. November 1851 erschien.

Diese, im eigentlichsten Sinne des Wortes »officielle« Zeitung wird von einzelnen Mitgliedern der Staatsregierung besorgt oder redigirt, und enthält auf vier schlechtgedruckten Seiten eines gewöhnlichen Bogens im Parte oficial die verschiedenen Erlasse und Bekanntmachungen der Behörden, im anderen Theile der »Gazeta« aber mehrere Monate alte Auszüge aus den spanischen Zeitungen Cuba's und der Vereinigten Staaten, und gewöhnlich eine fortlaufende Polemik gegen die weniger freisinnig und ganz im englischen Interesse geschriebene, in San-José erscheinende »Gazeta del Gobierno de Costarica«. Die einzige in Granada bestehende Druckerei, die Imprenta del Orden, in welcher diese Zeitung gedruckt wird, ist übrigens in einem so traurigen Zustande, daß das Erscheinen des Blattes oft wochenlang verschoben werden muß. Während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes im Lande war die »Gazeta« gewöhnlich zwei oder drei Sonnabende zurück in ihrem übrigens regelmäßigen Erscheinen. Auch hierin wird hoffentlich bald ein unternehmender Yankee mit Schnellpresse und Daily-Paper Wandel schaffen; wie denn eine von den wenigen in Granada damals anwesenden Amerikanerinnen kurz vor unserer Abreise schon eine englische Lese-Schule eröffnet hatte, welche von den Kindern der

besseren Classen sogleich ziemlich stark besucht wurde, lediglich um etwas Englisch zu lernen.

Seitdem die englisch-westindischen Dampfböte San-Juan anliefen, waren übrigens schon einige englische Zeitungen in das Land gekommen, und seit Etablirung der Transit-Route und der Vanderbilt'schen Dampfböte waren auch die nordamerikanischen Blätter, namentlich der unvermeidliche »New-York Herald«, nicht ausgeblieben. Bei den eigenthümlichen Posteinrichtungen im Lande hing es jedoch lediglich vom Zufall ab, ob man ein selbst richtig in San-Juan angekommenes Blatt dann auch vierzehn Tage oder drei Wochen später wirklich in Granada erhalten sollte. Während das Porto für jeden ankommenden oder abgehenden Brief, bei Empfangnahme und bei Aufgabe zu entrichten, 2 Real beträgt, sind alle unter Kreuzcouvert gehende Zeitungen einer übrigens gewiß sehr löblichen liberalen Bestimmung zufolge gänzlich portofrei. Da es nun aber weder Postboten, Briefträger, noch auch überhaupt die gewöhnlichsten, gebräuchlichen Postbüreau-Einrichtungen giebt, sondern nur an jedem der größeren Orte, namentlich in den Hafenplätzen und in den Hauptstädten im Inneren irgend ein Kaufmann oder hausbesitzender Caballero als Postmeister bestellt ist, welcher die aufgegebenen Briefe in den Postbeutel steckt und befördert, den angekommenen Briefbeutel aber in seinem Zimmer, Hausflur oder offenen Laden ausschüttet und jedem Suchenden oder Brieferwartenden gestattet, sich seine Briefe aus der vorhandenen Masse herauszusuchen, wobei nur darauf geachtet wird, daß Jeder so viel Mal 2 Realen bezahlt, als er Briefe mitnimmt, so kommen die armen, kein Porto einbringenden Zeitungsblätter bei dieser Procedur am schlimmsten weg. Wem solche zuerst in die Hände fallen, der betrachtet sie als gute Beute, und wenn man nicht sogleich bei Ankunft des Correos zugegen ist, welches wiederum schwer zu erreichen ist, indem selbige Ankunft ganz unbestimmt und willkürlich stattfindet, so kann man sehr froh sein, wenn man nur in den Besitz seiner Briefe gelangt; die Zeitungen findet man gewöhnlich später im ruhigen Besitz dritter Personen, von denen man es dann als große Gefälligkeit betrachten muß, wenn man seine eigenen Abonnementsblätter einmal geliehen erhält.

Die Postbeförderung der ganzen Correspondenz des Inneren mit dem atlantischen Hafen findet aber zwischen Granada und San-Juan in folgender Weise statt. Nach erfolgtem Eintreffen des monatlich zwei Mal, anfangs und mitten des Monats, in San-Juan anlegenden Westindia-Steamers wird der sogenannte Correo vom Postmeister mit dem Briefbeutel für das ganze Innere (bis nach Guatemala hinauf) nach eigenem Gutdünken hinsichtlich der Abgangszeit expedirt, d. h. es kommt auf ein oder zwei Tage unnöthigen Aufenthalt dabei nicht an, und manchmal vergehen drei Tage, bevor nach Ankunft des Steamers der Correo sich den Fluß hinauf in Bewegung setzt. Um bei allen Wasserständen den Strom befahren zu können, wird zu dieser Beförderung eine der kleinsten Piroguen, ein aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehendes Canoe genommen, welches außer dem Briefbeutel nur den Padron und drei Ruderer halten kann. Die Fahrt den Fluß hinauf dauert gewöhnlich fünf bis sechs Tage, und von San-Carlos bis nach dem oberen Ende des Sees eben so lange, da ein so kleines Boot nicht wagen darf, quer über den See zu fahren, sondern sich nur längs der östlichen Küste halten kann. Deshalb fährt der Corre auch nicht direct nach Granada, sondern nach dem Orte Los Cocos, am oberen Ende des Sees am Ausfluß des Panaloya gelegen, und von hier wird die Post wiederum zu Lande die vier Leguas nach Granada zurückbefördert. Selbst im günstigsten Falle gehen also gewöhnlich 14 Tage darüber hin, um Briefe von San-Juan nach Granada zu befördern, und umgekehrt, stromabwärts dauert die Reise beinahe eben so lange wegen der schwierigeren Fahrt auf dem See gegen den herrschenden Wind, obgleich die Flußfahrt dann in zwei bis drei Tagen vollbracht wird. — Noch während unserer Anwesenheit in Granada hatte die Indignation über diese Posteinrichtung unter den fremden Einwohnern eine solche Höhe erreicht und die Regierungs-Behörden so viel Unangenehmes darüber hören müssen, daß man ernsthaft an eine Reform zu denken schien und schon davon sprach, künftighin die Briefe über Virginbai kommen zu lassen; freilich hätte man klüger gethan, bei Abschluß des Contracts mit der Dampfschifffahrts-Compagnie damals hieran zu denken, welche ohne alle Extrabemühung und Kosten die Post in zwei

Tagen von San-Juan nach Virginbai hätte mitnehmen können, von welchem letzteren Orte sie in einem Tage in Granada sein könnte.

Hatten wir selber auch auf unseren verschiedenen kleineren Excursionen schon zur Genüge in Erfahrung gebracht, wie unzureichend für die sichere und rasche Befahrung des Nicaragua-Sees die sämmtlichen größeren wie kleineren ungeschickt gebauten und geführten einheimischen Fahrzeuge nur waren, welche entweder schon wegen des bei dem gewöhnlich herrschenden Ostpassate stattfindenden Wellenschlages sich nicht quer über den See wagen konnten, oder wegen ihrer Unfähigkeit zu laviren nur allenfalls vor dem Winde zum Segeln zu brauchen waren, so sollten wir zu guter Letzt noch eine Probe davon haben, wie schwierig selbst für besser gebaute und geführte größere Segelschiffe die Befahrung dieses schönen Binnensees unter besonders ungünstigen Umständen sein kann. Wir hatten uns eines Abends bei gewöhnlichem mäßigen Nordostwinde auf einem der schnellsegelnden Schooner des Mr. Sigur in Granada eingeschifft und durften erwarten, am anderen Abend wie gewöhnlich in San-Carlos zu sein, um von dort aus mit einem Bongo den Fluß hinunterzufahren. Kaum waren wir jedoch aus der Bucht von Granada heraus und hatten die Isletas hinter uns, als völlige Windstille eintrat; eine sonst ungewöhnliche Erscheinung und nur bei dem Wechsel der Jahreszeiten und besonders bei dem Eintritt der Regenzeit häufiger vorkommend. Als gegen Morgen der Wind sich wieder erhob, war er nach Südosten umgesprungen, gerade dort her wehend, wo wir hin wollten, und bei solchem direct conträren Winde, der nur durch totale Windstille zeitweilig unterbrochen wurde, mußten wir zwei Tage und drei Nächte auf dem See herumkreuzen, bevor wir endlich von Südwesten her in die kleine Bucht von San-Carlos einlaufen konnten.

Bei dem gänzlichen Mangel aller zuverlässigen Karten, Aufnahmen und Peilungen des Sees findet allerdings noch eine große Unsicherheit bei der Befahrung statt, selbst mit diesen gut gebauten und schnell segelnden kleinen Schoonern, welche sich jedoch scheuen, in zu große Nähe der größeren Inseln im westlichen Theile des Sees zu kommen, wo viele sichtbare und verborgene kleine

Felseninseln und Lavablöcke die Schifffahrt gefährden. Die östliche Küste ist ziemlich frei von ähnlichen Hindernissen, und nur im unteren südlichen Theile sind einige besonders flache, sumpfige Uferstellen zu vermeiden. Einige flachgehende, kleine Dampfböte, die, regelmäßig den See in seiner Längen-Diagonale befahrend, zugleich die verschiedenen Küstenpunkte mit einander in sichere Verbindung setzten, würden allein allen Anforderungen vollkommen genügen können.

Die vielen schönen Inseln des Nicaragua-Sees sind auch zum Theil wegen der gegenwärtig noch stattfindenden Schwierigkeit der Befahrung desselben noch weit weniger bekannt und besucht, als sie es in vieler Beziehung verdienen. Die größeren Inseln Omotepe, Madera und Solentiname sind nur zum kleinsten Theil bebaut und nur von einigen kleinen indianischen Pueblos bevölkert. — Die große und schöne Felseninsel Zapatero ist völlig unbewohnt und uncultivirt, früher wohl vom gegenüberliegenden Ufer aus als Viehweide benutzt, hat man auch dieses der vielen Tiger wegen, die hier noch in den Bergen hausen sollen, wieder aufgegeben. — Von den kleineren Inseln im südlichen Theile und längs der Ostküste des Sees ist nur die vor der Bucht von San-Miguelito liegende zum Theil cultivirt, zum Theil zur Viehweide benutzt, und nur die in der Bucht von Granada liegenden Isletas verdienen ihrer Eigenthümlichkeit wegen hier einer nachträglichen Erwähnung.

Das Labyrinth kleiner Inseln oder die Isletas von Granada, welche gegen Süden die Bucht vor genanntem Orte abschließen, sind offenbar vulcanischen Ursprungs und bestehen aus größeren und kleineren Basaltkegeln bis zu einzelnen Lavafelsblöcken herab. Die größten derselben haben nur einige Acres im Flächeninhalt, und alle ohne Ausnahme sind mit dem üppigsten Grün bewachsen, zwischen welches sich nur stellenweise die senkrecht in das Wasser abfallenden schwarzen Flächen der einzelnen Felsen, an denen keine Vegetation haftet, hervordrängen und einen auffallenden Contrast bilden. Eine Anzahl der größeren dieser Inselchen sind theilweise angebaut und enthalten auch wohl temporär bewohnte Hütten oder offene Palmdachschuppen, unter denen die Bewohner der Stadt, denen die Inseln gehören oder welche sie gepachtet haben, zeitweilig oder den größten Theil des Jahres wohnen. Die Cocospalme, das

Zuckerrohr, die Platanos und andere Fruchtbäume gedeihen hier vorzugsweise und gewähren den in ihrem Schatten liegenden Hütten zugleich Schutz gegen die von dem See her oft stark wehenden Winde. Nur die äußerste Reihe der Felseninseln nach Osten zu ist fast ganz ohne Vegetation nach der Wetterseite hin, und während hier fast immer eine starke, kleinen Böten unbedingt gefährliche Brandung sich bricht, durch welche selbst die größeren Ruderbarken häufig sich nur mit Mühe durcharbeiten können, befindet man sich zwischen den Inseln stets im vollkommen ruhigen Wasser. Alle kleineren Felseninseln, auf denen keine Bäume wachsen, sind doch dicht mit Gesträuchen und Schlingpflanzen bedeckt, welche letztere mit ihren rothen und gelben Blüthen sich häufig von einem Felsen zum anderen in Guirlanden hinüberziehen und mit dem glänzenden schwarzen Felsen und dem blauen Wasserspiegel darunter dem Ganzen einen wildromantischen, malerischen Charakter geben. Wo Menschen fehlen, bilden Affen und Papageien, deren Lieblingsaufenthalt diese Inseln zu sein scheinen, die lebende Staffage. — Bei dem natürlich sich aufdrängenden Wunsche und dessen gelegentlicher Aeußerung, eine dieser kleinen Inseln zu besitzen, um auf derselben, wenn auch nur zeitweilig, in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt, unter den glücklichsten klimatischen und landschaftlich-romantischen Bedingungen ein beschauliches Einsiedlerleben führen zu können, bei diesen scherzweise hingeworfenen Wünschen wurden uns mehrere Male verschiedene dieser Inseln zu wahren Spottpreisen käuflich angeboten. Bei näherer Erkundigung stellte es sich jedoch heraus, daß unter den verschiedenen Besitzern oder augenblicklichen Inhabern der größeren sowie der kleineren Inseln auch nicht Einer zu finden war, der im Stande gewesen, einen genügenden Besitztitel aufweisen oder einem Dritten übertragen zu können, und daß der geforderte Preis nur die Erstattung der gemachten Auslagen an Rohrhütten, Zäunen, Anpflanzungen und dergleichen bezweckte, und nur das Recht der Nutznießung auf gänzlich unbestimmte Zeit gewähren würde. Ob Staat, Kirchen, fromme Stiftungen u. s. w. die wahren Grundeigner seien, war nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln; wahrscheinlich würde in einem Collisionsfalle ersterer als solcher auftreten, da noch in einem neuerlich er-

lassenen Gesetze wegen Ueberlassung von Staatsländereien an Einheimische und an einzelne Auswandererfamilien sämmtliche unmittelbare Ufer des Sees und die Inseln desselben ausdrücklich als unter keiner Bedingung zu vergebende Ländereien bezeichnet worden sind. Es heißt der Art. 6 dieser Verfügung: Estando prohibida la enajenacion de las Islas, costas de mar y lagos, y todas aquellas tierras que puedan servir para uso publico ó utilidad commun etc.

Dieselbe Unsicherheit, welche hier im Kleinen hinsichtlich dieser Isletas sich herausstellte, findet nun aber leider im Staate Nicaragua auch im Großen hinsichtlich fast alles Grundbesitzes statt. Hat man sich darüber unterrichtet, welche unglaubliche Nachlässigkeit und Willkür früherhin in allen spanisch-amerikanischen Colonien in Beziehung auf Beanspruchung und oft wiederholte Verleihung desselben Grundbesitzes an verschiedene Individuen und Corporationen durchgehends stattfand — zu welcher Thatsache noch jetzt die bezüglichen Verhältnisse auf der Insel Cuba den besten Beleg liefern —, so darf man sich nicht darüber wundern, wenn in den späteren, aus diesen Colonien entstandenen, und seit den 30 Jahren ihres Bestehens eigentlich nie zur Ruhe und geordneten Zuständen gelangten kleinen Republiken die betreffenden Verhältnisse noch jetzt, wo nicht in schlimmerer, doch noch in eben derselben Verwirrung sich befinden. Um bei dem Staate und der obersten Regierungsbehörde zu beginnen, so kennt diese das eigene Land und die Staatsländereien am allerwenigsten. Von einer Aufnahme einer, wenn auch nur ungefähren Karte des Landes oder der einzelnen Departements ist noch so wenig die Rede, daß es vielmehr über Tausende von Quadratmeilen sich ausdehnende Districte giebt, über deren Beschaffenheit die oberste Staatsbehörde nicht einmal eine Ahnung hat. In anderen bekannteren, weil spärlich bewohnten Districten haben einzelne Familien noch aus spanischer Zeit her sich in die weiten fruchtbaren Ländereien getheilt, nur um zahlreiche halbwilde Heerden hier ungestört weiden zu lassen, und nennen diese gleichfalls nur nach Quadratmeilen und Hunderten von Caballerias geschätzten Landstrecken ihr Eigenthum, ohne doch einen nur irgend plausiblen Besitztitel aufweisen zu können. Auch macht diesen großen Haciendenbesitzern gegenüber die Staatsregierung sich kein Bedenken, es

auszusprechen, daß man denselben nöthigenfalls, und wenn höhere Staatszwecke es erfordern sollten, ohne Weiteres einen Theil ihres, nicht einmal durch festgesetzte Grenzen bestimmten Terrains wieder abnehmen würde. In der ländlichen Umgebung der kleineren Ortschaften, wo schon von alter spanischer Zeit her Kirchen und Klöster bestanden, ist der bei Weitem größte Theil alles Grundbesitzes diesen zu irgend einer Zeit einmal vermacht oder von ihnen erworben worden, und die sich jetzt Eigenthümer desselben Nennenden sind eigentlich nur die Erbpächter der den frommen Stiftungen oder nach Aufhebung derselben, wie z. B. der Klöster, dem Staate oder der Commune zugefallenen Grundstücke. Bei der Aufhebung der Klöster in den Städten scheinen auch manche Begünstigungen einzelner angesehener Familien zum Nachtheil des Fiscus vorgekommen zu sein, und für die früher meist den geistlichen Orden zugehörigen Ländereien in der unmittelbaren Nähe der größeren Städte, wie Granada und Leon, scheint ein ähnliches Verhältniß stattzufinden, wie bei jenen obenerwähnten großen Haciendenbesitzern in den entfernteren Departements.

In allen den verschiedenen Barrios oder Vorstädten, meist von der ärmeren Volksclasse und den Indianern bewohnt, ist Keiner der Bewohner eigentlich Eigner des Grund und Bodens, auf welchem sein Häuschen steht, und das er als Huerta, Potrero oder Chahuita benutzt. Dessenungeachtet finden fortwährend Verkäufe von dergleichen Grundstücken statt, und zwar zu sehr niedrigen Preisen, indem nur das Haus selbst, die Fruchtbäume, mit einem Worte, was man die Improvements der Grundstücke nennt, übertragen werden; der Boden aber irgend einer Familie oder zu irgend einem großen Grundbesitz gehört. Der sogenannte Eigenthümer kann auch jederzeit gesetzlich von seinem Grundstücke gegen Entschädigung für Haus rc. vertrieben werden; doch soll dieses äußerst selten vorkommen. Das Wunderlichste dabei ist, daß der eigentliche Grundeigner von dem Besitzer keinen Grundzins oder Pacht erhält und es sogar häufig vorkommt, daß ein neuer Occupant auf gerade brach liegendem unbenutzten Terrain den Grundeigner nicht einmal um die Erlaubniß fragt, sich hier seine Hütte aufschlagen zu dürfen, welches übrigens auch nie verweigert werden würde.

Wie alle diese Verwirrungen sich einmal lösen werden und ob gesetzlich geordnete, praktisch durchführbare Zustände sich auf friedlichem Wege noch einmal daraus entwickeln werden, ist schwer gerade jetzt vorherzusagen. Mit dem Erscheinen der Nordamerikaner im Lande und den Ansprüchen, welche dieselben aus dem contractlichen Verhältnisse wegen des Canal-Projectes und als neue Ansiedler erhoben haben, sind unter vielen anderen Mißbräuchen und von Alters überkommenen und bisher ruhig ertragenen Uebelständen auch diese den Grund und Boden des Landes betreffenden Zustände zuerst ernstlich zur Sprache gekommen, und diesen praktischen, friedfertigen Eroberern des Landes wird es auch wohl vorbehalten sein, mit der Zeit auch hier die vernünftigen Zustände der nordischen Heimath herbeizuführen.

Dicht vor San-Carlos gesellte sich noch eine der anderen beiden Goeletten des Mr. Sigur zu uns, die eine Ladung von einigen funfzig Californiern, welche in einer englischen Brigg von San-Francisco nach San-Juan del Sur gekommen waren, von Virginbai herüberbrachte. Die gleichzeitige Ankunft dieser rückkehrenden Goldgräber, meistens Franzosen und Portugiesen von, selbst hier zu Lande, auffallend banditenartigem Aeußeren, unter denen sich besonders eine robuste Weibsperson, das einzige Frauenzimmer der Gesellschaft, durch ihr Benehmen wie durch einen ungewöhnlich großen und schweren Koffer bemerkbar machte, welchen sie mit großer Sorgfalt zu hüten schien, war uns aber schon aus dem Grunde sehr unangenehm, da vorauszusetzen, daß diese, wie es den Anschein hatte, nicht ohne Gold nach Hause zurückeilenden Californier sogleich alle eben vorhandenen Bongos selbst zu den exorbitantesten Preisen für die Weiterfahrt in Beschlag nehmen würden. So wies es sich dann auch bald aus, und obgleich 100 Dollars und darüber von den Besitzern der drei oder vier größeren Ruderbarken, die gerade in San-Carlos vorhanden waren, für die kurze Fahrt stromabwärts nach San-Juan für jedes Boot gefordert wurden, so waren doch schon einige Stunden nach erfolgter Ankunft sämmtliche Californier nebst Kisten und Koffern in diese Böte vertheilt und zur Abfahrt bereit. Die Nachrichten, die wir sogleich von Don Patricio, dem uns schon bekannten würdigen Chef der

Douane, über den bereits stark gefallenen Wasserstand des Flusses in dessen unterem Theile erhielten, ließ uns jedoch nunmehr gern auf die Mitbenutzung dieser größeren Barken verzichten, um so mehr, da uns für den nächsten Tag die Ankunft einer kleineren Pirogue, die wir zur alleinigen Disposition würden erhalten können, in Aussicht gestellt wurde.

San-Carlos hatte sich während der sechs Monate, die verflossen waren, seit wir es zuerst besucht, ziemlich verändert, wenn auch nicht gerade zu seinem Vortheil, und war nunmehr schon vollkommen in das wilde Leben und Treiben der californischen Transitroute, von welchem es anfangs noch ziemlich verschont geblieben, mit hineingezogen worden. Eine der geräumigeren indianischen Hütten war mittelst eben so einfacher Anbauten zum American-Hotel umgeschaffen; am Strande waren sogar schon einige Holzhäuser von den Agenten der Kaufleute in San-Juan und Granada errichtet, und obgleich der Ort kein Stationspunkt der Dampfböte der Transitlinie war, sondern nur für die Goeletten des Mr. Sigur und die einheimischen Bongos als solcher gelten konnte, so hielten sich sämmtliche bei der Linie beschäftigten Nordamerikaner doch vorzugsweise gern gelegentlich hier auf. — Nur die Aduana oder das Customhouse mit seinem hohen schwerfälligen Palmendach, das den zwischen den Pfeilern des luftigen Baues aufgethürmten Kisten, Ballen und Fässern, die hier monatelang auf Weiterbeförderung warten mußten, hinreichenden Schutz gegen Regen gewährte, stand noch unverändert da. Auch oben auf dem Hügel, in der stets offenstehenden Commandanten-Wohnung und den daranstoßenden Baracken für das Dutzend barfüßiger Soldaten und deren Weiber, hatte sich Nichts verändert, die alten verrosteten Geschütze theils mit, theils ohne halbverfaulte Lafetten lagen noch in derselben Unordnung im hohen Grase umher, obgleich der frühere dunkelfarbige, gänzlich ungebildete Commandant einem weißen, auf einige Bildung und Civilisation Anspruch machenden, hatte weichen müssen. Don Guillermo, der frühere, nicht viel vom reinen Neger sich unterscheidende, Befehlshaber dieses Forts, hatte sich nach seiner Abdankung in ein kleines Häuschen am oberen Ende des Ortes zurückgezogen, wo er sich in philosophischer Ruhe mit der Verbesse-

rung seines Grundstückes beschäftigte, während Doña Teresa, seine Gattin, es nicht verschmähte, reisende Landsleute und andere Fremde, wie z. B. uns, denen es im schmutzigen Barroom des American-Hotel nicht behagte, für gutes Geld mit spanischer Küche zu restauriren.

Nachdem wir doch wieder, anstatt des einen, zwei Tage hatten warten müssen, fand sich dann die erwünschte Gelegenheit, in einer kleinen, kaum einen Fuß tief gehenden Pirogue den Fluß hinunter zu fahren. Außer dem Patron und den drei Ruderern war nur noch der nothdürftigste Sitzraum auf zwei schmalen Bänken für zwei Personen in derselben vorhanden. Unter und zwischen den übrigen Bänken fanden unsere sehr mäßigen Reisekoffer und kleineren Effecten gerade noch den hinreichenden Platz neben dem aus Bananen und einigen anderen Artikeln bestehenden Proviant der Indianer. Am Vordertheil wurde der große Kochtopf der Mannschaft nebst unserem Kaffeeapparate angebracht, und dem Korbe mit dem eigenen Proviant für zwei Tage und Nächte wurde wohlweislich ein Platz zwischen uns und unseren schmalen Bänken angewiesen, so daß eben noch der nöthige Raum für die Füße übrig blieb. Die kleine Pineta oder der etwas erhöhete Raum vor dem Steuer war eben groß genug, daß der Patron (gleichfalls ein Indianer) allenfalls darauf sitzen oder zusammengekauert, wie es nur Indianer können, darauf liegen konnte; während der Fahrt steht der Steuermann jedoch fortwährend auf derselben aufrecht, das Steuer zwischen den Beinen und eine lange Stange bei den gefährlichen Stellen in den Händen haltend. Das ganze Fahrzeug, solchergestalt von sechs Personen und deren Bagage und Proviant gänzlich ausgefüllt, war 3 Fuß breit und etwa 15 Fuß lang, lag ungefähr einen Fuß im Wasser und 2 Fuß mit der Oberkante des Bordes darüber, und war massiv aus einem Baumstamme ausgehöhlt, mit vollkommen rundem und sehr starkem Boden. Es gehörte in der That einige Uebung oder stete Aufmerksamkeit dazu, um durch die Bewegungen des Oberkörpers oder beim Ein- und Aussteigen das Fahrzeug nicht jedesmal umzukippen, und nur die anfangs häufig wiederholten Warnungen der auf alle unsere Bewegungen sehr aufmerksamen drei uns gegenübersitzenden Indianer brachten uns bald

die in der Nothwendigkeit rasch erlernte Praxis der Piroguenfahrt bei. Die Indianer hatten bei dem wiederholt nöthigen Aus- und Einspringen aus dem Boot in's Wasser, welches stets nur gleichzeitig zu beiden Seiten geschah, eine solche Fertigkeit und richtiges gleichmäßiges Tempo, daß das Fahrzeug dabei selten aus seiner perpendiculären Stellung kam.

In diesem gefährlich genug aussehenden, aber bei gehöriger Vorsicht doch ziemlich sicheren, primitiv-indianischen Flußfahrzeuge, welches das einzige war, mit welchem wir hoffen durften, bei dem plötzlich eingetretenen, ungewöhnlich niedrigen Wasserstande ohne lästigen Aufenthalt über alle Untiefen hinweg kommen zu können, schifften wir uns, nachdem die Vorbereitungen wiederum einen halben Tag unnütz weggenommen, gegen Abend in San-Carlos ein, um einen Theil der Nacht noch zur angenehmeren kühleren Fahrt auf dem sicheren oberen Theil des Flusses bis zu den ersten Fällen zu benutzen.

Der ganze obere Theil des San-Juan-Stromes, soweit derselbe von San-Carlos an bis in die Nähe der Toro-Raudales innerhalb des Bereiches der ausgedehnten sumpfigen Niederung liegt, hat so geringes Gefälle und folglich so schwache Strömung, daß unsere Indianer bis gegen Mitternacht fortwährend angestrengt rudern mußten, um den größeren Theil der Distanz bis zu den oberen Fällen hinter uns zu bringen. Bald nach Mitternacht wurden dann die Ruder, die übrigens durch einen langen Riemen an der Ruderpinne befestigt sind, eingezogen und quer über das Boot gelegt, und die Indianer kauerten sich in ihrer eigenthümlichen Weise jeder auf seiner 3 Fuß langen und 1 Fuß breiten Ruderbank zum Schlafen zusammen, nachdem das Boot in die Mitte des Stromes gebracht war und mit diesem langsam fortglitt. Wenn bei den Biegungen des Flusses das Boot den überhängenden Uferbüschen zu nahe kam, bedurfte es nur eines leisen Wortes, um, wie mit einem Schlage, die Indianer sogleich wieder in die sitzende Positur zu bringen und mit einigen Ruderschlägen das Fahrzeug wieder genau in die Mitte des Stromes zu legen. Da wir noch nicht müde genug waren, um in unbequemer freisitzender Stellung schlafen zu können, auch die neue wunderliche Situation in dem schma-

len schwankenden Nachen, auf dem breiten ruhigen Wasserspiegel forttreibend, noch zu aufregend und spannend einwirkte, um nur den Wunsch nach Schlaf aufkommen zu lassen, so übernahmen wir es gern, die Bewegungen der Pirogue zu überwachen, um auch dem Patron das Ausruhen und Schlafen auf seiner kleinen Pineta zu gestatten. Der Umstand, daß die Indianer wie alle Marineros des San-Juan bei Nacht ängstlich jedes Geräusch vermeiden, selbst nur flüsternd mit einander reden, unter Anderem auch aus dem Grunde, weil ihrer Behauptung nach lautes Gespräch die Muskitos anziehe, diese allgemein befolgte Sitte, verbunden mit der lautlosen Stille der ganzen übrigen Umgebung, nur dann und wann unterbrochen durch das eintönige bald wieder verstummende Gekreisch eines Sumpfvogels, oder einer im höheren Uferschilfe langsam hinflatternden Nachteule, oder durch einen in der Nähe des Bootes langsam auftauchenden Alligator, verlieh der dunklen, nur durch den glänzenden Sternenhimmel erleuchteten warmen Nacht einen eigenen geheimnißvollen Reiz. Es dahin gestellt lassend, ob an jenem Glauben der Indianer etwas Wahres sei oder nicht, blieben wir in der That während der ganzen Nacht von den auf dieser Flußstrecke besonders gefürchteten Muskitos gänzlich befreit. Auch blieb diese Nacht zum Glück vollkommen trocken, selbst ohne allen Thaufall, und nur kurz vor Sonnenaufgang bildeten sich leichte Nebel über dem Wasserspiegel und die Lufttemperatur sank um einige Grade herab. Da die Indianer nunmehr auch mit frischen Kräften wieder zu den Rudern griffen, so erreichten wir bald nach Sonnenaufgang auch, wie vorher bestimmt, die Toro-Randales, und nachdem wir diese unbedeutendsten der Stromschnellen, auf welche die verschiedenen Wasserstände für kleine Böte wie das unsrige fast keinen bemerkbaren Einfluß haben, rasch hinuntergefahren waren, den nach der durchwachten Nacht doppelt willkommenen Anlage- oder Frühstücks-Platz.

Die den Strom regelmäßig befahrenden Marineros haben zu beiden Ufern desselben, oder da, wo die Ufer zu sumpfig sind, auf den verschiedenen Inseln an passenden Stellen seit Alters her ihre bestimmten Stationspunkte, sowohl um ihr Essen einmal am Tage sich zu kochen, als auch um bei der Bergfahrt ihr Nachtlager zu

halten. Diese scherzweise Marineros-Hotels genannten Anlageplätze sind meistens an den höheren Uferstellen, unter dem dichten schattengewährenden Laubdache hoher Bäume hübsch gelegene, durch Wegräumung des Unterholzes gelichtete Waldstellen, auf denen in späterer Zeit bei größerem Verkehr auf dem Flusse sich zweifelsohne manches wirkliche Wegehaus und bleibende Ansiedelungen etabliren werden. Der Hauptzweck des Landens in den Morgenstunden jedes Tages besteht in dem Kochen der Lebensmittel für die nächsten 24 Stunden, zu welchem Behuf jeder Bongo und jede, auch die kleinste Pirogue einen großen eisernen Topf mitführt, unter welchem alsbald ein großes Feuer von Reisig am Lande angezündet wird. Der Topf oder Kessel wird dann vollgepackt mit den geschälten unreifen Platanos, den sogenannten Verdes, auch wohl Reis dazwischen geschüttet, einiges Schweinefett hinzugethan, und dieses Alles mit wenigem Wasser weich gesotten. Wenn der Topf vom Feuer abgehoben wird, ist ersteres gewöhnlich zu einem Kohlenhaufen zusammengebrannt, auf welchen dann einige Ellen Tassajo, oder in Streifen geschnittenes, an der Luft getrocknetes Ochsenfleisch rasch geröstet wird. Dieses ist neben dem, was gelegentlich der Wald oder der Fluß an Affen, Vögeln, Iguanas oder Fischen liefert, die stets wiederkehrende einfache Kost der Bootsleute, und zwar wird dieselbe am Morgen in hinreichender Menge gekocht, das vom Morgenmal übrig Bleibende im weiteren Verlauf des Tages im Boote kalt verzehrt. Als Getränk wird eine große Quantität Tiste genossen, indem jeder Marinero seinen Beutel mit Pinola bei sich hat, aus welchem eine Handvoll des Mehls, mit dem Flußwasser in zwei Guacals gemischt, rasch und zu jeder Zeit das erfrischende und nahrhafte Getränk herstellt.

An dem großen Feuer unter dem Kessel der Marineros fanden wir dann erwünschte Gelegenheit, auch unser Frühstück zu bereiten, das, außer den Früchten und dem guten Brote von San-Carlos, nur aus vortrefflichem Kaffee und weichen Eiern bestehend, leicht herzustellen war. — Während wir noch mit unserer Restauration beschäftigt waren, hatten zwei von unten kommende Bongos gleichfalls hier angelegt, und erfuhren wir von diesen, wie der ganze untere Theil des Stromes voll von festsitzenden Fahrzeugen aller

Art sei und die kleinen Flußdampfer gar nicht mehr unterhalb des Colorado fahren könnten, wegen des ganz ungewöhnlich niedrigen Wasserstandes. Diese Nachricht veranlaßte uns noch mehr, unsere Indianer zur Eile anzutreiben, um im Laufe des Tages nicht nur über sämmtliche Fälle hinwegzukommen, sondern auch noch eine möglichst große Strecke des unteren Flußtheiles hinter uns zu bringen.

Bei dem bald erreichten Castillo=Viejo trat dann auch zuerst der niedrige Wasserstand im Flusse recht auffallend hervor; wo früher die aufschäumende Fluth ununterbrochen hinwegrauschte, da sahen jetzt überall schwarze Felsblöcke aus dem Wasser hervor, und nur mit größter Anstrengung gelang es den vier Indianern, selbst unser kleines Boot glücklich über den zwar flachen aber reißenden Wasserfall, zwischen den Felsen hindurch zu bringen. Zweimal stieß die Pirogue auf verborgene Blöcke mit solcher Gewalt auf, daß wir fast herausgeschleudert worden wären und kein aus Planken zusammengezimmertes Boot diese Stöße gegen den Boden ausgehalten haben würde. In dieser Festigkeit und Dichtigkeit des aus vollem Holze ausgehöhlten Bodens besteht auch einer der wenigen Vorzüge dieser einheimischen Fahrzeuge.

Die vereinigten Raudales del Mico und de los Valos waren selbst bei diesem niedrigen Wasserstande für so wenig tiefgehende Böte wie das unsrige wenig gefährlich, indem es nur darauf ankommt, die Windungen und Biegungen des Fahrwassers genau zu kennen, besonders an den Stellen, wo dasselbe plötzlich von einem Ufer zum anderen überspringt. Unsere Indianer waren sämmtlich mit diesem Theile des Flusses, wie es schien, genau bekannt, und an manchen Stellen wagten sie es sogar, nach vorläufiger Berathung unter einander, das tiefere Fahrwasser zu verlassen, nämlich da, wo dasselbe zu große Umwege in den weiten Flußbiegungen machte, und, auf den geringen Tiefgang der Pirogue rechnend, den nächsten Weg zu wählen. Die Folge davon war, daß sie sich einige Male doch festfuhren, worauf sogleich alle gleichzeitig in's Wasser sprangen, um das Boot wieder in's tiefere Wasser zu bringen. Daß schon seit Morgens nach dem Frühstück, seitdem die anstrengendere Arbeit für sie anfing, die Indianer sich außer des Sombreros oder

Strohhuts aller und jeder Kleidung entledigt hatten, verstand sich von selbst, und ist solches bei der anstrengenden Arbeit bald in, bald außer dem Wasser und der fortwährend zur Tageszeit auf dem Flusse herrschenden Temperatur auch unerläßlich. Konnten wir es doch stillsitzend und gleichfalls beinahe unbekleidet ohne ausgespannten Sonnenschirm kaum ertragen und waren mehrere Male am Tage genöthigt, wie die Indianer es von Zeit zu Zeit thaten, uns durch ein kurzes Bad im Fluß etwas zu erquicken.

Am Nachmittage erreichten wir dann die untersten und längsten, die Machuca-Raudales, und wurden sogleich gewahr, daß auch diese nunmehr ein ganz anderes Verhalten aufwiesen und sich jetzt erst in ihrer wahren Gestalt zeigten. Während wir im vorigen Jahre diese Stromschnellen bei hohem Wasserstande in dem einen der Flußdampfböte frei hinaufgefahren waren und mit Ausnahme der größeren, einzelnen Felsblöcke an der einen Seite des Stromes nur eine ununterbrochene Wasserfläche mit freilich starkem Gefälle erblickt hatten, starrte jetzt auch hier das ganze Flußbett und zwar in einer Längen-Ausdehnung von über einer Meile von kleineren und größeren Felsen und am Grunde festsitzenden, vom Wasser gebleichten kolossalen Baumstämmen, die ihre dürren knotigen Aeste oft über den größeren Bereich des schmalen Fahrwassers ausstreckten. In der sich anfangs am nördlichen Ufer hinziehenden und dann plötzlich beinahe im rechten Winkel schräg über das ganze Flußbett zum rechten Ufer überspringenden Fahrrinne, welcher selbst unsere kleine Pirogue hier sorgfältig folgen mußte, um nicht in das Labyrinth von Felsen im übrigen Flußbett zu gerathen, schoß die Fluth wie in einem Mühlgerinne hin, und die häufigen scharfen Biegungen, die genau eingehalten werden müssen, um nicht das Boot mit der breiten Seite dem Strome und dem unfehlbaren Umschlagen auszusetzen, machen diese Raudales ihrer größeren Länge wegen bei niedrigem Wasserstande allerdings zu den gefährlichsten für die Thalfahrt, und zu den beschwerlichsten für die Bergfahrt der Ruderbarken.

Im ruhigen breiten Strome unterhalb der Fälle angelangt, wo die Strömung wieder bald sehr schwach wird, gönnten sich unsere Indianer eine halbe Stunde Ruhe, restaurirten sich mit den kalten

Ueberresten ihres Frühmals und griffen dann rüstig wieder zu den Rudern, um uns wo möglich noch bis in die Nähe des Sarapiqui zu schaffen. Wir hatten ihnen nämlich eine Extravergütung versprochen, falls sie uns am nächsten Tage bei guter Zeit nach San-Juan bringen würden, und der für sie beschwerlichste Theil der Fahrt auf dem unteren Theile des Stromes lag bei dem niedrigen Stande des Wassers und der schwächeren Strömung noch vor ihnen. Mit einigen kurzen Pausen, die sie sich gönnten, um rasch eine ihrer kleinen Cigaritos zu rauchen und eine Schale Tiste zu trinken, ruderten die unermüdlich scheinenden Indianer auch den Abend und den größten Theil der Nacht fort, und nur gegen Morgen, als ein dicker Nebel sich über das ganze Flußthal ausbreitete, der die Ufer und Inseln nicht mehr unterscheiden ließ, wurde die Pirogue mitten im Fluß an einem großen Stein vor Anker gelegt, um die aufgehende Sonne und das Verziehen der Nebel abzuwarten.

Der Unterschied in der Temperatur zwischen der Tageshitze und der feuchten Nachtkühle war hier schon bei Weitem bedeutender, als die vorige Nacht auf dem oberen Theile des Flusses, und wir befanden uns offenbar schon im Bereich des atlantischen Küstenklimas. Die stets zur Hand befindlichen wollenen Decken waren schon ein willkommenes Schutzmittel für die durch die vorhergegangene Hitze doppelt empfindlich gewordene Haut während des kurzen Schlafes, dem auch wir uns hier, von Müdigkeit überwältigt, auf der schmalen Bank der Pirogue überlassen konnten. Mit Aufgang der Sonne ergab es sich, daß wir bereits in der Nähe des Sarapiqui waren, und es wurde beschlossen, noch in der Morgenkühle bis zur Mündung des Colorado vor dem Frühstück hinzurudern.

Obgleich der Sarapiqui gleichfalls nur verhältnißmäßig wenig Wasser gerade führte, so wurde doch der Einfall desselben in den San-Juan gleich unterhalb der Einmündung durch eine beträchtliche Zunahme in der Strömung bemerkbar. Die Anschwellungen dieses, aus den höchsten Bergen Costarica's in seinen entfernteren Zuflüssen herkommenden Nebenstromes des San-Juan sind noch weit unregelmäßiger und treten plötzlicher ein, als bei dem San-Juan selbst; und hat der Fluß unweit seiner Mündung einen Wasserstandsunterschied von 18 Fuß, führt demnach auch dem breiteren

und flacheren Flußbett des San-Juan eine große Menge Sinkstoffe zu. In dieser Flußstrecke begegneten uns zwei der kleineren Dampfböte, welche einen Theil der mit dem neuen großen Seedampfschiffe »Northern-Light« von New-York gekommenen Passagiere bis zum Castillo bringen wollten. Das neue Dampfschiff hatte gleich bei seiner ersten Fahrt über 1000 California-Passagiere nach San-Juan gebracht, welche sämmtlich mittelst kleiner Ruderböte in einzelnen Partien bis oberhalb des Colorado geschafft werden mußten, und hier erst wegen des niedrigen Wasserstandes im ganzen unteren Flußtheile von den Dampfböten aufgenommen werden konnten.

Bei dem bestimmten Anlegeplatz angelangt, der sich hier gerade auf der vorspringenden Landspitze befindet, welche die beiden Flußarme trennt, fanden wir denn auch den Fluß, sowie die beiden Ufer ungewöhnlich belebt sowohl durch die auf- und abfahrenden Böte, wie durch die verschiedenen, an den Uferstellen gelagerten Gruppen der Reisenden. Da, wie gewöhnlich, eine große Unordnung und Rücksichtslosigkeit gegen die hülflosen Passagiere von Seiten der Transit-Compagnie stattfand, indem letztere wiederum den Transport der Reisenden bis zum Colorado hinauf einem in San-Juan ansässigen Speculanten überlassen hatte, der sich, wenn er seine Fracht bis oberhalb des Colorado gebracht, um Weiterbeförderung nicht bekümmerte, die Dampfböte aber auch oft tagelang auf sich warten ließen, so mußten die Reisenden sich hier im Walde einrichten, so gut sie konnten, und, abgesehen von allem Obdach, schon zufrieden sein, wenn es ihnen nur gelang, von den passirenden Böten die nöthigsten Lebensmittel zu erhalten. Auch unsere Indianer verkauften den Rest ihrer mitgenommenen Provisionen, namentlich die reifen Bananen, nach denen große Nachfrage war, zu jeden Preisen, die es ihnen einfiel dafür zu fordern.

Bei dem niedrigen Wasserstande war es jetzt recht in die Augen springend, welches unverhältnißmäßige Quantum des überhaupt vorhandenen Wassers der Colorado hier dem San-Juan-Strome entzieht und direct in's atlantische Meer abführt. Während der Colorado auch jetzt noch in einem ungetheilten, vielleicht 1000 Fuß breiten Strome dahinfloß, zeigte der zwar eben so breite San-Juan

von hier an überall ausgedehnte Sandbänke, und außer den auch bei hohem Wasser sichtbaren und mit hohem Schilfe bewachsenen größeren Inseln noch eine Unzahl kleinerer Sand- und Schlamm-Inseln, zwischen welchen sich die fahrbare Stromrinne in stets abwechselnder Wassertiefe hinschlängelte. Daß hier nur durch ausgedehnte Flußregulirungen, namentlich durch Abdämmung des Colorado und Hinleitung der Wassermasse nach dem früheren Bette und der eigentlichen Ausmündung, der zunehmenden Versandung des Fahrwassers abzuhelfen sei, mußte Jedem klar werden; und eine fast lächerliche Erscheinung war in dieser Flußstrecke ein kürzlich von der Compagnie hier aufgestellter, aber noch nicht in Arbeit begriffener kleiner Dampfbagger behufs stellenweiser Austiefung des Fahrwassers. Der so spät erst unternommene Versuch, mittelst Ausbaggerns der meilenlangen, nach jeder höheren Fluth sogleich wieder sich zusandenden Untiefen hier etwas erreichen zu wollen, war auch offenbar nur darum jetzt angestellt, um wenigstens scheinbar den Stipulationen des Canal-Contracts nachkommen zu wollen.

Bis zum Rio Tauro, der letzten Abzweigung des Flusses, der jedoch nur ein unbedeutendes Wasserquantum dem Hauptstrome entzieht, behält das Flußbett denselben seichten, versandeten Charakter durchgehends bei, und überall trafen wir hier jetzt festsitzende, größere Ruderböte, sowohl einheimische hinunterwollende Bongos und Landchas, als auch die kleineren Böte, Jollen und Fahrzeuge jeder Art, die in San-Juan aufzutreiben gewesen waren, um die California-Passagiere bis an die Dampfböte zu bringen. Unterhalb des Tauro, wo sich dann auch bald das Wasser der Juanillo-Lagunen wieder mit dem Hauptstrome vereinigt, wird das Fahrwasser auch wieder tiefer und regelmäßiger, und nur bei der Einfahrt in die eigentliche Hafenbucht kommen wieder ausgedehnte Untiefen vor. — Mit der zunehmenden Hitze des Tages schienen dann auch die Kräfte der bisher unermüdlich rudernden Indianer endlich abzunehmen, und obgleich einzelne Regenschauer jetzt von Zeit zu Zeit die Luft erfrischten, so kamen wir doch nur langsam vorwärts, und erst am Nachmittage erreichten wir den Hafenplatz von San-Juan, — nachdem wir zwei Nächte und beinahe zwei volle Tage auf dem Flusse zugebracht hatten. Bei höherem Wasserstande und mit einem etwas

größeren Boote mit wenigstens 6 Ruderern kann man die Thalfahrt von San-Carlos bis zum Hafen füglich in 36 Stunden machen. Die Fahrt stromaufwärts dauert selbst für die größten, mit 10 bis 14 Rudern versehenen Bongos 5 bis 6 Tage; die kleineren Böte brauchen oft 8 bis 10 Tage bis nach San-Carlos. — Selbst die Fahrten der Flußdampfböte hängen hinsichtlich ihrer Zeitdauer, selbst abgesehen vom Wasserstande, noch von einer Menge kleinerer Zufälligkeiten ab, z. B. von helleren oder dunkleren Nächten, von starken Morgennebeln auf dem unteren Theile des Flusses u. dergl. m. — Jedem, der diesen schönen Strom mit einiger Aufmerksamkeit befährt, muß sich jedoch die Ueberzeugung aufdringen, daß mit einiger, freilich durch die klimatischen und Bevölkerungszustände, denen dieses Land jetzt unterliegt, erschwerter Nachhülfe, derselbe zu einer vollkommen ausreichenden Schifffahrts-Verbindung der Küste mit dem Innern sich gestalten ließe.

Mit der Hafenstadt San-Juan del Norte, dem Greytown des fabelhaften Mosquito-Königreichs der englischen Diplomatie, waren in der Zwischenzeit, welche wir im Inneren des Landes zugebracht hatten, in mancher Hinsicht Veränderungen vorgegangen. Im äußeren Ansehen hatte der Platz bedeutend gewonnen, und zwar nicht nur im nordwestlichen neuen Stadttheile, wo schon bei unserer früheren Anwesenheit die ersten Anfänge zum Aufbau regelmäßiger Straßen gemacht wurden, in denen jetzt bereits eine Anzahl mehrstöckiger Häuser vollendet waren, sondern auch im älteren spanischen Theile, in welchem vor einigen Monaten eine Feuersbrunst zwischen den alten indianischen Cabanen und den gefährlichen Palmdächern ziemlich aufgeräumt hatte, um auch hier den ansehnlicheren und reinlicheren Holzhäusern Platz zu machen. Auch die Einwohnerzahl hatte sich ansehnlich vermehrt, obgleich zur Zeit unserer Ankunft gerade wenige Durchreisende im Ort vorhanden waren. Die wichtigere Veränderung war jedoch die in den politischen Zuständen dieses Küstenplatzes eingetretene, welche deshalb einer etwas näheren Erwähnung bedarf, weil, was hier im Kleinen vorgefallen war,

nicht nur charakteristisch für die gegenwärtigen Zustände dieser Gegenden ist, sondern auch nur das Vorspiel zu den größeren politischen Veränderungen sein wird, welche in nächster Zukunft hier wahrscheinlich eintreten werden. Auch hatten wir durch unseren gezwungenen längeren Aufenthalt in San-Juan, indem das Dampfboot »Northern-Light« ganz gegen Erwarten, ohne die von der anderen Seite kommenden Passagiere abzuwarten, sogleich wieder abgefahren war, hinreichende Zeit und Gelegenheit, uns genau über die damals eingetretenen wunderlichen Zustände zu unterrichten; da wir später sogar Theil nehmen mußten an der Ausführung eines großartigen Actes ächt californischer Lynchjustiz, zur Vermeidung eines ernsteren Conflictes zwischen einigen Hundert bewaffneten Californiern und dem neu eingesetzten Magistrate der Stadt.

Eingangs der Mittheilungen ist schon erwähnt worden, wie bereits zu Ende des Jahres 1851 bei unserer ersten Anwesenheit in San-Juan das Ansehen des früher den Platz regierenden englischen Consuls, und somit der Glauben an die längere Fortdauer des englischen angemaßten Protectorats über das lächerliche Mosquito-Königreich, selbst bei der älteren spanisch-indianischen Bevölkerung immer mehr zu schwinden begann. Die durchreisenden Californier und zeitweilig sich hier aufhaltenden Nordamerikaner hatten sich von Anfang an wenig um die Anmaßungen der englischen Agenten gekümmert, und man hatte sich, aus Furcht vor Conflicten, auch wohlweislich gehütet, sie in ihrer Unabhängigkeit zu stören. Als darauf aber der letzte Act der Gewaltthätigkeit der Engländer, das Feuern auf das amerikanische Dampfboot »Prometheus«, von Seiten des Foreign-Office in London desavouirt wurde und die Kriegsbrigg »Expreß« von San-Juan fort und nach Jamaica beordert war, um den Commandeur dort vor ein Kriegsgericht zu stellen, so mußte der hülflose englische Consul Dr. Green auch den letzten Rest seiner früheren Macht schwinden sehen. Die am Ort ansässigen spanischen, französischen, deutschen und englischen Kaufleute sowohl, als auch die in letzter Zeit mit der Absicht der festen Ansiedlung hergekommenen Nordamerikaner, denen es ihrer Handelsgeschäfte wegen vor Allem um Vermeidung von einreißender Anarchie unter der gemischten Floating-Population und um Einrichtung geordneter

Zustände irgend welcher Art zu thun sein mußte, sahen sich daher bald genöthigt, gemeinschaftliche Schritte zu diesem Endzwecke zu thun. Der Consul Green, sich der Unhaltbarkeit des früheren Zustandes bewußt, und froh, mit guter Manier aus seiner fausse position herauszukommen, bot bereitwilligst die Hand zu einer Demonstration der Art, und berief selbst ein Meeting der Bewohner von San-Juan, um sich in irgend einer Art politisch zu constituiren und die nöthigen Local-Regierungs- und Verwaltungs-Behörden einzusetzen. Letzteres wurde sogleich dadurch erreicht, daß durch allgemeine Wahlen der sämmtlichen Einwohner ein aus sechs Personen bestehender City-Council oder Stadtrath, mit einem Mayor an der Spitze, sowie die wenigen nöthigen Hafen- und Polizei-Beamten frei erwählt wurden, und ersterer sogleich die Regierung in die Hand nahm.

Schon hierbei hatte sich sogleich die politische Ueberlegenheit der Yankees über alle anderen Nationalitäten entschieden herausgestellt. Obgleich die alte spanische Bevölkerung damals noch numerisch allen Fremden anderer Nationen überlegen war, und die wenigen, aber wohlhabendsten und angesehensten deutschen, französischen und englischen Kaufleute des Orts sämmtlich gegen die Yankees Parthei nahmen, so wußten letztere doch so geschickt zu operiren, daß schon damals, im Februar 1852, bei der ersten Wahl die Hälfte des Magistrats aus Nordamerikanern bestand. Einige Monate später erklärten dann letztere drei Aldermen, nicht ferner mit den langsamen, unschlüssigen spanischen Beisitzern gemeinschaftlich regieren zu können, und bei einer nun stattfindenden Neuwahl des Magistrats wurde derselbe nur aus Nordamerikanern zusammengesetzt. Trotz der damals schon bestehenden Zerwürfnisse zwischen den Bewohnern von San-Juan und der Vanderbilt'schen Transit-Compagnie kamen freilich alle bei dieser Compagnie Angestellten und die nordamerikanischen Arbeiter derselben von ihrer Station an der anderen Seite der Hafenbucht herüber, um bei der Wahl für ihre Landsleute zu stimmen, während die Mehrzahl der angeseheneren Spanier und übrigen Fremden sich degoutirt vom Wahlkampfe fern hielten.

Wie die zum Selfgovernment reiferen Amerikaner aber mit

der Einrichtung der städtischen Behörden nach ihrem Sinne leicht fertig wurden und sich somit factisch zu Herren des Platzes machten, so ließen sie sich hinsichtlich der äußeren Politik, in ihrer Unwissenheit über die rechtliche und geschichtliche Sachlage, doch wiederum von den hier mit Erfolg intriguirenden Engländern und einigen der früheren Residenten gänzlich irre leiten. Anstatt sich nämlich einfach als nunmehr, nach Beseitigung des englischen Protectorates und der ganzen Mosquito-Farce, wiederum zur Republik Nicaragua gehörend zu erklären und sich unter einigen nothwendigen und für den Hafenplatz vortheilhaften Bedingungen diesem Staate, wenigstens der äußeren Form nach, anzuschließen, zog man es vor, sich ganz unabhängig von irgend einem Staate zu erklären, behielt aber doch vorläufig die mosquito-englische Flagge bei; letzteres offenbar nur als bestimmte Demonstration gegen Nicaragua, und als sehr überflüssige Courtoisie gegen den englischen Consul. — Uns amüsirte es besonders, daß in den Verhandlungen häufig mit Emphase auf die Hanseatic-Towns von Europa hingewiesen wurde, und mit sehr unklaren Begriffen über das eigentliche Verhältniß unserer Handelsrepubliken ein von allen Mächten der Erde, selbst von den Vereinigten Staaten unabhängiger, selbstständiger Freihafenplatz von San-Juan, von den weisen Diplomaten dort angestrebt wurde. Daß diese wunderlichen Ideen der zusammengewürfelten Einwohnerschaft von San-Juan nur zu neuen Verwickelungen und noch größerer Verwirrung der schon vorhandenen diplomatischen Zänkereien zwischen den Vereinigten Staaten, England und Nicaragua Veranlassung geben würden, war leicht vorauszusehen; dem gerade damals in seiner eben erlangten Regierungswürde sich gefallenden Common-Council des Orts wurde das Unsichere, Precaire seiner Stellung aber sehr bald durch eine Schaar durchpassirender Californier hinlänglich fühlbar gemacht.

Durch ein nur zu häufig vorkommendes Mißverständniß zwischen den Agenten, oder auch durch einen eben so gewöhnlichen Willküract des Capitäns veranlaßt, hatte das Dampfschiff »Northern-Light«, welches bei seiner ersten Fahrt von New-York nach San-Juan 1000 Personen gebracht hatte, wie erwähnt, sogleich nach Ausschiffen derselben den Hafen wieder verlassen, ohne die Passagiere

von der anderen Seite, deren Ankunft sich dieses Mal um einige Tage verzögert hatte, abzuwarten. Bald nach unserer Ankunft in San=Juan kamen dann diese, 400 bis 500 an der Zahl, nach und nach in kleinen Parthieen an, und waren gleich uns genöthigt, die Ankunft eines anderen Dampfbootes abzuwarten. Die Hotels des Orts füllten sich immer mehr mit Gästen, und in dem sonst ziemlich ruhigen San=Juan nahm immer mehr ein californisches wildes Leben und Treiben überhand.

Eine Anzahl der von San=Francisco durch das energische Einschreiten der dortigen Regulatoren und der schonungslosen Ausübung des Lynchlaw vertriebenen Gauner und Spieler hatten sich gerade damals nach dem Isthmus geflüchtet, um hier unter ziemlich gleich gesetzlosen Zuständen, als in Californien stattfanden, von Neuem ihr Spiel zu beginnen. Gewaltsame Beraubung der vereinzelt oder in kleineren Gesellschaften über den Isthmus heimziehenden Goldgräber und Errichtung von heimlichen oder, wo sie es den schwachen spanischen Behörden gegenüber wagen durften, von öffentlichen Spielhöllen nahm auf beiden Routen täglich überhand. Zwischen Panama und Chagres hatten sich bereits förmliche Räuberbanden in den Wäldern organisirt, und zwischen San=Juan del Sur und Virginbai waren jetzt auch einige der eben angelangten Californier zuerst von Wegelagerern in den Bergen ausgeplündert worden.

Auch in San=Juan trieben sich mehrere schon von Californien her übel berüchtigte, verdächtige Subjecte der Art umher, und das nächtliche Hazardspiel nahm bei dem gezwungenen Aufenthalt der zahlreichen rückkehrenden Californier in den schlechteren Wirthshäusern immer mehr überhand. Der bessere Theil der Einwohnerschaft des Platzes drang vergebens bei dem neuen Magistrat darauf, diesem Treiben bei Zeiten die gesetzlichen Mittel zur Abhülfe entgegenzustellen, um zu verhüten, daß San=Juan denselben schlechten Ruf erhalte wie die meisten der übrigen Stationsplätze der California=Routen. Der damalige Mayor sowohl (ein verdorbener Lawyer aus den Vereinigten Staaten), als einige der Aldermen waren aber vielmehr regelmäßige Theilnehmer der nächtlichen Spiel=Orgien und die besten Freunde der verschiedenen Bankhalter und Spieler

von Profession. Dazu kam noch der Umstand, daß auch die neue Polizei der Stadt hinsichtlich des unteren Beamtenpersonals in den schlechtesten Händen sich befand. Die aus Mosquito-Negern und anderen Farbigen zusammengesetzte frühere Polizeimannschaft des englischen Consuls war bei dem neuen Umschwung der Dinge natürlich weggejagt, und an deren Statt hatte der Common-Council sich eine schlecht bezahlte Polizei-Force aus liederlichem, wüstem, sich in San-Juan herumtreibendem Gesindel angeworben, unter denen sich sogar einige von den Bermudas (einer englischen Strafcolonie) entwichene bekannte Spitzbuben befanden.

Ein eben so frech ausgeübter, als der Summe nach bedeutender Diebstahl, der eines Abends in einem der größeren Hotels vorfiel, brachte, der begleitenden Umstände halber, eine große Aufregung unter sämmtlichen Californiern am Orte hervor. Ein französisches Ehepaar, ein Mr. L. und Frau (eben jenes amazonenhafte Frauenzimmer, das wir auf unserer Rückreise in San-Carlos getroffen), waren während der kurzen Zeit des gemeinschaftlichen Abendessens in den unteren Räumen des Hotels durch Erbrechung ihrer Koffer um 57,000 Dollars in Goldstaub, ihr ganzes in Californien erworbenes Vermögen, beraubt worden. Bei dem Herabspringen von der Veranda des Hauses war einer der Räuber von einem Burschen des Hotels erkannt worden, und bei der Beschränktheit des zugänglichen Terrains von San-Juan, zwischen dem undurchdringlichen Sumpfwalde auf der einen und dem Meere auf der anderen Seite, waren die drei Diebe schon eine Stunde nach verübter That wieder eingefangen; aber freilich ohne die verschiedenen Beutel mit Goldstaub, welche sie demnach entweder vergraben oder bei anderen Mitwissenden in Sicherheit gebracht haben mußten. Als es nun am anderen Morgen allgemein bekannt wurde, daß jene Diebe, ein Nordamerikaner und zwei Engländer, schon früher bestrafte Verbrecher und Spieler von Profession waren, der Mayor und der übrige Common-Council aber nur geringe Lust zu haben schienen, sich ernsthaft der Untersuchung anzunehmen, und von dem beraubten Californier öffentlich beschuldigt wurden, mit den Dieben unter einer Decke zu stecken, indem die letzteren nicht einmal in sicherem Gefängniß gehalten wurden, und die Gerichtsverhandlung ohne Grund

bis auf den Freitag (am Dienstag Abend war der Einbruch geschehen) hinausgeschoben werden sollte, — so wurde in einem öffentlichen Meeting sämmtlicher Californier sofort beschlossen, sich selbst Recht zu schaffen, und wenigstens die Behörden zu zwingen, die Diebe sogleich aufzuhängen. Ein Theil der Bewohner, indignirt über das allerdings sehr zweideutige, unkluge Benehmen ihres Stadtraths, schloß sich sogar den Californiern an, wogegen der Mayor mit seinem Anhange zwei alte Kanonen vor dem Wachthause aufstellen und mit Kartätschen laden ließ, und entschlossen schien, es auf das Aeußerste ankommen zu lassen. Da die 400 bis 500 Californier fast ohne Ausnahme mit Bowiemessern, Revolvers oder anderen Schießgewehren bewaffnet waren und, der verdächtigen schwachen Ortsbehörde gegenüber, vollkommen in ihrem Rechte zu sein glaubten, so würde es wahrscheinlich, aller Bemühungen der besonneneren Führer derselben ungeachtet, schon am Mittwoch zu blutigen Conflicten gekommen sein, wenn nicht zufälliger Weise gegen Mittag die nordamerikanische Dampffregatte »Saranac« im Hafen eingelaufen wäre, um die beiden kürzlich ernannten diplomatischen Agenten, Mr. Walsh und Mr. Wycke, zur Schlichtung der Grenzstreitigkeiten zwischen Costarica und Nicaragua hier an's Land zu setzen.

Die Behörden der Stadt sandten sogleich eine Deputation an den Befehlshaber des Kriegsschiffes, den Commodore Prendergast, ab, mit dem Gesuch, ihnen Beistand zu leisten gegen die unruhigen Californier, zum größten Theil aus Nordamerikanern bestehend, und der Bitte, so lange im Hafen zu bleiben, bis die Sache erledigt sei. Letzteres wurde denselben jedoch rund abgeschlagen, indem die Fregatte sogleich wieder segeln müsse; dagegen versprach der Commodore, in einigen Stunden selbst an's Land zu kommen, um den Versuch zu machen, die Streitigkeiten gütlich zu schlichten. In einer am Nachmittage gehaltenen öffentlichen Versammlung aller Einwohner und Californier auf dem großen Platze von San-Juan erschien dann auch C. Prendergast in Begleitung der übrigen Offiziere der Fregatte und des City-Councils, und die Angelegenheit wurde hier mit großer Ruhe verhandelt. Die Sprecher der Californier äußerten ganz unverhohlen ihren scheinbar sehr begründeten Verdacht

der Complicität des Mayors und einiger anderer Mitglieder des Common-Councils mit den Spielern und Dieben, die einen ihrer Gefährten um sein Vermögen gebracht hatten. Nach Anhörung aller dieser Beschuldigungen und der bestimmten Erklärung der versammelten Californier, daß sie jedenfalls durch sofortige Bestrafung der Verbrecher Genugthuung verlangten, erwiederte ihnen der würdige Commodore, ein ältlicher, sehr ruhiger Seemann, in einer kurzen Ansprache: daß er mit der ganzen Angelegenheit sich weder befassen könne noch wolle, sie aber als Landsleute davor warne, irgend welche Excesse gegen die Stadt zu begehen, und schließlich ihnen mittheilte, daß der City-Council ihm das Versprechen gegeben habe, der am Freitag Morgen vorzunehmenden gerichtlichen öffentlichen Verhandlung freien Lauf zu lassen, und dem erfolgenden Urtheilsspruche gemäß die Schuldigen zu bestrafen. — Eine Stunde nachher lief der »Saranac« bereits wieder aus dem Hafen aus. — Im Rathe der Californier wurde aber beschlossen, sich die Verzögerung der Gerichtssitzung bis zum Freitag gefallen zu lassen, und bis dahin nur selber die Ueberwachung der Gefangenen im offenen Stationhouse zu übernehmen, um zu verhindern, daß dieselben nicht heimlich zur See fortgeschafft würden.

Das Resultat der den ganzen Freitag dauernden Gerichtsverhandlungen, welche in durchaus angemessener Weise vor sich gingen, indem der City-Council sich als Gerichtshof constituirte, eine halb aus Einwohnern des Orts und halb aus Californiern bestehende Jury erwählt wurde, die gehörigen Advocaten fungirten u. s. w., konnte natürlich bei der vollständigen Ueberführung und dem zuletzt auch noch erfolgenden Geständnisse der Diebe kein anderes sein, als der Ausspruch des »Schuldig« von Seiten der Geschwornen und der Verurtheilung zum Galgen von Seiten des Richters. Am meisten kam es jedoch darauf an, die wahrscheinlichen Mitschuldigen und das gestohlene Gold durch die Verhöre aufzufinden, da das Verschwinden des letzteren ohne die Annahme geschickter oder ihrer Stellung nach geschützter Helfer vollkommen unerklärlich blieb. Nur einige Tausend Dollars waren im Besitz oder unter den Effecten der Diebe gefunden worden, und es war nicht einmal zu entscheiden, ob dieses Geld nicht noch von früheren

Diebstählen derselben Subjecte, welche sie geständlich zwischen Chagres und Panama verübt hatten, herrühre. Auch nachdem ihr Todesurtheil gesprochen, war kein Geständniß, wo das gestohlene Gold sich befinde, von ihnen herauszubringen.

Am äußersten westlichen Ende der Stadt, wo die neuen Straßen und Improvements aufhörten, war auf dem freien Strande zwischen dem Waldsaume und der Meeresbrandung während der Nacht eine geräumige, zehn Fuß hohe Platform, welcher sogar die gebräuchlichen Fallklappen oder Drops nicht fehlten, von Balken und Brettern aufgeschlagen, auf der sich das Galgengerüst mit den drei ominösen Schlingen erhob. Hierher wälzte sich langsam und schweigend um 11 Uhr Vormittags der wunderliche buntgemischte Schwarm aller Bewohner San-Juan's, um zum ersten Male, so lange der Ort bewohnt war, eine Execution nach der Sitte der Americanos del Norte vornehmen zu sehen. Der Mayor, Sheriff, die Aldermen und Jurymen schritten dem von sämmtlichen Polizeisoldaten escortirten Karren mit den drei von Kopf bis zu Füßen in weiß costümirten Verbrechern voran, und wurden ihrerseits wiederum von einigen Hunderten bewaffneter Californier eingeschlossen und überwacht. Die ganze Bewohnerschaft des Orts, von allen Geschlechtern, Altern und Farben, umlagerte schon das Galgengerüst in größeren Gruppen, möglichst unter den einzelnen Bäumen Schatten suchend, oder sich durch die mitgebrachten Regenschirme vor den brennenden Sonnenstrahlen schützend. Das Wetter war für San-Juan während der letzten Tage ungewöhnlich trocken gewesen, und der hier selten erscheinende völlig wolkenlose blaue Himmel, die in der Mittagshitze flimmernde ruhige Luft und die fast lautlose feierliche Stille unter den Tausenden von wunderlichen, zum Theil halbnackten, zum Theil abenteuerlich und räuberhaft costümirten wilden Gestalten, mit welcher der ganze Act vor sich ging, gaben dem Ganzen ein durchaus eigenthümliches, fremdartiges Gepräge.

Der Anstifter des Diebstahls und frechste der drei Gesellen wurde auch, nach den gewöhnlichen Präliminarien und bei gänzlicher anscheinender Gleichgültigkeit seinerseits, ohne Weiteres aufgehängt; über die beiden anderen erhoben sich aber wiederum neue

Verhandlungen zwischen dem würdigen Mayor und den auf das Gerüst hinauf gerufenen Anführern der Californier, während die beiden Verurtheilten schon mit der Schlinge um den Hals auf der unsicheren Fallklappe standen. Nach längerem Hin- und Herreden und als das umstehende Volk endlich anfing ungeduldig zu werden, erklärte dann der Mayor mit lauter Stimme, daß man aus verschiedenen Gründen, mit welchen die neben ihm stehenden Herren einverstanden seien, sich dahin entschieden habe, den beiden anderen Gefangenen das Leben zu schenken, dieselben aber als Strafe für den begangenen Diebstahl jeder fünfzig Hiebe und das Brandmark eines Galgens in der rechten Hand erhalten sollten, mit der Verwarnung, daß, wenn sie sich je wieder in San-Juan blicken ließen, sie unfehlbar gehängt würden. — Da die selbstgewählten Anführer der Californier diesem zustimmten, so wurde auch unter dem ganzen Haufen kein Laut des Widerspruchs hörbar, und die beiden für dieses Mal mit der Todesfurcht davongekommenen Schufte wurden eben so ruhig und auf dieselbe Art, wie sie hergebracht, wieder nach dem Gefängniß zurückgeführt. Am anderen Tage erlitten sie dann die ihnen zuerkannte Strafe, und da der englische Mail-Steamer gerade abfahren wollte, so ließ der Capitän desselben, in Berücksichtigung ihrer Nationalität als Engländer, sich dazu bewegen, dieselben mitzunehmen, um sie in Chagres an's Land zu setzen, wo sie zweifelsohne sogleich wieder ihr altes Handwerk von Neuem begonnen haben.

Das gute Vernehmen zwischen den Californiern und den Ortsbehörden war somit wieder hergestellt, aber die Mehrzahl der ersteren haben einige Tage später doch die feste Ueberzeugung mit sich fortgenommen, daß letztere recht gut wissen werden, späterhin das nicht wieder zum Vorschein gekommene gestohlene Gold aufzufinden und wenigstens zum Theil sich zuzueignen. Außer der ernsthaften Mahnung an einige der verdächtigen Persönlichkeiten, welche sich in San-Juan unverdientes Ansehen zu verschaffen gewußt, hatte die ganze Begebenheit noch den Vortheil für den Ort, eine Vereinigung der besseren, wohlhabenderen, aber bisher allzu indolent sich verhaltenden Einwohner zu veranlassen, um nach dem Vorbilde San-Francisco's eine Gesellschaft von Regulatoren zu bilden, um sowohl die Spieler

und Diebe fern zu halten, als auch die eigenen Behörden etwas zu überwachen.

Spätere, im Anfange dieses Jahres eingetretene Ereignisse, namentlich die erneuten Streitigkeiten des Magistrats von San-Juan mit der Vanderbilt'schen Compagnie, wegen des Depots oder der Station dieser Gesellschaft auf der Punta-Arenas auf der anderen Seite der Hafenbucht, und die hierdurch herbeigeführte Einmischung der nordamerikanischen Kriegsschiffe zu Gunsten jener Compagnie haben die Unhaltbarkeit der jetzigen politischen Zustände dieses Hafenplatzes noch deutlicher an den Tag gelegt; und geordnetere, bleibendere Zustände werden auch hier wohl erst dann zu hoffen sein, wenn der Hafenort nicht nur de jure, sondern auch de facto wieder als zum Freistaate Nicaragua gehörend betrachtet werden kann.

Als wir im Sommer 1852 diesen Ort und somit Central-Amerika verließen, um über die Vereinigten Staaten wieder nach Europa zurückzukehren, war jedoch noch wenig Aussicht vorhanden, daß Nicaragua durch eigene Anstrengungen wieder in den Besitz seines wichtigsten Hafens am Ausflusse des San-Juan-Stromes schon in nächster Zukunft gelangen würde; und alle Blicke und Hoffnungen der einsichtigeren Bürger dieser kleinen, aber einer bedeutenderen Zukunft gewissen Republik waren gerade damals, am Vorabende des Regierungswechsels in Washington, wiederum nur auf die mächtige nordische Union gerichtet. In wie weit diese Hoffnungen auf eine bald eintretende kräftigere und entschiedenere Haltung der auswärtigen Politik des neuen, seitdem an's Ruder gelangten Gouvernements in Washington, in besonderer Beziehung auf die Freistaaten Centro-Amerika's, sich realisiren werden, muß sich höchst wahrscheinlich in nächster Zukunft schon entscheiden.

VII.

Die deutsche Auswanderung nach Nicaragua.

Sofern es dem Verfasser gelungen sein sollte, in vorliegenden Blättern dem Leser in der nordischen Heimath die wunderlichen Zustände jener heißen Landstriche und der gegenwärtigen gemischten Bevölkerung derselben insoweit in Umrissen zu schildern, als dieses überall durch wörtliche Beschreibung und Darstellung nur thunlich ist, so werden einige Schlußbemerkungen über die Auswanderungsfrage in Beziehung auf diesen Theil Amerika's, wenn man will, als Nutzanwendung des Beigebrachten, hier am richtigen Orte sein. Die Augen vieler Auswanderungslustigen sind auch von Deutschland aus in jüngster Zeit gerade auf diese zwischen dem nördlichen Wendekreise und dem Aequator gelegenen Länder Amerika's gerichtet, und bei den sich häufig geradezu widersprechenden Berichten und der Verworrenheit der verschiedenen Ansichten über die Thunlichkeit der Ansiedelung innerhalb der heißen Zonen, wird ein jeder Beitrag zur wünschenswerthen besseren Aufklärung des betheiligten Publicums, und einige, wenigstens auf persönliche Erfahrung sich gründende allgemeine Betrachtungen über die ganze fragliche Angelegenheit als hinreichend motivirt erscheinen.

Betrachtet man die deutsche Auswanderung, wie sich dieselbe thatsächlich in den letzten Jahren gestaltet und ausgedehnt hat, — ohne uns hier weiter auf die wichtigen sich indirect daran knüpfenden volkswirthschaftlichen Fragen und Bedenken einlassen zu wollen, — und um nur bei dem wichtigsten Welttheile, bei Amerika, stehen zu bleiben, so zeigt die Erfahrung der letzten fünf Jahre, wie eine

von Jahr zu Jahr zunehmende Auswanderung zugleich begonnen hat, sich über alle anderen Theile der neuen Welt zu verbreiten, während dieselbe früherhin sich fast nur auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika beschränkte. Zwar sind schon früher auch wohl vereinzelte Versuche zur deutschen Colonisation in Brasilien, in Venezuela, in Mexico und an den atlantischen Küstenstrichen von Central-Amerika unternommen worden, welche meist sehr bald wieder aufgegebenen oder mißlungenen durch Privat-Speculation veranlaßten Versuche jedoch wenig oder gar nichts mit der spontanen Auswanderung des deutschen Volkes im Großen zu schaffen hatten. Selbst die theuer erkauften Erfahrungen, die man in einzelnen Fällen gemacht, aber nie mit einiger Ausdauer und Consequenz verfolgt hat, sind fast alle unbeachtet und unbenutzt wieder verloren gegangen. So konnte es fast nicht anders geschehen, als daß alle diese früheren, nach dem intertropischen Theil Amerika's unternommenen, einzelnen Expeditionen behufs Colonisation oder Ansiedelung von Nordländern unter jenen heißen Himmelsstrichen immer von Neuem wieder an der Gewissenlosigkeit oder dem unkundigen Leichtsinn, mit welchen dieselben, in Beziehung auf Klima und hieraus entspringende ganz verschiedene Beschaffenheit der einzelnen Localitäten, noch stets unternommen wurden, unfehlbar scheitern mußten. Seitdem nun aber, durch Erleichterung und Vermehrung der Communication auch mit den mittleren und südlichen Theilen des neuen Continents, durch die nach und nach erhaltene, auch dem Volke zugänglicher gewordene Kunde über jene Länder und durch andere heimathliche Ursachen veranlaßt, auch die große Masse der deutschen Auswanderung ihre Blicke auf alle Theile der neuen Welt freiwillig richtet, wenn es sich um die Wahl eines bestimmten Landes zur Ansiedelung handelt, seitdem, d. h. besonders seit dem verhängnißvollen Jahre 1848, haben sich die hierauf bezüglichen Verhältnisse mannigfach verändert und neu combinirt.

Gleichzeitig mit der wachsenden Zunahme der deutschen Auswanderung hat dieselbe auch qualitativ einen durchaus vom früheren verschiedenen Charakter angenommen. Waren es in den frühesten Zeiten der beginnenden massenweisen Emigration nach Amerika fast nur Bauern und Tagelöhner aus dem südlichen Deutschland, die

ihre physischen Arbeitskräfte der neuen Welt zuführten, zu denen sich dann später auch in größerer Anzahl die Handwerker und das handeltreibende Publicum gesellten, so haben eigentlich erst seit 1848 auch die gebildeteren wohlhabenderen Stände, und zwar nicht nur Süddeutschlands, sondern auch des früher wenig an Auswanderungslust leidenden Norddeutschlands, sich numerisch überwiegend an der allgemeinen Emigration nach dem Welttheile der Zukunft betheiligt. Daß schon durch diesen Umstand, namentlich durch die größeren Ansprüche und selbständigeres Urtheil, welche bei höherer Bildung und dem Besitz von pecuniären Mitteln bei der allgemeinen Frage nunmehr zur Geltung gelangen, zugleich ein weiterer Gesichtskreis und freiere Bewegung für diese neuhinzukommende Classe von Auswanderern gewonnen werden mußten, ist einleuchtend genug.

Während noch vor 15 Jahren der ganze Zug der massenhaften europäischen Auswanderung fast ausschließlich nur den nördlicheren der Vereinigten Staaten sich zuwandte, um hier unter ungefähr gleichen klimatischen Bedingungen, wie die des verlassenen Vaterlandes waren, Ackerbau zu treiben, an Canälen und Eisenbahnen zu arbeiten, oder die mechanisch arbeitenden Classen der großen Städte zu vermehren, wurde erst mit dem Hinzutritt von Texas der deutschen Auswanderung auch der Süden der Union als lohnendes Feld für den Anbau der schon dem Wendekreise nahe gelegenen, fruchtbaren Prairien dieses neuen Staates eröffnet. Die erwähnten verunglückten Colonisationsversuche der Franzosen, Belgier, Engländer und Deutschen an den verschiedenen Punkten der atlantischen Küsten Mittel-Amerika's hatten nicht nur zeitweilig in Europa auch diese Länder dem auswanderungslustigen Publicum, freilich in sehr falschem Lichte, vorgespiegelt, sondern auch durch die zersprengten Ueberreste der Colonien jenen Ländern die ersten vereinzelten europäischen Ansiedler zugeführt, und somit die erste Brücke geschlagen zur geistigen Verbindung dieser Landstriche mit der allgemeinen Auswanderungsfrage. Völlig in den Bereich der modernen Civilisation und des nordamerikanischen Fortschrittes wurde ganz Central-Amerika jedoch erst hineingezogen durch den Krieg der Vereinigten Staaten gegen Mexico und die Annexation Californiens, des neuen Goldlandes, und die Identificirung desselben mit der mächtigen nor-

dischen Union. Die hierdurch herbeigeführte und wohl zu verschiebende, aber nicht zu umgehende Nothwendigkeit des engen Anschlusses, der politischen Conföderation, oder der Annexation — mag man es nun nennen wie man will — von ganz Central-Amerika bis zum Golf von Darien an die Republik der Vereinigten Staaten wäre aber schon allein hinreichend, um diesem bisher ziemlich vernachlässigten, eigenthümlich gestalteten Theile des großen Ganzen der neuen Welt eine wichtige Stelle in der kommenden Weltgeschichte zu sichern. — Die deutsche Auswanderung, durch die geahnte Wichtigkeit dieser Länder instinctartig eben so angezogen, sich auch in diesen, schon südlich vom Wendekreise und dem Aequator nahe gelegenen, heißen Zonen zu versuchen, als durch falsche Berichte, Unkunde und von den ungeordneten Uebergangszuständen abgestoßen, ist erst im Beginn, sich in größeren Schaaren hierher zu wenden; und vorläufig sind es besonders einige neuere, hoffentlich verständiger als die früheren unternommene Colonisationsversuche, welche das Interesse des großen deutschen, direct oder indirect bei der Auswanderungsfrage betheiligten Publicums in Anspruch nehmen.

Die sämmtlichen früheren, eben so unpraktisch begonnenen, als ungeschickt ausgeführten Colonisations-Versuche in diesen Ländern, welche, nachdem sie eine größere oder kleinere Anzahl unwissender hülfloser Emigranten, meist durch falsche Vorspiegelungen, angelockt hatten, dieselben später bei dem leichtsinnigen Wiederaufgeben des Unternehmens gewissenlos sich selbst überließen, haben das Meiste dazu beigetragen, um durch falsche Schlußfolgerungen von einzelnen Localitäten auf die Länder im Allgemeinen alle deutsche Ansiedelung in jenen Gegenden in ganz unverdienten Verruf zu bringen. Erst in neuester Zeit, seit 1849, ist bei etwas besserer Kunde und durch die vorstehend schon erwähnten Umstände veranlaßt, wiederum ein Umschwung in der öffentlichen Meinung eingetreten, und es hatte kürzlich sogar einmal den Anschein, als sollten durch den etwas unverständigen Enthusiasmus gewisser Colonisations-Vereine nun plötzlich die Ansichten über jene Länder in das entgegengesetzte Extrem umschlagen, und an die Stelle des früheren unbedingten Verdammungsurtheils nunmehr die übertriebensten sanguinischen Hoffnungen und Erwartungen des Gelingens treten.

Die Ursachen des Mißlingens der meisten früheren Colonisations-Unternehmungen innerhalb der heißen Zonen Amerika's sind wahrlich in ganz anderen Umständen, sowohl diesseits als jenseits nachtheilig einwirkend, zu suchen, als in der Ungeeigentheit des Landes und den Gefahren des Klimas, denen gewöhnlich allein oder doch hauptsächlich die Schuld zugeschoben wird. Auf diese unerfreuliche Seite der Frage näher einzugehen, ist jedoch hier nicht der Ort, indem es uns hier nur um die Erörterung der ganz allgemeinen Frage: der Thunlichkeit der Ansiedelung von deutschen oder europäischen Auswanderern in den Tropen und Aequatorial-Ländern Amerika's, ankommt, möge diese Ansiedelung nun vereinzelt oder in geschlossenen Colonien stattfinden. Um jedoch beiläufig auch hier einem anderen vielfach verbreiteten Vorurtheile und einem oft gehörten Verdammungs-Urtheile a priori gegen alle derartige von Deutschland aus unternommenen oder versuchten Colonisations-Projecte entgegenzutreten, so scheinen uns diese, nach der Mehrzahl der verunglückten Versuche freilich ziemlich erklärlichen, vorgefaßten Meinungen gegen die Sache selbst doch ungerecht zu sein und auf einem Mißverständnisse der in Frage kommenden Zustände zu beruhen.

Betrachtet man die deutsche Auswanderung nach ganz Amerika im Großen unter den beiden verschiedenen Bedingungen: der vereinzelten Uebersiedelung und der geschlossenen Colonisation — mögen letzterer nun actien-speculative, socialistische oder religiöse Motive zu Grunde liegen, oder möge erstere aus einzelnen oder mehreren vereinigten Familien bestehen —, so liegen für die verschiedenen Staaten, Länder und Himmelsstriche dieses Welttheils so durchaus verschiedene Verhältnisse und Zustände vor, daß man schon durch das nicht gehörige Auseinanderhalten und Unterscheiden derselben zu den falschesten Schlußfolgerungen sich hat hinreißen lassen. In einem freien geordneten Staate, mit hinreichenden gesetzlichen Garantien für Sicherheit des erworbenen Besitzes auch für den Einzelnen, kann heut zu Tage überhaupt von keiner anderen, als der freien unmittelbaren Ansiedelung der Einwanderer vernünftiger Weise die Rede sein, indem es hier gar keiner fremden Vermittelung zwischen dem Auswanderer, selbst dem ärmsten und hülf-

losesten und der neuen Heimath und deren für diesen Fall wohl berechneten Institutionen bedarf. Die auch hier wohl vorkommenden Ausnahmefälle der experimentirenden, religiösen oder communistischen geschlossenen Colonien, wo der Einzelne sich für die Zwecke der Gesellschaft seiner Freiheit zum Theil wieder begiebt, werden stets nur zu den ephemeren, bei der allgemeinen Frage nicht weiter in Betracht kommenden Erscheinungen zu rechnen sein. Nur durch die, unter dem Schutze vernünftiger freier Institutionen, und begünstigt durch die eben so einfache wie zweckmäßige Einrichtung des Verkaufs der Staatsländereien ungehindert stattfindende vereinzelte Ansiedelung, die sich später freiwillig zur Gemeinde vereinigt und in den größeren Bezirken der Townships und Countys zuletzt den Staat constituirt und sich der Union anschließt, sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika geworden was sie sind. Auch sind in diesem Lande von jeher alle Versuche, unter dem Vorgeben von rascherer Colonisation eine hier ganz überflüssige Form zwischen den Staat und den einzelnen Ansiedler und dessen freie ungehinderte Bewegung zu schieben, noch immer total mißglückt. — Ganz dasselbe, was für Nordamerika gilt, würde auch auf die größeren Staaten der gemäßigteren Zonen Südamerika's Anwendung finden, auf Buenos-Ayres und Chile z. B., wenn diese Staaten sich nicht gegenwärtig noch in zu ungeordneten, wenig gesicherten politischen Zuständen befänden.

Ganz anders als bei den politisch vollkommneren, vernünftigen Zuständen des unter gemäßigtem Klima liegenden Nordamerika's gestaltet sich dagegen die Frage in ihrer Anwendung auf die erst im politischen Bildungsproceß begriffenen Staaten und die den Einflüssen eines heißen Klimas unterliegenden Länder des mittleren Amerika's. Hier, wo es ganz anderen, ungewohnten Kampf gilt, mit der durch ihren Reichthum und ihre Ueppigkeit den Menschen fast erdrückenden und gefangen haltenden Natur und mit dem, in ungestörter, naturzuständlicher Einwirkung auf die vegetabilische und animalische Welt, gefährlichen Klima, kommen allein schon aus diesen Gründen ganz andere Rücksichten und Bedingungen in Betracht. Bei politisch ungeordneten Zuständen wird es ferner der zeitweiligen, wechselnden Regierung durch ihre Schwäche, selbst bei dem

besten Willen oft unmöglich werden, den einzelnen Ansiedlern den nöthigen gesetzlichen Schutz und die Sicherheit des Besitzes zu gewähren, ohne welche das erworbene oder selbst das geschenkte Land wenig Werth hat. — Hier wird darum auch eine enger geschlossene Vereinigung von Kräften zur Erreichung eines gemeinsamen Zweckes, eine schützende Vermittelung zwischen den Ansiedlern und dem Staate und somit eine, wenn auch auf auswärtige Speculation unternommene, aber verständig betriebene, wohlüberlegte Colonisation mit fest bestimmten, gewissermaßen den Einzelnen in seiner freien Bewegung beschränkenden, ihm aber dagegen hinreichenden Schutz gewährenden Einrichtungen vollkommen, an ihrem Platze sein.

Wenn dann der ausgesprochene Wunsch der einzelnen umsichtigeren Regierungen der zuerst nur in dieser Form auf europäische Ansiedelung rechnen dürfenden Länder, zu welchen sämmtliche zwischen den beiden Wendekreisen liegende Staaten Amerika's zu zählen sind, noch hinzukommt, um entweder einzelne Empressarios oder in Europa gebildete Compagnien zu dergleichen Colonisations-Unternehmungen zu veranlassen, — und wenn man bedenkt, daß bereits seit zwanzig Jahren nicht nur der Wunsch aller oder doch der meisten jener Staaten dahin gegangen, europäische Ansiedler anzuziehen, sondern auch wiederholte größere und kleinere Colonisationsversuche in diesem Sinne gemacht worden sind, so ist es allerdings sehr auffallend, wie geringe Resultate in jeder Beziehung bisher noch nur erreicht worden sind. Daß die bei Weitem überwiegende Anzahl der verschiedenen Unternehmungen der Art nach jenen Ländern Amerika's jedoch fast allein an dem Leichtsinn und der Unbekanntschaft mit den zu colonisirenden Landstrichen, an den schreienden Mängeln und Mißgriffen der Verwaltung und an der Gewissenlosigkeit der dortigen Regierungen oder den politischen Zufälligkeiten gescheitert sind, steht aber eben so fest, als daß einige der in neuester Zeit auf besonnenere, verständigere Weise betriebene Colonisationsversuche bereits zu besseren Hoffnungen für die Zukunft berechtigen dürfen.

Die natürlichen Hindernisse, Schwierigkeiten und Gefahren, die sich einer jeden Ansiedlung der Bewohner der gemäßigten Zonen in den heißen intertropischen Ländern entgegenstellen, sind nun aber an und für sich weder so bedeutend, als sie bisher von den Gegnern

der bezüglichen Auswanderung gewöhnlich geschildert werden, noch auch, wo sie wirklich augenblicklich vorhanden, darum als nothwendig bleibend und als unabänderliche Uebelstände zu betrachten. Durch Lichtung der Wälder, Austrocknung der Sümpfe, Regulirung der fließenden Gewässer, gehörige Abwässerung der Ländereien, durch Anbau und Cultur des Bodens u. s. w., mit einem Worte durch Umschaffung der Wildniß oder der unwirthbaren Küste in eine angebaute und bewohnte Landschaft, läßt sich nicht nur fast jede Localität, die im Naturzustande für den Aufenthalt des Menschen verderblich ist, in einen relativ gesunden Wohnort umwandeln, sondern in gewissem Sinne sogar das Klima einer Gegend sich verbessern. Daß bisher noch so wenig in dieser Beziehung für jene bevorzugten Länder geschehen, liegt einzig und allein an der Menschenrace, die, mit geringen Ausnahmen, nur jene Gegenden bewohnt hat, und an den traurigen politischen und socialen Zuständen, unter denen seit den letzten 300 Jahren die hinübergebrachte europäische Civilisation sich dort nur hat bewegen können. Der kräftigeren, politisch gebildeteren und unternehmenderen anglo-sächsischen Race allein wird es gelingen, mit Hülfe des Fortschrittes der Wissenschaften und der neuen Erfindungen auf dem Gebiete derselben auch diese schönen Länder und den ganzen Reichthum ihrer entwickelteren Productionskraft mit in den Bereich der modernen Civilisation hineinzuziehen. Diese schon für die nächste Zukunft der speciell in Rede stehenden Länder geltende Annahme muß jedem von den Bewegungen der Zeit und den Zuständen jener Länder nur oberflächlich Notiz nehmenden Beobachter so richtig und unabweisbar erscheinen, daß es sich eigentlich gar nicht mehr um die von der neuesten Geschichte bereits entschiedene allgemeine Frage über die Thunlichkeit und Ausführbarkeit der Ansiedelung von Nordländern in den Tropengegenden Amerika's handelt, sondern vielmehr nur noch speciell um die dabei zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln und die richtige Wahl zwischen den von einander oft so verschiedenen, wenn auch nahe bei einander gelegenen Oertlichkeiten.

Die übertriebenen Anpreisungen jener Länder von Seiten einiger deutschen Colonisations-Enthusiasten, welche in ihrer Unkunde der Verhältnisse und Zustände, unter denen sich jene heißen Landstriche

Amerika's gegenwärtig leider noch befinden, es für eine leichte Aufgabe hielten, vom grünen Tische in Deutschland aus dieselben beliebig zu colonisiren, haben in neuester Zeit der ganzen fraglichen Angelegenheit vielleicht noch mehr geschadet als alle unbedingten, eben so unverständigen Verwerfungs-Urtheile von der anderen Seite. Anstatt zwischen den verschiedenen Oertlichkeiten gehörig und bestimmt zu unterscheiden, was nirgends nothwendiger ist als hier, wurde z. B. die, allgemein angewandt, ganz falsche Behauptung aufgestellt, daß man nur auf die Berge und die oft gar nicht einmal vorhandenen Hochebenen zu steigen brauche, um ein vollkommen gesundes, paradiesisches Klima zu finden. Anstatt sich da, wo es auf bestimmte Länder oder Staaten ankam, die man plötzlich colonisiren wollte, sich vor Allem möglichst genaue Terrainkenntniß zu verschaffen, wurden auf notorisch falschen Karten des Landes sogar schon die Oertlichkeiten bezeichnet, wo die Colonien angelegt werden sollten. Anstatt endlich die Vorzüge und Nachtheile, welche diese Länder dem neuen Ansiedler darbieten, gewissenhaft gegen einander zu stellen, um hierdurch zu einem sicheren Urtheile über die Frage zu gelangen, wurden nur die Lichtseiten möglichst grell hervorgehoben und die nirgends fehlenden Schattenpartien geflissentlich mit Stillschweigen übergangen. Da sich denn auch Leichtgläubige genug fanden, die, verlockt durch diese Schilderungen, ohne weitere Ueberlegung und mit den übertriebensten Erwartungen nach diesem angeblichen irdischen Paradiese hineilten, so konnte der Rückschlag nicht ausbleiben, und möchte es jetzt schwierig sein, zu entscheiden, auf welcher Seite die größte Uebertreibung und falsche Darstellung zu suchen, ob bei jenen in Illusionen über das ihnen unbekannte Land befangenen Enthusiasten, oder bei diesen enttäuschten, für alle Vorzüge des Landes blinden, nur die unvermeidlichen Uebelstände in den schwärzesten Farben darstellenden, ersten deutschen unbemittelten Auswanderern nach Central-Amerika.

Wir wollen es nun in Folgendem versuchen, eine etwas richtigere, unparteiische und wenigstens der eigenen Erfahrung entnommene Ansicht über diese für das deutsche auswanderungslustige Publicum nicht unwichtige Angelegenheit, in besonderer Beziehung auf Nicaragua, aufzustellen; da jedenfalls, wenn überhaupt von

Central-Amerika in dieser Beziehung die Rede sein soll, dieser Staat seiner Lage und natürlichen Beschaffenheit nach zuerst in Betracht kommen muß.

Dem Klima, mit seinen Beschwerden und Gefahren nach der einen Seite hin, sowie mit seinen Annehmlichkeiten und Vorzügen in anderer Hinsicht, in seiner allgemeinen Einwirkung auf die Bewohner der heißen Zonen, ist wohl mit Recht der erste Platz einzuräumen. Außer den allgemeinen bleibenden Einflüssen desselben auf die permanente Bevölkerung kommt bei der Frage der Ansiedelung von früheren Bewohnern der kälteren Zonen noch besonders die nothwendige Acclimatisirung dieser in Betracht. Um bei letzterer vorerst stehen zu bleiben, so fehlt es natürlich bisher noch sehr an hierüber angestellter praktischer Erfahrung, welche doch in letzter Instanz nur darüber entscheiden kann. Obgleich in den verschiedenen Städten des Landes schon seit den letzten zwanzig Jahren sich einzelne Engländer, Nordamerikaner, Franzosen und Deutsche permanent aufgehalten haben, so können diese einzelnen Fälle doch nicht viel für oder wider entscheiden, und namentlich nicht über die ganz verschiedene Art von Acclimatisirung, welche ackerbautreibende Ansiedler oder Colonisten im Inneren zu überstehen haben würden. Dazu kommt noch der Umstand, daß erst während der letzten beiden Jahre wissenschaftlich gebildete Aerzte von Europa sich zeitweilig in den Städten Nicaragua's aufgehalten haben, und über den Gesundheitszustand der Bevölkerung und die klimatischen Einflüsse auf die verschiedenen Krankheitsformen einige Erfahrungen zu sammeln im Stande gewesen sind. Nach den bisher angestellten ärztlichen Beobachtungen darf man annehmen, daß der gewöhnlich das erste Jahr des Aufenthalts dauernde Acclimatisirungs-Proceß in allen gewöhnlichen Fällen und bei einiger Vorsicht nicht allein ohne Lebensgefahr, sondern auch in den meisten Fällen ohne irgend gefährliche Krankheitserscheinungen überstanden wird. Individuen in vorgerückterem Lebensalter acclimatisiren sich überall schwieriger als jüngere Personen; aber auch letzteren ist große Vorsicht während dieses ersten Jahres anzuempfehlen. Vermeidung aller zu anstren-

genden körperlichen Arbeit, aller Excesse und heftigen Gemüthsaufregungen, Mäßigkeit im Essen und Trinken, angemessene Diät und körperliche Reinlichkeit werden auch den schwächeren Constitutionen ohne alle Gefahr und ohne andere körperliche Leiden, als kleine vorübergehende Hautausschläge und ähnliche Unbequemlichkeiten, über diese Periode leicht hinweghelfen, welche man überstehen muß, um später allen Annehmlichkeiten und Genüssen des heißen Klimas sich unbesorgt hingeben zu können. Den Jahreslauf der regelmäßig wechselnden Witterung haben wir weiter oben bereits beschrieben, und sind es besonders die kurzen Uebergangszeiten aus der trockenen in die nasse Saison und vice versa, in denen der unruhigere Zustand der Atmosphäre und die rascheren Temperaturwechsel auf das noch nicht acclimatisirte Hautsystem des Fremden im Lande leichter nachtheilig einwirken. Auch während der ganzen nassen Jahreszeit, vom Juni bis October, ist in der ersten Zeit des Aufenthalts dem Nordländer größere Vorsicht anzurathen, namentlich hinsichtlich der Bekleidung und Bedeckung des Nachts, als während der durchaus gesunden sechs Monate der trockenen Saison vom November bis Mai.

Auf die kleineren klimatischen Verschiedenheiten, die selbst im Inneren von Nicaragua noch vorkommen, je nach verschiedener Oertlichkeit, ist gleichfalls weiter oben bereits ausführlicher hingewiesen, und auf die Wahl der Localität kommt allerdings Vieles an. Das Innere des Landes ist unbedingt für jetzt noch allein, nicht nur zur Ansiedelung, sondern auch zur Acclimatisirung, als erster Aufenthalt zu empfehlen. Die atlantischen Küsten, das untere Flußthal des San-Juan, die Ostabfälle der Cordillere, sowie die meisten der Küstenstriche des stillen Oceans sind nicht nur für den Fremden als längerer Aufenthalt gefährlich, sondern werden in ihrem wilden unwirthbaren Zustande sogar von den Eingeborenen gemieden. Ob späterhin Anbau, Cultur und zunehmende Bevölkerung auch diese Theile bewohnbarer machen werden, wie solches allerdings anzunehmen und bei San-Juan del Norte sich zuerst praktisch ausweisen wird, muß der Zukunft überlassen bleiben. Innerhalb des großen inneren Beckens von Nicaragua selbst sind vorerst alle eigentlichen während der nassen Jahreszeit überschwemmten

Niederungen, sumpfigen Thäler und überhaupt die Nähe stagnirender Gewässer noch zu vermeiden. Die in einiger Erhebung über den Spiegel des Sees (der selber schon 128 Fuß über dem Meeres-niveau) liegenden Ländereien, sowie besonders die sanfter ansteigenden Berghänge und die sich nach dem Kamme der Gebirgsrücken hinaufziehenden Thäler sind ohne Frage hier als die gesundesten Localitäten zu betrachten.

Unter Voraussetzung einer richtigen Wahl hinsichtlich der örtlichen Niederlassung und der Beobachtung der nöthigen Vorsichtsmaßregeln während der Acclimatisirung darf man schon jetzt mit gutem Gewissen behaupten, daß in rein klimatischer Beziehung der Ansiedelung deutscher Colonisten oder, um allgemeiner zu reden, der Auswanderer aus den gemäßigteren und kälteren Zonen im Inneren von Nicaragua und deren hier vorzunehmenden Bodencultur-Arbeiten sich weder größere Gefahren noch Bedenken entgegenstellen können, als solche überall mit der Urbarmachung und ersten Cultur wilder, im völligen Naturzustande bisher befindlicher Landstriche verbunden sein werden. Wer sich aber einbilden wollte, daß die ersten Ansiedelungen und Urbarmachungen der Wälder und Prairien im Westen der Vereinigten Staaten, von Texas bis hinauf zum Lake Superior, mit weniger Gefahren für die Gesundheit der Ansiedler und mit weniger Beschwerde für die arbeitenden Kräfte verbunden wären, als in den heißesten Zonen, der ist in großem Irrthum befangen. Wer Gelegenheit gehabt hat, Vergleichungen an Ort und Stelle zu machen, wer sich etwas genauer das Leben der eigentlichen Hinterwäldler und ersten Ansiedler im Westen Nordamerika's (und nur von diesen kann hier vergleichungsweise die Rede sein) angesehen hat, als die Mehrzahl der oberflächlichen Touristen dieses zu thun pflegen, — wer einen richtigen Begriff davon hat, welchen Krankheiten, Gefahren und welcher mühseligsten, aufreibenden Arbeit diese Ansiedler in den Urwäldern der gemäßigten Zonen nothwendig ausgesetzt sind, — der wird uns vollkommen Recht geben, wenn wir hier die Behauptung aufstellen, daß, abgesehen von allen anderen Hindernissen und Bedenken, die sich gegenwärtig noch in den meisten Tropenländern Amerika's der Ansiedelung entgegenstellen, in alleiniger Beziehung auf Klima und Bodenbeschaffenheit, die bedingenden Zustände für

Colonisirung in ganz Central-Amerika, vom Isthmus von Panama bis zu dem von Tehuantepec, nicht nur günstiger sind, als in irgend einem anderen, unter gleichen Breitengraden gelegenen Landstriche, sondern auch für die Colonen selbst die Urbarmachung hier mit weniger Schwierigkeiten und Gefahren verbunden ist, als in den nördlicheren Breiten.

Diese ersten und schwierigsten Arbeiten einer jeden neuen Ansiedlung, an welchen aber freilich schon wiederholt dergleichen mit zu wenig Ausdauer verfolgte Unternehmungen wieder gescheitert sind, können überhaupt nur als die unvermeidlichen, aller Orten Opfer an Gesundheit und Menschenleben erheischenden Uebergangsperioden zu späteren besseren und günstigeren, bleibenderen Zuständen betrachtet werden, und nur letztere können für die Entscheidung der eigentlichen Frage in Betracht kommen. Erst nachdem die Wälder, Berge oder Savannen, aus dem früheren wilden Naturzustande, wenigstens in den Hauptsachen herausgebracht und, durch Bodencultur und die nothwendigsten Anlagen, zum wohnlichen Aufenthalte umgeschaffen sind — mag dieses nun im Kleinen durch vereinzelte Ansiedlung oder gleich im Großen durch geschlossene Colonisation rascher und vollständiger geschehen sein —, kann von der stattfindenden, bleibenden Einwirkung des Klimas auf die Bewohner und Bebauer des Bodens vergleichungsweise mit anderen Ländern erst füglich die Rede sein. Denkt man sich daher für eine derartige Colonie oder Ansiedlung diese erste und allerdings schwierigste Einrichtungs-Periode überstanden — welche beschwerliche Vorbereitungs-Arbeiten bei geschlossenen Colonien durch eigene, vorher zum Lichten der Wälder, Errichtung der ersten Gebäude, Anlage der Wege u. s. w. ausgesandte Arbeiter-Expeditionen, oder für einzelne bemittelte Ansiedler durch die im Lande vorhandenen Arbeitskräfte beschafft werden können —, so wird dann auch erst von der richtigen Abwägung der bleibenden, das tägliche Leben und Treiben der Bevölkerung regelmäßig berührenden Vorzüge und Nachtheile des bestimmten Klimas zu reden und die Vergleichung mit den ähnlichen Eigenschaften anderer Klimate mit einiger Sicherheit anzustellen sein. Die mehr ländlichen als städtischen Anlagen der, sich schon jetzt fast ausschließlich mit Landbau beschäftigenden, kleineren india-

nischen Pueblos, namentlich im westlichen und südlichen Departement, sowie einige der größeren, regelmäßiger bewirthschafteten Haciendan, auf denen gleichzeitig die Culturen mehrerer der vorzüglichsten Colonialproducte betrieben werden, bieten schon jetzt am passendsten die Gelegenheit dar auch zu praktischen Beurtheilungen in dieser besonderen Beziehung auf das heiße Klima.

Die zu große, anhaltende, erschlaffende und folglich zur Arbeit unfähig machende Hitze, und die mit derselben in gewisser Verbindung stehende Insecten-Plage werden gewöhnlich und sehr begreiflich als die größten und unerträglichsten Uebelstände des dortigen Klimas von allen dorthin kommenden Nordländern vorzugsweise und zuerst bezeichnet. So wenig es sich nun auch läugnen läßt, daß die heißen Klimate für die Bewohner aller gemäßigteren Zonen, besonders in der ersten Zeit des Aufenthalts, ihre großen Uebelstände und schwer zu ertragende Unbequemlichkeiten haben, ebenso wenig läßt es sich in Abrede stellen, daß letztere bei längerem Aufenthalte und vernünftigem, dem Klima angemessenem Lebens-Verhalten selbst für Nordländer sich bald sehr vermindern, und dann erst die dagegen in die Wagschale zu legenden Vortheile zum Vorschein kommen können. Die gewöhnlichen übertriebenen Klagen gegen die heißen Klimate gehen auch fast ohne Ausnahme nur von den zeitweilig in denselben sich aufhaltenden Nordländern aus, welche, hier nur zu schnell die Schattenseiten des eigenen kalten unfreundlichen Himmelsstriches vergessend, die Vorzüge des heißen, aber nicht drückenden, sich immer gleichbleibenden sonnigen Klimas hauptsächlich aus dem Grunde nicht zu würdigen lernen, weil sie alle ihre früheren, hierher nicht passenden Lebensgewohnheiten gewöhnlich aus dem Norden mitbringen und beibehalten wollen. Doch abgesehen von allen kleineren Unbequemlichkeiten des gewöhnlichen Lebens, hier durch die zu hohe Temperatur, wie in anderen Klimaten durch die zu niedrige hervorgebracht, und welche sich am Ende, da kein Klima der Erde sich der Vollkommenheit rühmen darf, genauer betrachtet, vollkommen gegenseitig compensiren dürften, so ist die bei Weitem ernstere Seite der Frage, hinsichtlich der auf Landescultur berechneten fremden Ansiedlung, diejenige, die sich auf die vorzunehmenden Feldarbeiten und die hiermit verknüpften klimati-

schen Beschwerden und Gefahren für den Colonen bezieht. Wenn es nun aber schon längst entschieden ist und unbestreitbar feststeht, daß in den heißen Ländern, von denen hier die Rede ist, eine drei- bis vierstündige nur mäßig anstrengende, nachhelfende Feldarbeit in productiver Beziehung, wo nicht bedeutend größere, doch gewiß dieselben günstigen Resultate liefert, welche in den gemäßigteren Zonen — um von den traurigen kalten Ländern ganz zu geschweigen — nur durch angestrengte 12- bis 14stündige Arbeit des Landbebauers erzielt werden können, so geht schon aus diesem Umstande und der verständigen Benutzung desselben hervor, daß auch in diesem Falle die Einrichtungen der gütigen Natur so weise getroffen worden sind, daß bei fortgeschrittener Civilisation im besseren Sinne des Worts, auch diese schönsten und reichsten Zonen der Erde von der höher stehenden weißen Race überall bewohnt und cultivirt werden können.

Ebenso gut wie die Guajiros, die weiße ländliche Bevölkerung von Cuba, oder die zahlreiche ackerbautreibende weiße Bevölkerung des noch heißeren Portorico, oder endlich die neuerlich auf einigen der größeren englisch-westindischen Inseln angesiedelten europäischen Colonisten, würden deutsche Ansiedler und deren unvermischte Nachkommenschaft im Inneren von Nicaragua sich nicht nur sehr bald vollkommen an das Klima gewöhnen und sich in jeder Hinsicht in demselben körperlich wohl befinden, sondern auch bei anzunehmender ausgebreiteter Cultur des Landes in kurzer Zeit die meisten der jetzt noch vorhandenen, allerdings mit dem Klima in engster Verbindung stehenden Uebelstände mit Erfolg beseitigen helfen. — Wenn dagegen auf der anderen Seite unsere deutschen Bauern, entweder in schlecht geleiteten Colonisations-Unternehmungen, oder in einzelner Ansiedlung sich selbst überlassen, in den Ländern der heißen Zonen nicht einmal die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln bei der Acclimatisirung beobachten wollen, eigensinnig an früheren nicht hierher passenden Lebensgewohnheiten festhalten wollen, sich aller Warnung ungeachtet ganz unnöthig mit derselben Feldarbeit wie in der Heimath von früh bis spät hier abquälen wollen, so darf man sich freilich nicht wundern, wenn aus diesen Ursachen allein, noch ganz abgesehen von Sorgen, Unruhen und anderen äußerlich einwirkenden

Zufälligkeiten, bisher noch stets alle derartigen unverständig unternommenen Colonisationen und Ansiedlungen mißglückten, nur die Schattenseiten des Klimas in den grellsten Farben hervorgehoben wurden, und die vielen und großen Vorzüge desselben nicht zur Geltung gelangen konnten.

Die großen Vortheile, welche den Bewohnern der meisten dem Aequator näher gelegenen Länder aus dem fast immer heiteren Himmel, der belebenden, sich fast immer gleichbleibenden, keinen raschen Temperaturwechseln unterworfenen Wärme entspringen, sind theils zu einleuchtend, theils schon zu oft hervorgehoben, um einer anderen als beiläufigen kurzen Erwähnung zu bedürfen. Für den Ansiedler und dessen zu berücksichtigende ökonomische Einrichtung fallen selbstverständlich eine Menge von Bedürfnissen ganz weg, für welche in den naßkalten ungünstigeren Klimaten besondere Fürsorge getroffen werden muß. Die gleichmäßige Wärme der Temperatur vereinfacht sowohl die häusliche Einrichtung, wie die Kleidung und die ganze physische Existenz, und bringt die Menschen, im guten Sinne des Worts, dem Naturzustande näher. Wenige leichte Kleidung und ein Schutzdach, gegen Sonne und Regen zugleich dienend, sind hinreichend, um dem Bewohner dieser Zonen alle complicirten Bedürfnisse zum Schutze gegen die nachtheiligen Einflüsse der kälteren Klimate zu ersetzen. Das Bedürfniß nach vielen und kräftigen Nahrungsmitteln ist hier gar nicht vorhanden, und eine leichte naturgemäßere Diät schon durch das Klima bedingt. — Alle diese verschiedenen Vortheile, die das Klima hier bietet, zur Erleichterung und Verschönerung des physischen Lebens, so bekannt und in die Augen springend sie auch sind, werden doch alsdann erst zur vollen Geltung und Bedeutung gelangen, wenn es der höheren europäischen Civilisation gelungen sein wird, sich in irgend einem dieser Länder bleibend und in einiger Ausdehnung zu etabliren. Auch diese Behauptung bedarf wohl keines weiteren Beweises; uns hat sich aber die Betrachtung über die mancherlei Vortheile, die sich für eine civilisirtere Bevölkerung als die gegenwärtige, bei verbesserten Einrichtungen, noch aus dem günstigen Klima ziehen ließen, oft genug aufgedrängt bei unseren Wanderungen durch die verschiedenen stillen Indianer-Pueblos des Landes.

Mit gehöriger Rücksichtnahme auf die weiter oben gemachten Voraussetzungen der vorangegangenen sorgfältigen Acclimatisirung und der richtig getroffenen Wahl der Oertlichkeit für die Ansiedlung kann man sich unbedingt dafür entscheiden: daß in rein klimatischer Beziehung der Ansiedlung deutscher Auswanderer im Inneren von Nicaragua nichts im Wege stehen werde, und daß die etwaigen Nachtheile und Unbequemlichkeiten des zu heißen Klimas durch die damit verbundenen Vortheile und Erleichterungen für das physische Leben bei Weitem überwogen werden.

Die Productivität des Bodens, mit dem Klima in engster Verbindung stehend, ist für alle diese Landstriche, fast ohne Ausnahme, so ausgemacht und in ihrer Ergiebigkeit bekannt, daß es überflüssig wäre, hier noch viele Worte darüber zu verlieren; und verweisen wir hinsichtlich der dem Boden von Nicaragua eigenthümlichen Culturen auf den hierüber besonders handelnden Abschnitt weiter oben. Die große Ergiebigkeit des meist vulcanischen Bodens dieses Landes im Großen, verbunden mit der Mannigfaltigkeit der verschiedenen Culturen der werthvollsten sogenannten Colonial-Producte, welche gleichzeitig und neben einander hier entweder schon getrieben wurden, oder doch unbezweifelt betrieben werden könnten, war auch von jeher das Hauptargument aller Beförderer der einzelnen Colonisations-Projecte für dieses Land. So manches Uebertriebene der Angaben früherhin nun auch aus Unkenntniß der Bedingungen, auf welche es hauptsächlich dabei ankommt, hierbei vorgekommen sein mag, namentlich was die in der Wirklichkeit gar nicht existirende Leichtigkeit der Einrichtung großer Plantagen und des augenblicklich daraus zu ziehenden Nutzens anbetrifft, so hatten jene einseitigen Anpreiser im Allgemeinen doch vollkommen Recht in der Sache, und verdarben es nur wiederum durch ihre, weil übertrieben und unrichtig, auch leicht von den Gegnern zu widerlegenden Angaben.

Nächst den ersten Ansprüchen, die jeder Ansiedler an das zu bebauende Land macht, hinsichtlich der Gewinnung der nöthigen Früchte zum Lebensunterhalt, und welche Ansprüche hier von der freigebigen Natur, beinahe ohne menschliche Beihülfe, in vollstem Maße befriedigt werden, kommen demnächst die als Handelsartikel zu verwerthenden, lohnenden Culturen in Betracht. Daß auch bei

diesen sorgfältigeren, und in einzelnen Fällen mühsameren Culturen die darauf nothwendig zu verwendende Arbeit in durchaus richtigem Verhältniß zum heißen, weniger zur anstrengenden Arbeit geeigneten Klima steht, ist im Allgemeinen schon bemerkt worden. Je mehr die schon hier im Betriebe befindlichen Culturen im Großen und in systematischer Anlage und Ausdehnung getrieben werden, desto lohnender werden sie sich zwar erweisen, aber desto größere Vorbereitungen und größeres Auslage-Capital werden sie auch erfordern. Die Eigenthümlichkeit dieses Landes in seinen gegenwärtigen und wahrscheinlichen zukünftigen Zuständen besteht nun aber in dieser Beziehung gerade darin, daß fast alle der weiter oben specificirten lohnenden Culturen auch eben so gut im Kleinen, und zwar verbunden mit einander, vom einzelnen, wenig bemittelten kleinen Landbebauer betrieben werden können. Der Zuckerrohr- und Indigo-Bau sind vielleicht, sowohl wegen der etwas schwierigeren Bearbeitung, als auch wegen der, nach der Gewinnung der rohen Producte mit denselben vorzunehmenden Industrien und der hierzu erforderlichen Anlagen als die einzigen Culturen zu nennen, die nicht füglich anders als in einiger Ausdehnung betrieben werden können, wenn der Betrieb lohnend ausfallen soll. Cacao, Kaffee, Baumwolle, Taback und eine Menge anderer kleinerer Culturen von medicinellen, oder für die inländische Industrie nutzbar zu machenden Pflanzen, können dagegen auf jeder, auch der kleinsten Besitzung nebenbei betrieben werden, sei es nun, daß Maisbau oder Viehzucht, oder sonst etwas als Hauptgeschäft getrieben wird.

Diese sämmtlichen Culturen werden nun aber gegenwärtig noch bei der Rohheit und Unwissenheit der Eingebornen des Landes seit den 300 Jahren, während welcher dieselben fast ohne Ausnahme schon im Gange sind, nur auf die primitivste unvollkommenste Art betrieben, und nur in neuester Zeit hat man auf einigen der größeren Hacienden angefangen, Verbesserungen einzuführen, zu welchen deshalb noch überall, und zwar mit dem sichersten Erfolge des Gelingens, für den gebildeteren nachdenkenden Ansiedler ein lohnendes Feld offen steht. Dasselbe gilt von einer rationelleren Viehwirthschaft, welche bis jetzt nur ganz roh im Großen betrieben wird. Von einer verständigen Milchwirthschaft weiß man im ganzen Lande

noch nichts. Das Klima ist auch der raschen Vermehrung und dem Gedeihen sämmtlicher Hausthiere, namentlich des Federviehes, so günstig, daß in der ärmsten Indianerhütte es selten an Geflügeln und Eiern fehlt.

Die allein schon in der Productivität des Bodens begründeten Hülfsquellen des Landes dürfen als unbezweifelt angesehen werden.

Nächst der Frage nach dem Klima eines Landes und der Fruchtbarkeit oder Ergiebigkeit des Bodens kommt dann für jede Ansiedlung auch diejenige nach den besonderen Absatzwegen für die erzeugten Producte, und überhaupt die erleichterte oder erschwerte Verbindung, in welcher das Land oder der bestimmte Distrikt mit der übrigen civilisirten Welt steht, in nähere Betrachtung.

In Betreff der wünschenswerthen leichten und sicheren Verbindungsmittel Nicaragua's mit der übrigen Welt und der Zugänglichkeit auch des Inneren des Landes im Allgemeinen, so ist dieses zwischen den beiden großen Weltmeeren, von allen Seiten her leicht zugänglich gelegene schöne Land bekanntlich, bis auf die neueste Zeit, sonderbarerweise beinahe gänzlich vom großen Weltverkehr ausgeschlossen geblieben; und sind die Veränderungen, die in den letzten Jahren hierin stattgefunden, sowie die jetzigen, wenn auch noch sehr unvollkommenen Verbindungsmittel der Hafenplätze an beiden Meeren mit den Vereinigten Staaten und mit England, sowie die neueröffneten inneren Transportwege, in den vorstehenden Abschnitten bereits gelegentlich beschrieben und kritisirt worden. Wäre nicht wahrscheinliche Aussicht vorhanden, daß die augenblicklich stattfindenden unvollkommenen Zustände auch in dieser Hinsicht bald besseren Platz machen müssen, daß anstatt der hindernden Privilegien und Monopole nächstens freie Concurrenz eintreten wird und eine erleichterte, sichere und regelmäßige directe Verbindung jener Länder mit Europa nicht ausbleiben kann, so müßte diese bis jetzt noch stattfindende schwerere Zugänglichkeit Nicaragua's von Europa aus allerdings als ein die Auswanderung nach diesem Lande hindernder Umstand zu betrachten sein.

Von der Westküste und dem stillen Ocean für jetzt noch ganz absehend, so besteht die einzige regelmäßige Verbindung des atlantischen Hafens von San-Juan mit der übrigen Welt in den

Dampfschiffen, die alle 14 Tage sowohl von New-York als von Southampton (über Westindien) hier eintreffen. Außer diesen, ihrer hohen Passage-Preise wegen nur allenfalls für Emigranten von den Vereinigten Staaten und den westindischen Inseln benutzbaren, bei unserer Frage in Betracht kommenden Beförderungsmitteln und den kleineren Segelschiffen und Küstenfahrern der westindischen Inseln, namentlich Jamaica's, von New-Orleans und den übrigen Häfen der Union, haben bisher nur hin und wieder einzelne europäische Schiffe diese Küste besucht. Von Bremen sind während der letzten Jahre regelmäßig zwei Schiffe direct nach San-Juan gegangen; ebenso von Genua eins, und von Frankreich zwei oder drei. Die Schwierigkeit, Rückfrachten zu finden, sowohl in San-Juan selber, als auch in Balize, Jamaica oder Hayti, und der ungeordnete Zustand aller Handelsbeziehungen sind bisher die Haupthindernisse gewesen für eine Zunahme der directen Verbindungen dieser Küsten mit den europäischen Häfen. Erst mit der Zunahme der Production im Lande selber wird sich auch der Handel nach demselben heben und eine vermehrte directe Verbindung mit Europa zur Folge haben.

Wie sehr es noch im ganzen Inneren des Landes an Transportwegen und Mitteln fehlt, wird aus der Beschreibung des Landes klar geworden sein; hoffentlich jedoch ist zugleich auch daraus ersichtlich geworden, wie leicht es einer vermehrten und etwas unternehmenderen Bevölkerung, als der gegenwärtigen, gelingen müsse, für das ganze Innere Nicaragua's eine vollkommene Verbindung der einzelnen Districte unter einander und mit den beiden Küstenstrichen herzustellen. Einzelne Ansiedler in den bewohnteren Districten werden jedoch auch jetzt schon in den größeren benachbarten Ortschaften einen sicheren, leicht zu erreichenden Markt für ihre Producte finden; größere Niederlassungen in den entfernteren, wilderen Bezirken werden sich freilich ihre Transportwege zum Theil erst selber schaffen müssen.

Der für jetzt noch stattfindende Mangel sowohl an einer sicheren und geregelten directen Verbindung zwischen Europa und Central-Amerika, als auch an Verbindungsstraßen und Transportmitteln im Inneren des Landes muß dann freilich als Argument zu Gunsten Derer erscheinen, die anstatt der vereinzelten Auswanderung

nur eine geschlossene Ansiedlung in Form von größeren Colonisations-Unternehmungen befürworten und als besonders günstigen Erfolg versprechend, dem auswanderungslustigen deutschen Publicum anempfehlen.

Neben den materiellen sind dann bei der vorliegenden Frage die socialen und politischen Zustände des fraglichen Landes von weit größerer Wichtigkeit, sowohl für die geschlossene Colonisation, wie für die Auswanderung und vereinzelte Ansiedlung, als die bisherigen unbedingten Anpreisungen dieser Länder solches haben einräumen wollen. Bei ausgedehnteren Niederlassungen in Form geschlossener Colonien kann es allerdings unter besonderen Umständen vorkommen, daß dergleichen in entfernteren unbewohnten Districten für sich bestehende Ansiedlungen irgend einer, den übrigen schon vorhandenen Bewohnern des Landes fremden Nationalität für's Erste wenig oder gar nicht von den bestehenden politischen und socialen Zuständen des Landes (welche in diesem Falle nicht füglich zu trennen sind) berührt würden; doch werden dergleichen zu statuirende Ausnahmefälle auf die Dauer nicht bestehen können, sondern früher oder später die Colonisten genöthigt sein, sich doch an den nicht ausbleibenden politischen Kämpfen und socialen Umwälzungen des Landes dem sie angehören, zu betheiligen. Die neueren Erfahrungen, die in dieser Beziehung in Brasilien, dem in seinen südlicheren Provinzen für dergleichen Versuche im Großen besonders günstig situirten Lande, gemacht werden, scheinen dasselbe gleichfalls bestätigen zu wollen. Anstatt diese Zustände daher zu übersehen oder von geringer Bedeutung zu erachten, sind sie es gerade, von denen das endliche Gelingen und die erwünschten glücklichen Resultate aller beabsichtigten Colonisationen in den spanisch-indianischen Republiken des mittleren Amerika's wesentlich abhängen wird. Von eben so großer, wo nicht größerer Wichtigkeit, als für den einzelnen Colonisten, der nur mittelbar durch dieselben zu leiden haben wird, müssen diese Zustände aber für den einzelnen fremden Ansiedler im Lande, für den Auswanderer überhaupt, der im Guten wie im Bösen ganz direct den Einwirkungen dieser Zustände ausgesetzt ist, bei der Wahl der neuen Heimath bestimmend sein.

In besonderer Anwendung auf Nicaragua, oder wenn man

will, auch auf ganz Central-Amerika, sind nun aber die früheren, zum Theil noch jetzt bestehenden, zum Theil im Uebergange zu neueren, besseren begriffenen Zustände wohl von einander zu unterscheiden und gehörig zu würdigen, bevor man sich zu einem oberflächlichen Urtheil über die ganze fragliche Angelegenheit hinreißen läßt. Hätten wir nicht die feste Ueberzeugung, daß schon in nächster Zukunft diesem ganzen, eigenthümlich gestalteten Theile Amerika's eine aus der Weltlage desselben allein beinahe nothwendig hervorgehende, große sociale und politische Umwälzung bevorstehe, von welcher wiederum ohne Zweifel der mittlere Theil oder das so günstig gelegene große Becken von Nicaragua zuerst ergriffen werden wird — welche unausbleibliche, schon im Anfange begriffene Krisis, gleich einem reinigenden Gewittersturm, die meisten der faulen und verderblichen socialen und der unvollkommenen politischen Zustände hinwegfegen wird —, so würde es uns nicht einfallen können, dieses Land vorzugsweise als sich eignend für europäische und namentlich für deutsche Ansiedlung innerhalb der heißen Zonen zu empfehlen. Daß die gegenwärtige spanisch-indianische gemischte Bevölkerung aller dieser Länder Amerika's durchaus unfähig ist, sich, ohne Hülfe von außen oder starke Beimischung fremder Elemente, durch eigene Kraft der Fortentwickelung aus den schlechten politischen, socialen und materiellen Zuständen herauszureißen, in welche sie durch dreihundertjähriges Pfaffenregiment und spanische Colonialwirthschaft versenkt worden sind, steht ziemlich fest und wird durch den unaufhaltsamen Verfall des ganzen Staates von Mexico gerade jetzt am schlagendsten erwiesen. Daß dasselbe Schicksal sämmtlichen südamerikanischen Staaten vom Golf von Darien an bis nach Patagonien hinab, mit Einschluß des im freien Amerika ganz deplacirten brasilianischen Kaiserreichs, gleichfalls noch bevorstehe, ist wenigstens wahrscheinlicher, als daß diese von Factionen zerrissenen schwachen Republiken und nur lose zusammenhängenden Conföderationen auf ruhigem Wege der Reform zu vernünftigeren Zuständen gelangen sollten. Central-Amerika wird hoffentlich rascher aus der bisherigen Stagnation heraus und in den großartigen Weltverkehr, dessen Mittelpunkt schon jetzt die Vereinigten Staaten bilden, mit hineingezogen werden, und somit auch alle

jene Vorzüge der politischen Zustände unter dem Banner der freien mächtigen Union genießen, welche die Tausende von europamüden Auswanderern fortwährend dem Welttheile der Zukunft zuführen.

Da wir demnach nur in dieser Voraussetzung des baldigen Sieges der freien, vernünftigen politischen Institutionen über die jetzigen Zustände und des bald eintretenden Uebergewichts der angelsächsischen Race über die jetzige Bevölkerung, dieses Land als geeignet auch für deutsche Ansiedler innerhalb der heißen Zonen betrachten, so kommt es im Einzelnen auf die augenblicklich noch vorhandenen, hoffentlich bald ganz verschwindenden Unvollkommenheiten in diesen Zuständen nicht weiter an, und bringt die Einwanderung selbst, im geraden Verhältniß zu ihrer numerischen Zunahme, zugleich das Mittel zur rascheren Abhülfe kleinerer Uebelstände mit sich.

Von allen vorhandenen Elementen der früheren Bevölkerung sind die Indianer, da wo sie sich in ihren Pueblos oder in einzelnen entfernteren Distrikten verhältnißmäßig rein erhalten und seit Alters her dem Ackerbau und der unvollkommenen einheimischen Industrie sich gewidmet haben, das einzige, welches auf Erhaltung und bessere Zukunft begründete und verdiente Ansprüche machen darf. Dieses friedliebende, sanfte und arbeitsame Völkchen wird auch mit leichter Mühe bald völlig civilisirt werden können, wenn es nur erst gelungen, es aus der Bigotterie herauszureißen, in welcher das ausbeutende Pfaffenthum dasselbe seit der Eroberung durch alle Künste des Jesuitismus gefangen gehalten hat.

Erst nach gehöriger Würdigung und unbefangener Prüfung der verschiedenen Bedingungen der physischen Existenz und reichlicher Erwägung der übrigen Zustände, denen dieses Land — und zwar nicht augenblicklich und im halbwilden Naturzustande, sondern bleibend und in Berücksichtigung der nahe bevorstehenden Aenderung und Verbesserung — unterliegt, wird man für die so verschiedenartigen vorkommenden einzelnen Fälle der Auswanderungs- und Ansiedelungs-Frage zu einigermaßen richtigem Urtheile gelangen können. Zu welchen falschen oder schiefen, nur halb wahren Beurtheilungen

und allgemein aufgestellten Behauptungen, die vielleicht nur für einen einzelnen bestimmten Fall oder für eine augenblickliche kurze Zeitdauer gültig sein mochten, man sich bisher noch fast immer hat hinreißen lassen, aus dem alleinigen Grunde des nicht gehörigen Unterscheidens, der nur zufällig und vorübergehend allerdings vorhandenen, aber keineswegs als nothwendig und bleibend zu betrachtenden Zustände und Schwierigkeiten, dazu liefert die ganze bisherige Literatur über diesen Gegenstand die zahlreichsten Belege. Um unsererseits nicht mißverstanden zu werden, wollen wir schließlich nochmals die in vorliegenden Blättern andeutungsweise schon beiläufig erwähnten unerläßlichen Voraussetzungen, unter denen wir dieses Land der deutschen Auswanderung überhaupt nur anempfehlen möchten, und die Begründung unserer Ansicht kurz zusammenfassen.

Für Jeden, der mit offenen Augen und vorurtheilsfreiem Sinn sich an Ort und Stelle eine richtige Anschauung und Ueberzeugung verschafft hat von dem unaufhaltsamen Fortschreiten der neuen Welt in Amerika, bedarf es wahrlich keiner besonderen Prophetengabe, um die künftige politische Gestaltung von ganz Central-Amerika mit ziemlicher Bestimmtheit vorhersagen zu können. Auch hinsichtlich der Art und Weise, wie in diesen Ländern die anglosächsische Race sich mit einigen Theilen der früheren Bevölkerung verschmelzen, andere Elemente derselben verdrängen wird, bedarf es nur einer Hinweisung auf die früheren analogen Hergänge in dem ursprünglich spanischen Florida, dem früheren französischen Louisiana, und auf die neuesten, in den von Mexico abgetretenen Ländern. Nur als Zeitfrage kann noch eine Ungewißheit hierüber stattfinden, und wird die bessere neue Zeit allerdings für einige Theile des ganzen mittleren Amerika's erst später eintreten; für andere dagegen, und namentlich für den hier in Rede stehenden Theil, unzweifelhaft schon in nächster Zukunft. Dieses zugegeben, so fallen mit einem Schlage alle augenblicklich noch vorhandenen Bedenken wegen der unsicheren politischen und ungeordneten socialen Zustände weg, und der deutsche Einwanderer und einzelne Ansiedler kann sich alsdann auch hier mit völliger Ruhe und Sicherheit aller Vortheile der

freien Institutionen, des vernünftigen Selfgovernments und des mächtigen Schutzes der Union erfreuen, die ihn bisher vorzugsweise nur den nördlicheren Staaten zueilen ließen.

Aus dieser wichtigsten Voraussetzung der baldigen Regelung der politischen Zustände und den allein hierin zu findenden Garantien für die Sicherheit des Besitzes, ohne welche weder an lohnende Bodencultur, entwickeltere Industrie, noch ausgedehnte Handelsthätigkeit zu denken ist, werden sich dann freilich alle diese und andere damit verbundenen Vortheile für den neuen Ansiedler erst nach und nach ergeben; aber eben um so rascher, je mehr die neue Bevölkerung durch Einwanderung zunimmt. Während dieses ersten Stadiums des sich neu bildenden Staates, gleichsam der Uebergangszeit aus den früheren schlechten zu neuen besseren, politischen, socialen und materiellen Zuständen, werden zwar manche der alten Uebelstände und Mängel sich noch dem Einwanderer und vielleicht erstem Ansiedler eines noch weniger bevölkerten Districtes vielfach unangenehm fühlbar machen, und derselbe mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben; der Ersatz hierfür findet sich dagegen nur in den Vortheilen, welche die zuerst Kommenden überall, hinsichtlich Auswahl des Terrains und dergleichen, vor den späteren, abwartenden Emigranten voraus haben, sowie in dem Reiz, der unstreitig für kräftige Naturen mit dem Geschäft der ersten Urbarmachung einer Wildniß und der Gründung einer ganz neu zu schaffenden Niederlassung oder Ansiedlung verbunden ist. Deutsche Emigranten der gewöhnlichen Art, besonders Süddeutsche, eignen sich jedoch wenig zu diesem Geschäft oder Unternehmen der ersten Urbarmachung; die Norddeutschen und die der anglo-sächsischen Race näher stehenden Nationalitäten des Nordens haben schon mehr die hierzu erforderlichen Eigenschaften, in denen die eigentlichen Yankees sich vor Allen auszeichnen und an zäher Ausdauer und praktischem Verfahren selbst die Engländer, Schotten und Iren bei Weitem übertreffen. — Denkt man sich nun auch dieses Uebergangsstadium (in welches einige Theile Nicaragua's als schon eingetreten betrachtet werden können) gleichfalls überstanden, so ist alsdann erst das Land als in diejenige Phase getreten zu betrachten, in welcher von den bleibenden Vorzügen und Nachtheilen desselben für die neuen An-

siedler vergleichungsweise mit anderen Ländern und Klimaten die Rede sein kann.

Will man daher, um auf die vorliegende Frage ganz speciell zurückzukommen, unsere wenigstens nicht unwahrscheinliche Annahme hier einmal vorläufig gelten lassen: daß Nicaragua im Verlaufe der nächsten Jahre mit in die Reihe der geordneten Staaten des nordamerikanischen Bundes unter einer oder der anderen beliebigen Form einrücken werde, — daß vernünftige freie Institutionen im Inneren die nöthige Sicherheit des Besitzes auch dem einzelnen Staatsbürger gewähren, — daß eine gesicherte Stellung nach außen dem Lande für alle gewöhnlichen Fälle die gewünschten Garantien der Ruhe und des Friedens biete, — daß die überseeischen Verbindungen des Landes in hinreichender und geregelter Weise gesichert und die inneren Communications-Mittel durch freie Concurrenz und größere Betriebsamkeit der Bewohner in ausreichender Anzahl hergestellt wären, — so sind damit nicht nur alle früheren, zum Theil gerechten Bedenken und Einwendungen gegen die Zweckmäßigkeit und Räthlichkeit der Ansiedlung in diesem Lande vollständig gehoben, sondern dasselbe darf mit Fug und Recht einer großen Classe der jetzigen deutschen Auswanderung ganz besonders bei der zu treffenden Wahl einer neuen transatlantischen Heimath anempfohlen werden.

Wir haben schon weiter oben darauf hingewiesen, wie in neuester Zeit die deutsche Emigration auch qualitativ eine von der früheren ganz verschiedene Gestaltung gewonnen, und müssen hier wieder auf diesen Umstand zurückkommen, da es mehr als bloßer Zufall zu sein scheint, daß gleichzeitig mit der Zunahme der europäischen Auswanderung aus den gebildeteren und bemittelteren Schichten des Volks auch die Tropenländer Amerika's sich der Einwanderung eigentlich erst eröffnet haben. — Wenn es bei der Uebersiedlung der deutschen Bauern und Tagelöhner (bei deren durch die leidige polizeistaatliche Bevormundung und Unterdrückung hervorgebrachter Unselbstständigkeit und intellectueller Unmündigkeit), welche schon aus diesem Grunde wenigstens für die erste Zeit lediglich auf die gewohnte Arbeit der Fäuste angewiesen sind, ein wesentlicher Vortheil ist, wenn dieselben in dem neuen Welttheile mit allen seinen

ungewohnten anderweitigen neuen Zuständen wenigstens ein dem heimischen ähnliches Klima vorfinden, so fallen diese Rücksichten bei dem gebildeteren, einsichtigeren Emigranten, der sich weit leichter auch in die neuen, durch das Klima bedingten Verhältnisse finden und in dieselben einleben wird, lange nicht so schwer in die Wagschale. Es läßt sich aus vorliegenden officiellen Berichten nachweisen, daß mehrere der früheren, in diesen Zonen unternommenen Colonisations-Versuche lediglich daran gescheitert sind, daß die ohne alle Auswahl hinübergeschickten irländischen, belgischen, englischen, französischen und in einzelnen Fällen auch deutschen Emigranten aus den untersten und ungebildetsten Schichten der Bevölkerung in ihrem eigensinnigen, hartnäckigen Festhalten an allen ihren früheren Lebens- und Arbeits-Gewohnheiten nothwendig den unter solchen Umständen verderblichen und tödtlichen Einwirkungen des Klimas bald erliegen mußten. Diese Schwierigkeit in der Leitung derartiger Colonisten, die, taub gegen alle Warnungen und guten Rath, nur durch eigene bittere Erfahrungen klug werden wollen, wird auch stets einer der hauptsächlichsten Uebelstände bei der zukünftigen Gründung ähnlicher Colonien nach dem alten einmal hergebrachten Zuschnitt für's Erste noch bleiben.

Auf der anderen Seite sind die entweder einzeln oder in Familien vereinigt sich zur Uebersiedlung entschließenden Auswanderer aus den gebildeteren Ständen der europäischen Gesellschaft so wenig geeignet zu der harten, anstrengenden Feld- und Wald-Arbeit, welche das Klima und die Natur des ganzen Westens der Vereinigten Staaten, Canada's, sowie ähnlicher Länder, von dem Ansiedler und Cultivateur verlangt, daß sich Bände füllen ließen mit den Berichten und Erzählungen des gänzlichen Mißlingens oder der geringen unbefriedigenden Erfolge, welche fast ohne Ausnahme noch alle wirklichen Ansiedlungs- und Urbarmachungs-Versuche dieser Classe von europäischen Einwanderern in Amerika nur aufzuweisen haben. Der Gentleman-Farmer mit beschränkten Mitteln, und demnach auf ungewohnte und beschwerliche eigene Handarbeit angewiesen, ist in Nordamerika als Bezeichnung der traurigen, hoffnungslosen Existenz, sprüchwörtlich geworden. Ein solcher, wenn er nun einmal, aus früherer Beschäftigung und Wirkungskreise

herausgerissen, dazu greifen muß, durch ungewohnte Bearbeitung des Bodens für sich und seine Familie die nöthigen Subsistenzmittel zu gewinnnen — und solche Fälle gehören heut zu Tage gar nicht mehr zu den Ausnahmen, sondern mehren sich in steter Progression —, wird diesen Zweck weit leichter, rascher und mit geringerer Gefahr für Aufopferung seiner Gesundheit und Vergeudung seiner physischen Kräfte, in einem tropischen Klima als in den kälteren Zonen erreichen können.

Sämmtliche bislang gang und gäbe gewesenen Vorurtheile und theilweise noch jetzt verbreiteten falschen Ansichten über die Tropenländer Amerika's erklären sich sehr einfach aus den ungünstigen, social-politischen Verhältnissen, denen diese schönen Länder fast ohne Ausnahme bis auf die neueste Zeit unterlegen haben. Namentlich ist es der Fluch der Negersklaverei und die directen wie indirecten Folgen, welche dieses schmähliche System auch für die bisherige europäische Bevölkerung mit sich gebracht hat, deren Nachwirkungen erst sehr allmälig im Laufe der Folgezeit ganz aufzuheben sein werden. Obgleich die Sklaverei selbst, sowohl auf den Inseln wie auf dem Festlande, fast durchgängig aufgehoben worden, so hat die Erfahrung der letzten zwanzig Jahre doch erwiesen, daß die traurigen Folgen derselben für die gesammte Bevölkerung noch lange nachwirken. In den spanisch-amerikanischen Staaten des Festlandes von Central-Amerika, in denen gleichzeitig mit der Befreiung vom Colonial-Joche schon vor dreißig Jahren die Sklaverei für immer abgeschafft wurde, waren die Verhältnisse nun freilich bei Weitem günstiger hinsichtlich der Mischung der farbigen Racen, als z. B. auf den englisch-westindischen Colonien mit überwiegender Negerbevölkerung, und die früheren spanischen Zustände in dieser einen Beziehung überhaupt anderer und günstigerer Art, als diejenigen der übrigen europäischen Colonien in Westindien. Im Allgemeinen werden die Folgen der Sklaverei für die freie Bevölkerung und das Land selbst immer dieselben bleiben, mag die stattfindende Unterdrückung und unerlaubte Ausbeutung der untergeordneten Race nun auf crassere Art und Weise, wie früher in den englischen und französischen Colonieen und heut zu Tage noch in den Sklavenstaaten der Union und in Brasilien, stattfinden, oder in

der milderen Form auftreten, wie z. B. früher bei den Indianern der in Rede stehenden spanischen Colonien des Festlandes, oder gegenwärtig noch bei den Eingebornen der englisch-ostindischen Colonien.

Abgesehen von den moralischen Nachtheilen, welche daraus entspringen, daß durch das naturwidrige, unvernünftige Institut der Sklaverei unter jeder Form, die Arbeit aus einem Segen für die Menschheit nothwendig zum Fluche für dieselbe verkehrt wird, sind auch die physischen üblen Folgen derselben für die freie Bevölkerung leicht nachzuweisen. Ja man kann weiter gehen und dreist die Behauptung aufstellen, daß die meisten der hervorgehobenen Unzuträglichkeiten und der demoralisirenden, erschlaffenden Zustände, unter denen, der angenommenen Meinung zufolge, die Weißen oder Europäer nothwendig in allen Tropenländern zu leiden haben sollen, weit mehr den Folgen der bisherigen traurigen, socialen Bedingungen als dem Klima selbst zuzuschreiben sind.

Alle neueren, gewissenhafter angestellten ärztlichen Beobachtungen über die Einwirkungen des Klimas stimmen darin überein, daß gänzliche Unthätigkeit und alles Enthalten von körperlicher Arbeit das gefährlichste Verhalten für den in den Tropenländern lebenden Europäer sei; während mäßige, zur angemessenen Zeit unternommene körperliche Arbeit und selbst Anstrengung der physischen Kräfte, wenn es nur nicht in übertriebener Weise geschieht, zur Erhaltung der Gesundheit wesentlich beiträgt. — Daß die kräftigere spanische erobernde Race damals so bald nach der Besitznahme und theilweisen Ansiedlung im Lande schon wieder in die spätere allgemeine Indolenz und Erschlaffung verfiel, ist auch in der That weit weniger dem Klima allein zuzuschreiben, als vielmehr dem Umstande, daß durch die leicht bewerkstelligte gänzliche Unterjochung der zahlreichen Indianer-Bevölkerung, die von nun an alle und jede Arbeit verrichten mußte, alle Veranlassung zum thätigen, würdigen Leben und Treiben für die bevorzugte weiße Race gänzlich wegfiel. Die gezwungene oder Sklaven-Arbeit für den unterjochten Theil der Bevölkerung ward aber durch diese unnatürlichen Zustände für diese eben so entwürdigend, als die dadurch für den dominirenden Theil hervorgerufene Unthätigkeit, und das faule nichts-

würdige Leben in jeder Beziehung für die weiße europäische Race zum nicht geringeren, sich leider bis auf den heutigen Tag forterbenden Fluch wurde. — Diejenigen unter den beobachtenden Reisenden, die sich in neuerer Zeit mit diesem Gegenstande gelegentlich beschäftigt haben, und von denen, ohne näheres Eingehen in die bedingenden Umstände, wohl die Befürchtung aufgestellt worden, daß es selbst der thätigen, kräftigeren anglo-sächsischen Race nicht gelingen würde, sich für die Länge den erschlaffenden nachtheiligen Einwirkungen des heißen Klimas und der üppigen Natur zu entziehen, falls einmal eine Uebersiedelung im Großen stattfinden sollte, scheinen uns darum insofern in einem Irrthum befangen, als sie, allein auf die Vergangenheit und das Beispiel der Spanier in Südamerika sich stützend, durchaus vergessen, den gänzlich veränderten politischen und socialen Zuständen und den Fortschritten der Civilisation Rechnung zu tragen, unter denen heut zu Tage nur eine solche Ansiedlung oder neue Colonisirung stattfinden würde.

Während man bisher in fast allen Tropenländern ohne Ausnahme, bei den rohen, brutalen, mittelalterlichen Zuständen der untergehenden alten Welt, nur die beiden Extreme der menschlichen Existenz gekannt und bei der Beurtheilung in's Auge gefaßt hat — für die eingeborne kupferfarbene und die importirte schwarze Race das überarbeitete, viehische Leben des Sklaven, für den Europäer und weißen Creolen dagegen das entnervende faule Vegetiren des genußsüchtigen Müßiggängers —, ist es der rasch fortschreitenden gegenwärtigen Zeit vorbehalten geblieben, den praktischen Beweis zu führen, daß auch die höher stehende und gegen die klimatischen Einflüsse allerdings empfindlichere, weiße oder kaukasische Menschenrace selbst den mit der Cultur des Bodens verbundenen Kampf gegen die feindlichen Naturkräfte der heißen Zonen, mit Glück und sicherem Erfolge aufnehmen könne; vorausgesetzt, daß von derselben nur die früher mangelnde Intelligenz und alle Fortschritte der Wissenschaft zur richtigen Anwendung gebracht werden.

Obgleich sich nun, von vorstehend ausgesprochener Ueberzeugung ausgehend und zur ferneren vorläufigen Rechtfertigung derselben, leicht eine in alle Details der Ausführung eingehende Vergleichung hier schließlich anstellen ließe: über die verschiedenen Vortheile

welche für den nicht ganz unbemittelten, gebildeteren Auswanderer mit der Ansiedlung und dem Leben in einem solchen, zwar heißen aber gesunden Klima, im Vergleich mit der Niederlassung und Bodencultur in einem Klima nördlicher Breite, z. B. dem Westen der Vereinigten Staaten, verbunden sein würden, — so haben wir doch aus verschiedenen naheliegenden Gründen dieses für jetzt noch unterlassen wollen. Die Zustände des in Vorstehendem beschriebenen Landes, und auf dieses würden wir uns doch hier speciell vergleichungsweise beschränken müssen, sind augenblicklich noch in einer so durchaus ungewissen, hin und her schwankenden Uebergangs-Periode begriffen, daß Alles, was gerade gegenwärtig noch als vorhanden oder bestehend und bei der genauen Abwägung der Vor- und Nachtheile mit in Betracht zu ziehen wäre, vielleicht schon in nächster Zukunft ganz anderen und besseren Verhältnissen gewichen sein wird. — Auf diese zwar wahrscheinliche, aber doch ungewisse Zukunft hin, lassen sich nun zwar ganz füglich allgemeine Annahmen und Voraussetzungen begründen, wie wir solche auch mehrfach aufgestellt haben; in's Einzelne gehende Vergleichungen mit den feststehenden Zuständen anderer Länder lassen sich darauf hin aber nicht wagen, ohne jedes Mal Gefahr zu laufen, sich selbst und Andere zu täuschen.

Wir möchten aber endlich um so mehr es vermeiden, selbst durch ganz erlaubte Mittel und Zusammenstellung von übrigens hinlänglich bekannten, nur nicht richtig gewürdigten Thatsachen und Wahrheiten, die Lichtseiten der Tropennatur mit besonderem Nachdruck captivirend hervorzuheben, oder gar das Ideal eines ruhigen, sorgenfreien Lebens unter dem stets warmen, heiteren Himmel, von schönster, fruchtbarer Natur umgeben, wie jeder Ansiedler mit geringen Mitteln und leichter Mühe und Arbeit es dort so leicht sich schaffen kann, mit besonderer Vorliebe auszumalen, — als unser Bestreben bei Abfassung der vorstehenden Mittheilungen nur darauf gerichtet gewesen ist, besonders dem doch auswanderungslustigen deutschen Publicum, einmal ausnahmsweise eine möglichst getreue, wahre Schilderung dieses interessanten, dem Aequator nahen, eigenthümlichen Landstriches zu geben, und die Zustände der Republik Nicaragua zu beschreiben, wie wir dieselben im vorigen Jahre bei unserem dortigen Aufenthalte vorgefunden haben.

Nachtrag.

Das, durch unvorhergesehene Verzögerung des Druckes, bedeutend verspätete Erscheinen der vorliegenden Schrift veranlaßt zu einigen nachträglichen Bemerkungen, über das im Verlaufe des letzten Jahres in Beziehung auf Central-Amerika und die Auswanderungs-Bewegung dorthin Vorgefallene.

Was zunächst im Allgemeinen die politischen Zustände betrifft, so hat sich hierin in letztverflossener Zeit wenig verändert oder Neues ereignet. Jede der fünf Republiken ist, mehr oder weniger zum Besseren fortschreitend, fast nur mit den eigenen inneren Angelegenheiten beschäftigt gewesen, und die höhere Politik der mächtigeren Handelsstaaten Europa's und Amerika's hat sich in dieser Zeit um dieses Land gerade weniger bekümmert als früherhin. Der lebhafte Verkehr über den centralamerikanischen Isthmus, sowohl über Panama als über Nicaragua, nach Californien und der Westküste hin, ist in gewohnter Weise vor sich gegangen, ohne auch in letzter Zeit auf die Zustände der berührten Länder selbst eben besonders modificirend einzuwirken. — Von Seiten der localen fremden Diplomatie hat man sich in dieser Zeit, sowohl von England als von den Vereinigten Staaten aus, denn auch weniger als früher in die inneren Angelegenheiten der kleinen Saaten eingemischt, und alle früher angeregten Streitfragen, namentlich wegen der Grenzen u. s. w. befinden sich noch immer in suspenso. — Guatemala und Honduras haben während des letztverflossenen Jahres einen noch jetzt nicht völlig beendigten, übrigens wenig bedeutenden kleinen Krieg an den Grenzen der beiden Staaten mit einander geführt; — Salvador hat sich dagegen vollkommen ruhig verhalten; — ebenso

Nicaragua, in welcher Republik bisher die Granadiner Partei sich noch immer am Ruder zu erhalten gewußt hat. — Das Protectorat Englands über die Mosquito-Küste scheint für immer stillschweigend aufgegeben, ohne daß darum Nicaragua jedoch wieder in den anerkannten Besitz seiner Hafenstadt San-Juan an dieser Küste gelangt ist. Letzterer Platz ist vielmehr ganz in Händen der sich dort während der letzten Jahre angesammelten fremden Bevölkerung verschiedener Nationen und der Vanderbilt'schen Dampfschifffahrts-Compagnie, augenblicklich einen, von aller Oberhoheit sich unabhängig haltenden, Freihafen bildend. — Costarica endlich hat während der letzten 12 Monate noch am meisten in Europa von sich sprechen machen, durch verschiedene Versuche, deutsche Ansiedler oder Colonisten anzuziehen. — Auch zur Lösung der großen interoceanischen Canal- oder Verbindungs-Frage ist neuerlich wenig geschehen, obgleich wiederum ein ganz neues Project zu den bisher schon angeregten hinzugekommen ist.

Um zunächst diese, den allgemeinen Welthandel besonders interessirende Frage im Auge zu behalten, so hat ganz neuerlich auch die Republik Honduras sich Panama, Nicaragua, Tehuantepec und Mexico zugesellt, um einen, angeblich ganz besondere Vortheile bietenden neuen Ueberlandweg vom atlantischen nach dem stillen Ocean in Vorschlag zu bringen. Den amerikanischen Zeitungen zufolge ist am 1. Juli 1853 zwischen dem schon durch seine frühere diplomatische Sendung nach Nicaragua und seine Forschungen über altindianische Monumente hinreichend bekannten Mr. E. G. Squier, Namens einer nordamerikanischen Actiengesellschaft, und der Regierung von Honduras ein Tractat abgeschlossen zur Herstellung einer Eisenbahn von dem Hafenorte Puerto Caballos (unweit Omoa an der Nordküste von Honduras) durch das große Thal von Comayagua bis nach der Conchagua-Bai am stillen Ocean (eine Distanz von ungefähr 150 Meilen), um hierdurch eine angeblich bessere und raschere Ueberland-Verbindung zwischen den beiderseitigen Dampfschifflinien auf den Oceanen, welche die atlantischen Seestädte der Union mit Californien verbinden, herzustellen.

Dieser Uebereinkunft zufolge ertheilt die Regierung von Honduras einer aus Bürgern der Vereinigten Staaten bestehenden neuen

»Interoceanic-Railway-Company« das ausschließliche Recht und Privilegium, einen Verbindungsweg zu Lande und zu Wasser herzustellen und zu benutzen, durch den Staat Honduras von einem Ocean in den andern, gültig für 70 Jahre vom Tage der Ratification an gerechnet. — Die Compagnie übernimmt die Verpflichtung, ganz auf eigene Kosten einen solchen Weg in der Art, wie es ihr gut dünkt, herzustellen, zu welchem die sämmtlichen Vermessungen und Vorarbeiten innerhalb der nächsten 3 Jahre und der Weg selbst innerhalb der nächsten 8 Jahre vollständig beschafft sein müssen. — Der Staat überläßt der Compagnie das sämmtliche Land, durch welches der Weg geführt wird, in einer Breite von 200 Yards (600 Fuß) auf jeder Seite des Weges zur freien Verfügung, und bewilligt außerdem der Gesellschaft als freies Eigenthum 1¼ Million Acres der unbenutzten Staatsländereien, sowie das Recht, auch von allen Privatländereien gegen billige festzusetzende Entschädigung die nöthigen Baumaterialien an Holz und Steinen nehmen zu dürfen. Die sämmtlichen für den Zweck der Gesellschaft fahrenden Dampf- und Segel-Schiffe sollen frei von allen Hafengeldern und sonstigen Abgaben sein, sowie alle Maschinerien, Utensilien und Lebensmittel, welche die Gesellschaft braucht, frei von allen Abgaben eingeführt werden können. — Nachdem die Verbindungsstraße vollendet und der Benutzung übergeben ist, verpflichtet sich die Compagnie, für jeden erwachsenen Passagier, welcher von derselben von einem Meer zum anderen transportirt wird, an den Staat 1 Dollar zu zahlen; sowie für ⅓ des zu erhebenden Portos die Beförderung der Briefposten zu übernehmen. — Alle transitirenden Güter und Waaren sollen künftighin auf dieser Route frei von aller und jeder Abgabe und Untersuchung von einem Meer zum anderen durchgelassen werden.

Daß dieser neue Ueberlandweg, im Vergleich z. B. mit dem über Tehuantepec, mit welchem schon früher beabsichtigten noch die meiste Aehnlichkeit der örtlichen Bedingungen stattfindet, einige wesentliche Vorzüge gewähre, namentlich was die Häfen an den Endpunkten anbetrifft und die günstige Beschaffenheit eines großen Theils des zu benutzenden Terrains, scheint schon jetzt eben so außer Zweifel, als daß sich bei genauerer Untersuchung und Vermessung

dieses noch fast unbekannten Innern von Central-Amerika noch manche Schwierigkeiten der Ausführung erst bemerkbar machen werden. Das ganze Project ist übrigens nicht viel mehr als die Wiederaufnahme eines schon vor 300 Jahren beabsichtigten ähnlichen Unternehmens. Bekanntlich wurde schon 1536 bei Gründung der Stadt Santa-Maria de Comayagua, der späteren Hauptstadt von Honduras, vom spanischen Hofe dem Don Alonzo de Cazeres der Auftrag ertheilt, an dieser Stelle der Terra firma eine Verbindungsstraße der beiden Meere als Stationspunkt für die spanischen Galleonen anzulegen. Auf den ungünstig lautenden Bericht des zur besseren Untersuchung des Terrains damals von Spanien hingesandten Ingenieurs Bautista Antonelli wurde jedoch das ganze Project bald darauf, als zu großen Terrainschwierigkeiten unterworfen, wieder aufgegeben. — In wie weit diese, namentlich nach der Westküste hin allerdings vorhandenen Terrainschwierigkeiten auch im 19. Jahrhundert noch hindernd oder erschwerend in Betracht kommen dürfen, wird man erst nach erfolgter genauer Terrainaufnahme beurtheilen können. Das selbst für Central-Amerika ungewöhnlich heiße Klima der ganzen, rings von Bergen eingeschlossenen Thalsenkung von Comayagua, sowie die besonders ungesunde Beschaffenheit der nördlichen Küstenplätze von Honduras, scheinen außerdem sich dem Projecte erschwerend entgegenzustellen. — Für die Aufschließung auch dieses interessanten Theils des noch so unbekannten Innern von Central-Amerika, und die so lange vernachlässigte Ausbeutung der verschiedenen reichen Mineralschätze von Honduras, namentlich die Wiederaufnahme der früher schon in lohnendem Betriebe gewesenen Gold- und Silber-Minen, sowie indirect für die Hebung und Civilisirung dieses bislang am weitesten in der Cultur zurückgebliebenen der fünf Staaten, dürfte dieses neue Project, selbst wenn es später mit den verschiedenen anderen interoceanischen Linien eine nicht ausbleibende Concurrenz zu bestehen hätte, von unberechenbarem Vortheile sein.

Wie nun aber dieses neue Unternehmen, selbst wenn es für's Erste nicht über die Vorarbeiten, die genaueren Recognoscirungen und Aufnahmen hinaus zur Durchführung gelangen sollte, zunächst zur genaueren Kunde über die wahre Beschaffenheit dieses Theiles

des großen Isthmus wesentlich beitragen wird, so wächst überhaupt die Aufmerksamkeit und Theilnahme für diesen wichtigen Theil der neuen Welt sowohl in Europa als in Amerika von Tage zu Tage, und bestätigt vollkommen dasjenige, was sich schon 1850 mit Bestimmtheit voraussagen ließ, über die wichtige Zukunft, welche diesem, durch besonders günstige Weltlage, Reichthum an den verschiedensten werthvollen Bodenerzeugnissen und glückliche natürliche Gestaltung, bevorzugten Lande in sichere Aussicht gestellt sei, sobald nur die bisherigen traurigen politischen und Bevölkerungs-Zustände eine etwas günstigere Wendung nehmen würden.

Als Hauptmoment zur baldigen Erreichung dieser besseren Zustände ist ferner schon wiederholentlich auf die wünschenswerthe raschere Zunahme der fremden, besonders der europäischen Einwanderung hingedeutet worden. Die Schwierigkeiten, welche sich für jetzt noch deutscher Ansiedlung speciell in Nicaragua entgegenstellen, werden hoffentlich aus dem in vorstehenden Mittheilungen Enthaltenen hinreichend erhellen; dabei ist die gegenwärtige Regierung dieses Staates nicht von dem Vorwurfe freizusprechen, in alter gewohnter spanisch-indolenter Weise diesem Gegenstande noch immer nicht diejenige Aufmerksamkeit und thätige Mitwirkung zuzuwenden, welche allein im Stande wären, einen großen Theil der besagten Schwierigkeiten der zahlreicheren Ansiedlung neuer Colonisten und der besseren allgemeineren Cultur des Landes hinwegzuräumen. Der Regierung des freilich unter weit weniger schwierigen politischen und socialen Bedingungen sich bewegenden kleinen Nachbarstaates in den südlicheren Hochgebirgen muß dagegen zum Lobe nachgesagt werden, daß dieselbe, sowie die Einsichtigeren der einflußreichen Bürger dieser Republik, die ganze Wichtigkeit des Bestrebens durch neue in's Land zu rufende fremde Arbeitskräfte den Wohlstand und Fortschritt zu heben, weit mehr begriffen zu haben scheinen, und wenigstens in einiger, wenn auch noch sehr unzureichender Art, auch thätig für diesen Zweck mitwirken zu wollen scheinen. Da Costarica in dieser Beziehung, als neues Ziel für die deutsche Emigration, in letzter Zeit, wie schon erwähnt, auch bei uns immer mehr von sich reden gemacht hat, und es wie gewöhnlich auch nicht an Uebertreibungen und Aufschneidereien über dieses, für Manche erst neu-

entdeckte und für das große Publicum noch so gut als unbekannte Ländchen gefehlt hat, so wird es von allgemeinerem Interesse sein, einmal den wahren Stand der Dinge und die bisherigen Erfolge der dortigen Colonisationsprojecte etwas näher zu beleuchten.

Costarica ist von frühester spanischer Zeit in Amerika an, sowohl als spanische Provinz oder Colonie, wie später als selbständiger Staat, schon durch seine eigenthümliche natürliche Lage, den südlichen sich lang hinziehenden Theil des Isthmus westlich von Panama einnehmend, sowie durch die Formation und Beschaffenheit des Landes, zu allen Zeiten noch mehr wie fast irgend ein anderer Theil Central-Amerika's, isolirt und auf sich selbst beschränkt geblieben. Wenn dieses sogar schon zur früheren bewegteren spanischen Colonialzeit, als noch beide Küstenstriche des Landes theilweise bevölkert und cultivirt waren, erweislich der Fall war, wie viel mehr mußte eine solche Trennung und Isolirung eintreten, nachdem sich schon im Anfange des 17. Jahrhunderts die ganze schwache Bevölkerung des Landes, in Folge der fortwährenden seeräuberischen Einfälle, nach den Hochebenen im Innern des Landes zurückgezogen hatte, wo noch heute die vier Städte: Cartago, San-Jose, Heredia und Alajuela, nebst einer Anzahl kleinerer, völlig unbedeutender, etwas weiter in die Berge und Seitenthäler vorgeschobener Ortschaften (mit Ausnahme des kleinen Hafenorts Punta-Arenas und Umgebung), die sämmtliche Bevölkerung des über 3000 Quadrat-Leguas oder 27,000 englische Quadratmeilen großen Staatsgebiets, auf mehreren kleinen zusammenhängenden Hochebenen von einer gewiß nicht über 60 Quadrat-Leguas umfassenden Ausdehnung vereinigen. Diese schönen, klimatisch begünstigten und mit fruchtbarem Boden versehenen, zwischen 3000 und 5000 Fuß über dem Meere liegenden, von Alajuela nach Cartago hin ansteigenden, räumlich beschränkten Hochthäler sind nun, als Ganzes betrachtet, nicht nur landwärts, von Veraguas im Süden und von Nicaragua im Norden, durch zum Theil aus unfruchtbaren, steilen Gebirgen, zum Theil aus dichten Waldungen bestehende weitausgedehnte, unwegsame Landstrecken getrennt, sondern werden auch seewärts, sowohl nach dem atlantischen als stillen Ocean hin, durch verschiedene hohe vorgeschobene Bergrücken und unwegsame

Schluchten von den Küsten aus schwer zugänglich gemacht. Diese gesicherte, aber freilich auch allen Verkehr nach außen erschwerende, abgeschiedene Lage der bewohnten Hochebenen von Costarica führte es denn auch von selbst herbei, daß nach Befreiung vom spanischen Colonialjoche in den dann folgenden und leider noch immer nicht ganz beendeten inneren Kämpfen der verschiedenen kleinen Staaten unter einander, Costarica sich meistens passiv verhalten konnte, und die eigenen, auch hier bis auf die neueste Zeit nicht fehlenden Parteikämpfe im Lande selbst — welche nicht, wie z. B. in Nicaragua, Honduras und Salvador, durch die nahe Berührung dieser Staaten mit einander, von außen fortwährend wieder angefacht wurden — leichter und unblutiger bestehen konnte. Die hieraus entspringenden Folgen und günstigeren Bedingungen der ruhigen Entwickelung der Bodencultur und des friedlicheren Lebens für Costarica im Vergleich zu den vier anderen Staaten während der letztverflossenen 30 Jahre sind einleuchtend. — Die, mit Ausnahme der wenig zahlreichen sich noch im übrigen weiten Staatsgebiete umhertreibenden meist halbcivilisirten Indianer, zu Anfange des Jahrhunderts nur 30,000 bis 40,000 Seelen starke Bevölkerung der vier Städte, oder des kleinen Plateaus von Costarica ist, mit Einschluß der nur wenige Tausend Einwohner zählenden Küstenplätze am stillen Ocean, in den letzten 50 Jahren auf nicht viel über 100,000 Seelen angewachsen.

Den ersten etwas bedeutenderen Aufschwung in volkswirthschaftlicher Beziehung verdankt dieses kleine, früherhin wenig oder nichts für den Handel und Export producirende Plateau der, wenn wir nicht irren, schon in die zwanziger Jahre fallenden ersten Einführung der geregelten Kaffeecultur, um welche sich, neben einigen der begüterten spanischen einheimischen Familien, der jetzt in London lebende Deutsche, Herr Consul Wallerstein, besonders verdient gemacht hat. Englisches Capital wurde hier, wie an so manchen anderen Plätzen Südamerika's, zweckmäßig verwandt, die Kaffee-Ausfuhr und mit dieser die Einfuhr von englischen Waaren nahmen rasch zu, für Ausbeutung der Quarz-Goldminen von Aguacate, in dem das Thal von Alajuela von der Westküste trennenden Gebirge, trat gleichfalls schon damals eine englische Compagnie zusammen,

und als erste weitere hieran sich knüpfende und für das Land ersprießliche innere Verbesserung ist die Anlage einer guten, wenn auch des Terrains wegen für den Gütertransport beschwerlichen Fahrstraße, von der Hochebene nach dem Hafen Punta-Arenas am stillen Ocean, zu bezeichnen.

Im weiteren Verfolge des zunehmenden Wohlstandes und des vermehrten Handelsverkehrs sah sich denn Costarica veranlaßt, zuerst in Europa Schritte zu thun, um wo möglich durch Beförderung der Colonisation den sich nur zu fühlbar machenden Mangel an hinreichenden Arbeitskräften bei der nur vorhandenen schwachen Bevölkerung zu beseitigen und auch andere Theile des gänzlich brach liegenden, unbenutzten, ja völlig unbekannten weiten Staatsgebietes wo möglich in Culturzustand zu bringen. Schon seit 1848 bemühte sich Sr. Felipe Molina, der Chargé d'Affaires des Staates in England, sowohl dort, als in Deutschland und Frankreich Colonisationsunternehmungen für Costarica zu Stande zu bringen.

Da allein schon zur Vermeidung der langwierigen und frachtvertheuernden Umschiffung des Cap Horn, um den gewonnenen Kaffee von der Küste des stillen Oceans nach England zu schaffen, abgesehen von allen anderen Vortheilen, die dem bewohnten Plateau des Landes aus Zugänglichkeit von atlantischer Seite her erwachsen würden, eine bisher gänzlich hier fehlende Verbindungsstraße besonders wünschenswerth erschien, so wurde zuerst 1848 mit dem Hause Carmichael in Liverpool ein mit großen Landschenkungen verbundener Contract abgeschlossen wegen Erbauung einer Straße von der Hochebene, und zwar zunächst von Alajuela bis zur Embarcadere am Sarapiqui, um somit das obere Land quer über die Cordillere mit dem Strom und Hafen von San-Juan de Nicaragua (an welche Costarica damals bekanntlich auch Eigenthumsansprüche machte) in wegbare Verbindung zu bringen. — Auch an andere englische, für den Zweck rasch zusammengebrachte Compagnien wurden damals, gelegentlich der ersten Opposition englischer Seits gegen das amerikanische große Canalproject, vom Staat Costarica sowohl in diesem nördlichen, längs des San-Juan-Stromes sich hinziehenden Theile des beanspruchten Staatsgebiets, als auch

in den unbekannten Bergen nach Veraguas hin ausgedehnte Landbewilligungen gemacht, unter der Bedingung, in bestimmter Zeit eine gewisse Anzahl Colonisten anzusiedeln.

Ferner bewilligte 1849 die Regierung von Costarica der Pariser Compagnie Lafond 240 Quadrat-Leguas Land in der Umgebung des Golfe dulce am stillen Ocean, hart an der Grenze von Veraguas, unter der Bedingung, diese ganz wilden Ländereien zu colonisiren und eine Verbindungsstraße von hier quer durch das Land über die Cordillere nach der Chiriqui-Lagune, der schönen, inselreichen Meeresbucht an atlantischer Küste, zu erbauen.

Endlich hat auch 1852 eine Berliner Colonisationsgesellschaft, von der Regierung des Staates oder vielmehr von der »Junta itineraria« mit Bewilligung der Regierung, ausgedehnte Landbewilligungen in den zwischen der Hochebene und der atlantischen Küste gelegenen Bergen erhalten, unter der Bedingung, eine Straße von Cartago nach der kleinen Hafenbucht Saltcreek (unweit Matina) zu erbauen.

Nach allen vorstehend aufgeführten und nach den während der letzten fünf Jahre zum Theil pomphaft angekündigten und mit den sanguinischsten Hoffnungen begonnenen, großartig und zweckmäßig scheinenden Unternehmungen sollte man nun wohl annehmen dürfen, daß hier Alles im besten Fortschrittsgange sei, das Land sich bald nach verschiedenen Seiten hin verbesserter oder neuer Verbindungsstraßen erfreuen werde, wenigstens doch einige der früheren Uebelstände beseitigt, und das Land ein wahres Eldorado für Colonisten sein müsse, — und doch ist von allem diesem noch so wenig zu finden, daß nicht nur das eigentliche bewohnte Costarica von atlantischer Seite her noch gerade ebenso unzugänglich ist, als früher, sondern daß auch wahrscheinlich alle die verschiedenen Wegebau- und Colonisationsunternehmungen für's Erste wohl gar nicht zur entsprechenden Ausführung oder Vollendung kommen werden. — Die Straße von Alajuela nach dem Sarapiqui, an welcher angeblich schon seit 1849 gebaut wird, ist noch lange nicht zur kleineren Hälfte fertig und scheint neuerlich wieder gänzlich in's Stocken gerathen zu sein; — die großartige Colonie Lafond am Golfe dulce (mit einem nominellen Capital von 25 Millionen Francs unter-

nommen) scheint gänzlich aufgegeben, ohne daß man nur einen ernstlichen Versuch zur Ansiedlung gemacht hätte; — und auch die vom Berliner Verein beabsichtigte Straße von Cartago nach der Küste ist, den neuesten Berichten nach, auf so bedeutende natürliche Hindernisse gestoßen, daß bei den beschränkten Mitteln der Gesellschaft wenig Aussicht auf ein Zustandekommen vorhanden ist. —

Wie erklären sich aber nun diese wunderlichen Erscheinungen und das wiederholte Mißlingen aller der anfänglich wohlgemeinten und der Grundidee nach nur zweckmäßig zu nennenden Unternehmungen? — Wir wollen wenigstens versuchen, im Allgemeinen nach beiden Seiten hin diese sich Jedem aufdrängende Frage zu beantworten.

Abgesehen von allen jetzt wohl überhaupt nur noch seltener vorkommen könnenden, rein börsenspeculativen, gewissenlosen Colonisationsschwindeleien und leichtsinnigen sogenannten Empressario-Contracten zur Hinausschaffung von Auswanderern, und angenommen, daß in allen ähnlichen, wie in dem in Rede stehenden, das specielle Land Costarica betreffenden Falle, diesseits des Oceans rechtliche, wohlmeinende und unternehmende Capitalisten, und jenseits des Oceans entweder die Behörden des Staates oder patriotisch gesinnte Männer als Beförderer eines solchen Colonisationsunternehmens auftreten, so möchten die Hauptursachen des dennoch so häufig eintretenden gänzlichen Mißlingens im Allgemeinen hauptsächlich zu suchen sein: diesseits in der leidigen Unklarheit und Täuschung über die Art und den Umfang der zu verwendenden Mittel, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen, herbeigeführt durch selbstgeschaffene Illusionen und Unkenntniß der wirklichen Zustände des zu colonisirenden Landes; sowie jenseits in der fehlenden Energie und aufzuwendenden Thätigkeit in Ergreifung der nothwendigen Entschlüsse und Anwendung der allein richtigen Mittel, welche für Erreichung des gewünschten Zweckes doch unerläßlich sind. — Die auf beiden Seiten vorkommenden unbeabsichtigten Täuschungen und selbstgeschaffenen Illusionen haben dann in ihrer Wechselwirkung auf einander in manchen Fällen schon zu den lächerlichsten Mißgriffen und den wunderlichsten vergeblichen Experimenten geführt.

Im vorliegenden Falle liefert hierzu den auffallendsten Beleg — neben den freilich aus ähnlichen Gründen gleichfalls mißglückten oder doch gänzlich ins Stocken gerathenen englischen und französischen Projecten — die Geschichte der Operationen des seit 1849 bestehenden Colonisationsvereins für Central-Amerika in Berlin. Mit den großartigsten Intentionen und sanguinischsten Hoffnungen begonnen, ganz Central-Amerika vom grünen Tische in Berlin aus zu colonisiren, in völliger Unklarheit über die Möglichkeit der Ausführung, bald für diese, bald für jene oft nur eingebildete, in der Wirklichkeit gar nicht existirende Localität schwärmend, fortwährend in fruchtlosen Unterhandlungen mit den verschiedenen Staaten oder deren Agenten hin und her schwebend, um am Ende sich mit der Herstellung einer sehr problematischen Gebirgsstraße für die Regierung von Costarica begnügend, an diesen Wegebau eine ungewisse Colonisation im Kleinen knüpfend, und zwar, wie es sich nun ausweist, ohne vorher einmal, selbst von diesem beschränkten Terrain, dessen Zweckmäßigkeit für die Colonisation und den natürlichen Hindernissen und Schwierigkeiten, welche letztere selbst für Durchführung dieses bescheidenen Unternehmens noch die Mittel der Gesellschaft als unzureichend erscheinen lassen, sich gehörig und gründlich unterrichtet zu haben! — heißt denn doch wahrlich an eine bloße Chimäre, während fünf ganzer Jahre, Arbeit, Zeit und Geld auf das Nutzloseste und Unverantwortlichste verschwenden.

Auf der anderen Seite trifft in diesem speciellen Falle die Behörden und patriotisch gesinnt sein wollenden Bürger Costarica's, welche es seit 1848 proclamiren, daß sie deutsche Einwanderung und Colonisation für ihr Land wünschen, kein geringerer Vorwurf der Vernachlässigung dieser Interessen und der Unklarheit über die geeigneten Mittel, dieselben zu befördern. Wir haben schon früher gelegentlich unsere Verwunderung ausgesprochen über die crasse Unkunde, in welcher noch immer die ganze Bevölkerung Costarica's sich vorzugsweise über ihr eigenes Land befindet, welche unbegreifliche Unkenntniß sich sogar evident in den wenigen vorhandenen Berichten der gebildeteren Eingeborenen über das Land und dessen natürliche Beschaffenheit (z. B. Galindo's und Molina's) heraus-

stellt. Das nahe liegende Beispiel der Vereinigten Staaten zeigt doch offen genug die geeigneten Mittel an, welche jede Regierung zunächst zu ergreifen hat, welche neue Ansiedler für ihre im Naturzustande befindlichen Ländereien wünscht. Erst nachdem diese Wildnisse, im Großen aufgeschlossen, zugänglich gemacht, vermessen und wenigstens oberflächlich untersucht und ihre verschiedene natürliche Beschaffenheit festgestellt worden, kann überall von nachhaltiger, bleibender Ansiedlung die Rede sein. Eine Regierung, die aber nicht nur zu schwach und ohne die gehörigen Mittel und Kräfte ist, um solche Untersuchungen und Feststellungen selber anordnen zu können, sondern auch zu indolent oder mißtrauisch ist, um fremden Colonisationsunternehmern wenigstens alle nur mögliche Erleichterung und Freiheit zu gestatten, um anstatt ihrer diese, in tropischen Ländern allerdings doppelt mühsamen Vorarbeiten zu verrichten, darf sich nicht wundern, wenn alle halben Maßregeln und ungeschickten kleinlichen Unternehmungen gänzlich erfolglos bleiben.

Alle schön klingenden, liberalen Colonisationsgesetze, wie jeder der mittelamerikanischen Staaten solche von Zeit zu Zeit erlassen, alle Versprechungen von Landschenkungen an Colonisten und vorgespiegelte Vortheile und Befreiungen von bürgerlichen Lasten, Abgaben u. s. w. sind für jetzt noch völlig nichtssagend, und werden es bleiben, so lange die Regierung, welche diese Zusagen macht, weder das Land, das sie verschenken will, nur einmal kennt, noch auch im Stande ist, die geringste Garantie für Sicherheit des Besitzes und des Genusses der versprochenen Immunitäten zu gewähren. Daß Costarica sich aber jetzt schon wesentlich von den übrigen Staaten Central-Amerika's in dieser Beziehung unterscheiden sollte, muß entschieden bezweifelt werden. Die politischen Parteikämpfe haben hier in der letzten Zeit allerdings wegen der etwas günstigeren Bevölkerungszustände nicht den schlimmen, blutigen und Ruhe und Ordnung für längere Zeit störenden Charakter angenommen, wie in den anderen Staaten; daß aber darum doch verschiedene Parteiungen im Lande bestehen, so z. B. zwischen Cartago, der früheren, und San-Jose, der jetzigen Hauptstadt, ist bekannt genug, und können durch einzelne Ehrgeizige offene Feindseligkeiten und Bürgerkrieg jeden Augenblick auch hier, wie früher häufig

genug der Fall gewesen, wieder vorkommen. Doch selbst wenn man von diesen politischen Bedenklichkeiten, die allerdings nicht zu ernst genommen werden müssen, so störend sie für den einzelnen fremden Ansiedler auch unter Umständen sein dürften, einmal ganz absehen will, erscheint Costarica doch keineswegs schon jetzt als ein Land, welches der vereinzelten Auswanderung so unbedingt anzupreisen wäre, wie es neuerdings verschiedentlich geschehen ist.

Bevor nicht entweder die Flußschifffahrt auf dem unteren Theile des San-Juan-Stromes und dem Sarapiqui in regelmäßigen Gang gebracht, und die Straße von der Embarcadere an letzterem Flusse über die Cordillere nach Alajuela vollendet, oder auch der neue Weg von der atlantischen Küste nach dem Innern, von Saltcreek nach Cartago zu Stande gekommen, — und zu beiden ist gerade jetzt wenig Aussicht vorhanden, — wird immer die Unzugänglichkeit von Costarica, von atlantischer Seite her, eine für die ärmeren Auswanderer sehr bedenkliche Schwierigkeit bleiben. — Der ganze atlantische Küstenstrich des Landes selbst aber, mit fruchtbarem Boden in den Flußthälern, unterliegt denselben klimatisch-nachtheiligen Einflüssen, wie die ganze übrige so verrufene Mosquito-Küste, bis Gracias a Dios hinauf. — Von den Umgebungen der weiten Chiriqui-Lagunen oder der Boca del Toro (an welches Terrain übrigens Neu-Granada gleichfalls Ansprüche erhebt), wo in früherer spanischer Zeit blühende Ansiedlungen stattgefunden haben sollen (Tisingal und Estrella), weiß man noch immer so gut wie Nichts, und sind diese Niederungen noch eben so unerforscht, wie die hinterliegenden, sich über Tausende von Quadratmeilen erstreckenden Waldgebirge. — Wendet man sich der Seite des stillen Oceans zu, so liegen an der Grenze nach Veraguas, im südlichen Theil des Landes, zunächst die von wenigen kleinen Indianer-Ortschaften bewohnten weiten Savanen und Wälder im Umkreise des Golfe dulce, und müssen die hier der Compagnie Lafond seit 1849 bewilligten Ländereien, falls man sich überhaupt die Mühe genommen, sie näher zu untersuchen, doch nicht als so vorzüglich zur Colonisation geeignet sich ausgewiesen haben, da noch immer keine Ansiedlung irgend welcher Art hier stattgefunden hat. — Der ganze Küstenstrich vom Golfe dulce bis

nach der Nicoya-Bucht (durch welchen der beschwerliche Maulthierpfad von Panama führt) scheint, bis man in die Nähe von Punta-Arenas kommt, gleichfalls aus unerforschtem, waldig hügeligem Terrain zu bestehen, wahrscheinlich mit etwas gesunderem Klima, als die gegenüberliegenden Küsten der atlantischen Seite. — Die Halbinsel Nicoya, sowie der ganze Bezirk von Guanacaste (theilweise von Nicaragua beansprucht) haben, so weit sie bekannt sind, einen wenig fruchtbaren, steinigen Boden und leiden an Wassermangel. — Ueber die weiter inland liegende Gebirgsgegend von Miravalles (wo eine von Sr. Medina begonnene kleine deutsche Colonisation, des schlechten Gesundheitszustandes der Colonisten halber, sofort wieder aufgegeben worden) läßt sich noch wenig zu Gunsten der Ansiedlung sagen; noch weniger aber über die wilderen Waldberge an den Flüssen Frio und San-Carlos, bis wohin noch nie der Fuß eines Europäers oder Weißen gedrungen. —

Somit ist man immer wieder nur auf jene räumlich beschränkten Hochebenen der vier Städte Costarica's, als vorläufig allein zur Ansiedlung geeignet, zurückgeführt.

Daß auf diesen Hochebenen, sowie vielleicht in einigen der noch weniger bewohnten und bereits durch die Cultur der Eingeborenen in Anspruch genommenen Seitenthälern derselben sich noch Raum finden wird für eine gewisse Anzahl arbeitsamer deutscher Ansiedler, und einige Handwerker u. s. w. in den kleinen Städten auch wohl Beschäftigung finden werden, steht übrigens eben so fest, als daß Costarica unter den jetzigen Umständen durchaus kein günstiges Feld bietet für größere, auf Ackerbau, Industrie und Handel berechnete Colonisationsunternehmungen, wie solches z. B. in Nicaragua, Honduras und Guatemala, richtig unternommen, allerdings der Fall ist. — Erst nach erfolgter vollständiger Aufschließung und bewerkstelligter leichterer Zugänglichkeit des Landes wird es den Costaricanern gelingen, eine nennenswerthe zahlreichere europäische Einwanderung herbeizuführen, und somit die für jetzt noch auf den kleinen Mittelpunkt des Staates beschränkte Cultur und Ausbeutung der natürlichen Hülfsquellen auch auf das übrige Staatsgebiet nach beiden Meeren hin auszudehnen.

NORD - AMERIKA.



Braunschweig, Verlag von Fr. Vieweg & Sohn und George Westermann.

Gez. v. T. v. Liechtenstern u. v. H. Lange.

Stahlstich Druck u. Colorit von Serz & Cie. in Nürnberg.

Maasstab von 50 100 150 300 geogr. Meilen

NICARAGUA.



MANAGUA SEE
NICARAGUA SEE
PACIFIC
ATLANTIC
Managua
Tipitapa
Sanbrano
Pasquiel
el Paso
Jquilite
San Jose
Boaco
Masapa
San Lorenzo
Juigalpa
Acoyapa
Lovigisca
I. Grande
P. Lafter
P. Congrejal
P. Pederosa
V. Masaya
Masaya
Ninduri
Malacco
GRANADA
las Isletas
Mombacho
Masatepe
S. Juan
S. Teresa
Diriomo
Diriamba
Xiquinoma
Jinotepe
Nandaime
San Rafael
el Valle
Buenaventura
I. Chancha
Zapatero
Omotepe
Madera
Pta Palma
Rivas
S. Jorge
Brito
San Juan del Sur
Bahia de la Virgen
S. Ubaldo
I. de S. Bernardo
P. de Jaen
P. Pedernal
San Miguelito
I. Boqueta
P. Tul
Solentiname
San Carlos
Chichicaste
Sapote
Tigare
Rio San Juan
Castillo
Rio Frio
B. Salinas
B. Sta Elena
B. Murcielagos
B. Culebra
Orosi V.
Beijo V.
Tenorio V.
Guanacaste
Miravalles
sumpfiges Vorland
unerforschtes Waldgebirge
gänzlich unbekannter Ost-Abfall der Cordillere
Mosquito Küste
Bluefield
Rio Indio
San Juan del Norte
Rio Colorado
Rio San Carlos
Rio Sarapiqui
Costarica